





Viertes Kapitel.

Hausbau in Stadt und Markt.

Wir behalten uns vor, eine Physiognomik der Städte und Märkte der drei fränkischen Provinzen in einem eigenen Abschnitte nachzutragen. Hiezu veranlaßt insbesondere der Umstand, daß eine vergleichende Gegenüberstellung die Schilderung erleichtert, und wesentlich zum Verständniß beiträgt. Die weiteren Motive kommen bei der Behandlung des Gegenstandes selbst zu erörtern. —

Dritter Abschnitt.

Die Mundart der drei Franken.

Von **Dr. Haupt.**

Erstes Kapitel.

Zur Einleitung.

Zu geschichtlichen Erörterungen ist bei den enggesteckten Typengränzen dieses Aufsatzes kein Raum. Ohne daher auf die durch Karl den Großen unter die Franken importirten Sachsen und deren ehemaligen Dialekt besondere Aufmerksamkeit zu verwenden, blos dieß als Thatsache konstatirend, bleibt uns nichts übrig, als sogleich in die wirklich bestehenden Idiome unterzutauchen, um mit diesem Sprung uns aller philosophirenden und sprachuntersuchenden Methode zu entziehen. Es wird daher von Vergleichungen der zur Aufgabe überkommenen Sprachweisen weder mit Mittelhochdeutschem noch Althochdeutschem Zeit sein, denn bei so scharf umschriebener Bogenzahl kann dieses gelehrte Beiwerk nicht so gewürdigt werden, wie es vielleicht beanspruchen darf; dennoch kann bei dem Auseinandergehen des gemeinsam herrschenden Idioms in wohl unterschiedene Aeste deren charakteristische Zeichnung nicht wohl unterbleiben, und so wollen wir denn gleich frisch ans Werk gehen, und uns begreiflich zu machen suchen, worin der Franke von dem Bayern und Oberpfälzer, und dann unter sich der Bamberger Hochstiftsfranke von dem Würzburger Hochstiftsfranken, nebst dem Rhöner, dann aber auch der mittelfränkisch-schwäbische Antheil von den angegebenen sich unterscheiden.

Der Hochstift Bamberger

ist von dem Altbayern und dem auf dem Frankenjura seßhaften Oberpfälzer durch mehrere Spracheigenthümlichkeiten geschieden, die ohne Beanspruchung grammatikalischer Aufeinanderfolge in Nachfolgendem zu bestehen scheinen.

1) Das L wird nie halb ausgesprochen, und es verändert auch nie die Aussprache des vorstehenden Vokales, daher Bild (Bbg.) nicht Büid (Oberpf. u. Bayr.). Gäld (B.) nicht Gäid (Oberpf. u. Bayr.). Mühl (B.) nicht Mll (Bayr. u. Oberpf.), guldn (B.) nicht guidn (Oberpf.). Das r zunächst in den Endungen der und der Vorsylbe ver ist zwar auch wie in Oberpf. u. Bay. fast verschwunden dem Ohre, aber das zurückbleibende de und ve lautet nie da und va (Bayr. u. Oberpf.), sondern immer dä und vä, nie also dá vodá (Vater), sondern dä Vaddä, nicht vágoldt, sondern vägoldt, nicht vádorm (verdorben), sondern vädorm. — Das r ist ferner nie guttural vor g wie in Bay. u. Oberpf., also nie Beăch (Berg) sondern Berich — deßgleichen ist auch ch nie mit r angehaucht wie in Bay. u. Oberpf., also nicht es bri^r^cht, Tu^r^ch (bricht, Tuch) sondern einfach: bricht, Tuch, wobei die Zunge gerade recht stark an das Gaumensegel angedrückt wird. — Der Ausfüllungsbuchstabe r ist nicht, wie in Bay. Regel, sondern seltene Ausnahme. Der Bamberger Hochstifter kann also nicht sagen: dás ánderá Leit á-r-án Vástand hamm (daß andere Leute auch einen Verstand haben), sondern er spricht: A's ánnerá Leut á án Västand hamm. Ausnahme macht die Präposition bei: g'heä bá-r-uns, (Geh her zu uns.)

2) Kein Vokal verliert durch einen Nachklang seine schriftgemäße Intonirung, auch nicht durch einen Vorklang; nicht also Muăddá (Bay.) (Mutter) sondern Muddä, nicht Zwoă (zwei) sondern Zwá, Zwée; nicht Giătă (Güter Bay.) sondern Güddä; nicht Beïa (Bier B. u. Oberpf.), sondern Biä; nicht á haut á Hauă in Schlauf válaurn (er hat ein Haar im Schlaf verloren. Oberpf.) sondern eä hot á Hoä in Schlohf välorn; nicht er geiht und fleïgt bäïs (der Vogel geht und fliegt schecht. Oberpf.) sondern eä geht und flieght bös.

3) Der bestimmte weibliche Artikel im Singular, noch weniger der männliche wird nie blos durch d angezeigt, sondern immer ganz gesprochen; somit nicht: d' Frau is in d' Kiärch (die Frau is in die Kirche gegangen. Bay.), sondern die Frah is in dä Käring. — Das Fürwort Euer und Euch ist nie enk und enka, auch wird das Ihr nie verdoppelt. Folglich nicht: was sagst's ös? Enka Broad? (Was sagt Ihr? Euer Brod? Bay.), sondern wos secht ä? Euä Brod?

4) Der Dativ Plural der Substantiva hängt durchgängig und ohne Ausnahme ein klares End-á an, und hat nie wie in der Oberpf. noch ein End-n; also nicht n' Heisän, n' Männän, (den Häusern, den Männern), sondern n' Heuserná, n' Mennerná, nicht af'n Benknän (auf den Bänken) sondern auf'm Benkná. Dieß geht noch hoch im Norden von Oberfranken, und selbst über die Gränze nach Thüringen hinein, z. B. noch nach Summbárg (Sonnenberg) aber auch weit nach Süden bis Ansbach.

5) Im Verbum ist die Plural-Form: Sie nie zu einem bloßen S zusammengeschmolzen, wie in Bay. u. Oberpf. und das Ihr ist auch nie zu einem suffixen s geworden, also nicht: segn's do ham's, (sehen Sie, da haben Sie) sondern Sägn'sá, do hamm'sá, auch nicht get's aussse (geht hinaus) sondern get naus. Das e der Reduplikation in den Perfektformen wird nie als Regel, sondern nur als Ausnahme in einzelnen Fällen, zumeist vor s und h elidirt, also nicht: er is g'legn, er hats g'lernt, g'macht, g'walkt, g'rissn, sondern mit dem á-laut: er is gá'legn, eä hots gálernt, gámacht, gáwálikt, gáriss'n, — wohl aber eä hots gsacht, g'hatt, g'schrim und g'him (gesagt, gehabt, geschrieben, gehaut). Auch wird dieses präfixe ge nie ganz elidirt, wie in Bay. und Oberpf. sondern ist in der Regel deutlich als gá hörbar; somit nicht: er hot si a˜zogn, sondern eä hot si a˜gázogn, (hat sich angezogen). — Der Nasenlaut eng ist in den Präsenspersonen der Verba gehen und stehen nie hörbar, wie in Oberpf. u. Bay. also nicht: sie stengá und gengá (stehen und gehen) sondern sie stenn und genn. Das schon pfälzernde Hof hat dieß indeß aufgenommen. Die 3. Person Präs. Indic. Plur. hat nie das Schluß-t wie Oberpf. also nicht sie hamt, sie teant, (haben, thun), noch weniger das schwäbische Schluß-t, also nicht mer glaubent (glauben) sondern sie hamm, sie tunn (thun) mer gláhbm.

6) Die Elidirung einzelner Vokale zunächst in den Partikeln findet nicht statt wie in Bay. u. Oberpf., somit nicht z'ruck, z'kurz, sondern záruck, zákurz. — Das k wird nie anders gehört, nie als ch, somit nicht bachn, sondern gábäckn (gebacken). — Das J ist statt g nicht wie in Bay. an bestimmte Distrikte gebunden, sondern erscheint an den verschiedensten Lokalitäten. Dä Gágä gagt (Jäger jagt) bei uns überall: auf dem Jura, dem Frankenwald, aber auch in den Ebenen des Ochsenfurter Gaus und des Mainthals. Die Adjektiv-Endung ig wird nie wie in der Oberpf. u. in Bay. wie gelindes k gesprochen, sondern wie g; also nicht wenik (wenig) sondern wenig, auch in den einsylbigen Wörtern die auf g endigen, nie hart, sondern weich, nicht Berk (Berg) sondern Berig. Deßgleichen auch nicht hart wie in Oberpf. u. Bay. in den Zahlwörtern, somit nicht zwánz'k,

Dreiss'k sondern entweder Zwanzig, Dreissig oder ganz elidirt: Zwanzi.

7) Die Deminutiv-Formen enden nie auf l wie in Oberpf. u. Bay., sondern auf kräftiges und helles á, also nicht: á guͤds Plätzl, á Schächterl, á Händl (ein gutes Plätzchen, Schächtelchen, Händchen), sondern á guts Plätzlá, á Schächtálá, á Hendlá.

8) Nie spricht der Bamberger Hochstifter einen Diphthong anders, als er schriftgemäß gesprochen werden soll, also nicht á Kinisresl, á breämte Minz, nicht d' Leit stengă tiăf, (ein Königsröschen, eine berühmte Münze, die Leute stehen tief), sondern á Köniksröslá, á bárühmtá Münz, die Leut stenn tief.

9) Im Anfange eines Wortes und in der Mitte in der Sylbenablösung wird indeß wie in Oberpf. u. Bay. das st wie scht gesprochen, und blieb deßhalb als durch ganz Süddeutschland hindurchgehend unbezeichnet im Drucke. — Deßgleichen hat der Franke durchaus in allen Gauen, mit Ausnahme der Rhön und eines kleinen Antheils im nördlichsten Frankenwald, mit dem Bay. u. Oberpf. gemein, daß das Imperfect. fehlt. Außerdem ist der Bamberger Hochstifter und weiterhin jeder Franke an der reineren Verschmelzung des Dipthongen ei zu erkennen, den er eher zu ai macht, als wie der Bay. zu eï, und ihn auch weit weniger, aber dennoch auch, durch die Nase spricht. Meĩ Vodá kann der Bamberger, noch weniger der Hochstift Würzburger, nicht sprechen, sondern er spricht Maĩ Vaddä.

Der Hochstift Würzburger

kommt mit dem Hochst. Bamberger in Vorstehendem meist überein, und unterscheidet sich also auch dadurch von dem Bay. und Oberpf. doch bestehen bei ihm nachstehende Eigenthümlichkeiten, im Gegensatze zum Hochst. Bamberger:

1) Der Würzb. spricht die ö und ü wie e und i, die eu wie ei und kommt darin mit dem Bayern und Schwaben überein. Die Leit missă á Fräd hábă Wz. (Die Leut müssn á Freud hamm) Bbg. Ze theier un ze feicht Wz. (Za theuä un zá feucht) Bbg. — Die ei sind ihm in hundert Fällen ein reines ä, oder gar ein gedehntes e; (die bekannnte Geschichte mit dr Gähs, die ibern Mäh g'sprungă is, un's Bäh zwämol enzwä gebrochă hat). Du wäst, ich meen den klee Stee, den zwättn, an dr Flähschbenk. Wz. (du wást, i máan den kláhn Stáh, den ánnern an dä Fláhschbenk) Bbg. — Die anderen ei spricht er mit noch viel kräftigerem á als der Bamberger, wie reine ai aus: Mai! s' is ă Gchráy un ă Stráit im Deitsche Ráich, s' is aus dr Wáis! — Einige Vokale z. B. das u und ü macht er zu reinen o, was der Bamberger nie thut, und wird hierin vom Aschaffenburger kräftig sekundirt, denn

während sie in Würzb. Hopfă zopfă, sagt auch der Aschaffenb. Hoppă zoppă; der Bamberger kann nur Hopfm Zupfm. — Den Diphthongen äu löst der Würzb. fast ganz in seine einzelnen Bestandtheile a und ü auf, zumal der Vorderrhöner, während der Bamb. Hochstifter auch diesen Diphthong rein wie eu spricht, daher gibt es Straüss und Laüs nur in Würzb., in Bamberg Streuss und Leus (Sträuße und Läuse). Das a in der Vorsylbe an, welches der Bamberg. tief gegen o zu und durch die Nase spricht, klingt beim Würzb. wie o͡u und ebenfalls nasal. Lass dr nix ou͂märk. Wz. (Loss dä nex a͂märkn Bamb.). Das ächt Bamberger o statt a hat der Würzb. nicht in so vielfachem Maaße; Schlofă, (schlafen Wz.) Schlohfm Bbg.; erst gegen die schwäbische Grenze zu wird es wieder Regel.

2) Anlaute hat der Würzb. ziemlich viel, aber fast nie da, wo sie der Bamb. Hochstifter südlichen Antheils hat, doch merkwürdiger Weise keinen der vor dem Schriftvokal steht, wie der Bay. u. Oberpf., sondern immer nur nach dem Schriftvokal gesprochen: Siestă wiä d'r groos beäs Buă die liäbă roătă Hühälä rümziächt. Wz. (Siggstá, wie deä gross bös Bu die liebm rothn Hühnä rümziecht. Bb.)

3) Der Buchstabe r ist dem Würzb. fast lieber, als jeder Vokal. Ihm zu lieb läßt er das e im Artikel der aus. Dr Vattr un die Muttr. Wz. (Deä Vaddä un die Muddä. Bbg.) — Er klingt weit kräftiger als im Bamb. Hochstift, und wird fast nie verschluckt, wie es hier, wie in Oberpf. u. Bay. der Fall ist. — n vor d geht ihm über alles, Er läßt sich dafür das d kosten: Hinnä get ölles unnerenanner. Wz. (Hintn geht alles unteránándä. Bb.).

4) Den Dat. Plur. auf ná des Bamb. Hochstifters kennt er nicht: Mit ihră Gsätză un Befähl. Wz. (Mit irn Gsetzná un Báfählná. Bb.). Mit ihren Gesetzen und Befehlen. — Die Substantiv- Adjektiv- und Verbalendungen auf en macht er zu ă, wo sie der Bamb. blos zu n mit Elidirung des Vokales macht: Die Terkă mit ihră Cigărră dodriebă, hábă Pfuckă auf dr Nosă. Wz. (Haben Blätterchen auf der Nase). (Die Törikn mit irn Cigárná do drüm hamm Pfuckn auf dä Nosn), wobei dieses ă halb und halb wie ä klingt.

5) Das Verbum macht jedoch bei dem Würzb. noch weit possirlichere Sprünge und Verrenkungen, als beim Bamb. So ist es Hauptregel beim Würzb., daß er bei zwei Verben, wovon zumeist das eine ein Hilfszeitwort ist, entweder von allen beiden, oder von dem einen die Infinitiv-Endung en vollkommen ignorirt. Sie existirt für seinen Mund rein gar nicht: er hots loss geh, hot net wöll kumm, und hot wöll sog: so hots müss sei͂. Wz. Er hats gehen lassen, hat

nicht kommen wollen, und wollte sagen: So mußte es sein; (eä hots geh lossn, hot net kummá wölln, und hot sogn wölln, so hots sei˜ müssn. Bb.). Dös kann i net brauch, brauch mi á net zá bádánk. Wz. An das Verbum thun hängt der Stadtwürzburger im Perf. Infin. ein t an: er hots getunt. Wz. (eä hots gátha˜. (gethan). Bb.).

6) Die Deminutiva endigen sich auf li, nicht wie bei dem Bamb. auf lá; Grumbeerli mit Citronábizzeli und Rüäbli. Wz. (Erdöpfálá mit Citronábizzálá und Rübla. Bb.). Das merkwürdigste ist aber, das der Würzburger alles was weiblich nett oder schön ist, oder vor Zeiten einmal war, sächlich konstruirt: 's hot sagă loss, 's könnt nit kumm, 's hett 'n letztă Ball záviel Stáab ei˜fress müss. Wz. Wobei aber dieses es eine Sie war, und vielleicht recht gut schon in dem Alter, wo man bereits an die bekannten Schwabenjahre anstreift. (Sie hot sogn lossn, sie könnt net kummá, sie hett 'n letztn Bahl záviel Stáab ei˜fressn müssn. Bb.).

7) Im Norden und in den östlichen Theilen des Würzb. Hochstifts kommt noch die Sonderbarkeit vor, daß, um das ausgefallene en des Verbal-Infinitivs nicht böse zu machen, man dem Infinitivstamm voran eine Reduplikation gibt: I ka mersch gedenk, du kasts net geschreib. Wz. (I ka mersch denkn, du kasts net schreim. Bb.)

Der Aschaffenburger (Aschäborger).

kommt mit dem Hochst. Würzb. in den meisten Sprechweisen überein; doch sind auch bei ihm Eigenthümlichkeiten, die sich kurz in Nachstehendem zusammen fassen lassen. Zunächst singt der Aschaffenb. viel und legt dabei auf die Begriffssylbe einen kräftigen Nachdruck, wodurch ein besonders rhythmisches Heben und Senken der Stimme entsteht. Dann unterscheidet er mit dem Rheinpfälzer gemein die harten und weichen Consonanten besser, macht aber manches hart, was weich wäre: Mei˜ Pharrer (Pfarrer) und manches weich, was hart sein sollte: Hol dich der Teuwl (Teufel) was der Würzb. nicht thut. Ferner läßt er vielfach die r zumal vor f u. n im Sprechen aus: im Doff sein viel zahnige Leit. (Im Dorf sind viel zornige Leute). — Aber vor allem kommt stellenweis das k vor l wieder zu Ehren, welches der Würzb. immer in d oder t verwandelt: a klee Bibli (ein kleines Bübchen). Wz. — Die Deminutivformen endigen sich fast durchgängig auf lchä: er hot a schee Reckelchä a˜. (Röckchen). — Die Z in der Vorsylbe zu macht er außerordentlich weich zu s: se krumm (zu krumm); aus den u in mehreren Partikeln macht er o. kumm norr, (nur). Und endlich beginnt er schon mit dem Rheinpfälzer zu krischä; schreien kann nur noch der Würzb.; for des dass ist Aschaff. Breite statt: deßwegen.

Die Hinterrhön

ist ein buntes Gemisch von fränkisch, niedersächsisch und allemannisch; mit dem Nachweis, daß die Sprechweise zwar fränkisch überwiegend ist, aber auch mit dem Stempel ihrer rauhen Berge, und einer Naturwüchsigkeit, die sie der Tyroler Sprachwerkzeuge-Handhabung an die Seite stellt, nur daß sie keine Gutturaltöne hat. Der Rhöner spricht im Durchschnitt breiter wie der Würzburger, doch in vielen Punkten wieder spitziger.

1) Charakteristisch, und nirgends in den drei Franken sonst ausgeprägt, ja nur angedeutet ist die Umwandlung von au in ei: Druis uissm Huis sin luitr Muiss. (Drauß aus dem Hause sind lauter Mäuse.) und die Verwandlung der ei in i: Zu Wei~trszit is ölls schneewiss vor Is. (Zu Winterszeit ist alles schneeweis von Eis.). Doch würde man sich im Rhöner irren, wenn man glaubte, er wäre damit zufrieden; denn er zeigt die größte Bereitwilligkeit ie in e zu verwandeln; denn er wegt an dr Wege (wiegt an der Wiege), wie er denn auch schnell damit fertig ist, das i in e zu wandeln: ech ben em Gewättr hämm. (Ich bin im Gewitter heimgegangen). Doch noch mehr, er macht die u zum hellklingenden o: há is jong on good (Er ist jung und gut), há moss Roh humm. (Er muß Ruhe haben). Handumkehrt macht er die o zu Nasal-ui~: Há hot ä Sui~ (Er hat einen Sohn); aus in erscheint plötzlich ein ei~ durch die Nase: im Wei~tr bräucht s' Kei~ng ä Mutzä. (Im Winter braucht das Kind einen Rock). Und da ihn keine Verlegenheit anficht, so macht er aus unt und int: öng und äng. önger on änger (Unter und hinter); aus a zieht er schnell ein u hervor: ech humm. (ich habe); aus e kommt plötzlich ein a zum Vorschein: dr Sui~ la~hnt. (der Sohn lernt).

2) Hat ers den Vokalen so gemacht, so ist zu erwarten, daß er gegen die Consonanten auch wenig conservativ ist. — Will er fragen: wer, wie, was, wo, wohin, woher, so sagt er bär. bi. bás. bo. bohär. bohi~; mit dem ch ist er nicht gut freund, er wirft es in den Winkel, wo er kann, denn er ist gesond on au gewásse (und auch gewachsen). So gern er sonst die r hat, so macht er sich doch auch vielfach nichts aus ihnen: ha fuh áhnlich (er fuhr ordentlich); auch die g und t relegirt er: há sáht dm áhl, há kán láhn (Er sagt dem Alten: er kann es ablegen).

3) In den Verben springt er mit den Infinitiven wie der Würzburger um; auch er hats müss loss. auch er kánn gámerk und gáspring. mehr noch, er kann námm und gánamm (nehmen) wie er will, und wie in Holland etwas ontstet (entsteht) so auch bei ihm. Doch hat er ausnahmsweise ein Imperfectum; es ist aber auch darnach. Denn beim Licht betrachtet ists nur ein estropirtes Präsens. Er

kann sagen: ech kom hämm, wollte aber damit ausdrücken: ich kam heim, und so ist der Hinterrhöner der Proteus der fränkischen Mundart.

Es läßt sich aber in Unterfranken noch eine spezifisch gebildete Sprachweise unterscheiden, nämlich die des Kahlgrundes; sie ist ein Uebergang vom Aschaffenb. zum Hinterrhönischen mit merkwürdiger Weise sehr vielen rein Bamberger Breiten. Deßgleichen ist der höchst anlautreiche und fast ganz in a schwimmende Ochsenfurter Gau als eine ziemlich separate Mundart besitzend zu erwähnen.

Auch in Oberfranken tritt im höchsten rings von dem thüringischen Idiom umschlossenen Norden eine mit der thüringischen Sprachweise ziemlich identische Normirung hervor, davon wird in den speziellen Belegen weiter unten die Rede sein.

Mittelfranken.

Sprachliche Verschiedenheiten treten hier sehr viele auf. Im Norden und Osten reicht das oberpfälzer Idiom weit herein, um im Südwesten das schwäbische zu umarmen. Das burggräfl. Nürnbergische muß indeß in dieser Bearbeitung übergangen werden, zum Theil weil es doch nur ein anlautreicher Ast des Oberpfälzischen ist, zum Theil weil es bereits schon so viele und geschickte Autoren behandelt haben, daß seine Uebergehung hier schon des Raumes wegen gerechtfertigt erscheinen dürfte; doch sollen am Schluße der Abhandlung Nürnberger Sprachproben der Abrundung der Aufgabe wegen gegeben werden. Deßgleichen kann das Babel aller fränkischen Sprachidiome: die Spalt-Gunzenhausen-Ellinger Sprachweise nur in allgemeinen Zügen hier berührt werden, weil sie bereits zu viel ächt Bayerisches aufgenommen hat, und endlich soll nur noch hier der Rothenburger a/T. Mundart als einer halb schwäbelnden ziemlich selbstständigen erwähnt werden; in den speziellen Belegen werden wir beiden wieder begegnen.

Der schwäbische Antheil von Mittelfranken

verdient indeß eine etwas genauere Betrachtung. Der Schwabe unterscheidet sich vom Franken und Bayern durch folgende Eigenthümlichkeiten:

1) Der Schwabe hat eine außerordentlich bilderreiche Sprache, er bewegt sich fast durchgängig in Allegorien oder sprichwörtlichen Sentenzen, wodurch sein Gedankengang verlangsamt, aber nichts weniger als unschön wird. Zudem wird durch die Benützung vieler Zischlaute die Sprechweise weich und vielfach durch eine eigene Geschmeidigkeit kindlich: Der sicht. wu m' d' Putszcheer aufhängt, (ist der letzte im Wirthshaus). — Doă máchns 'n Lärm un ă Wichtigkeit es wenn dr Papscht im Sterbă währ. — Dodlá (Pathchen) iss. wás in di nei˜ geht, i vergunn d'rs. — Bei uns soll Alles ā˜ Rock

un a' Bluat werra. (Ein Stiefvater nimmt die Kinder der Wittwe als seine rechten an).

2) Diese Gutmüthigkeit bringt den Schwaben freilich auch zu Breiten, die in drei Worten gut auszudrücken gewesen wären: Wo geht der Weg nach Seidelsdorf: Sechs dota dees isch meis Gvahdrma'hs sei Kraut beet. sell düba nebă dumma gánges auf d' Schtrohsă. —

3) Die Nasenlaute werden immer häufiger und an der südlichsten Gränze stellen sich auch schon deutliche Gutturaltöne ein.

4) Der Schwabe hat zwar nicht so viele Anlaute wie der Oberpfälzer, aber doch weit mehr, als der Franke, und viele Arten derselben hat er mit dem Bayern gemein. Wás teäns mitn Röäsli? (was thun Sie mit dem Röschen?) Allämoäsa (Almosen) bettelreich. woäs i kriäg deäs ess' i gleich. Sprichwort.

5) Die Deminutiva endigen sich wie im Würzb. auf i. nicht wie im Bay. auf l: Hättschscht ä Bleämli (Hättest du ein Blümchen.)

6) In den einsylbigen Worten mit End-n besonders nach r klingt statt des n ein kurzes geschliffenes ä: Spátzä im Kohrä fangt mer im Gáhrä (Spatzen im Korn fängt man mit dem Garn).

7) Die Verba gehen und thun braucht der Schwabe sehr häufig in pleonastischer Weise i gang getischă (ich gehe fischen, ich fische).

8) Die Substantiv-, Adjektiv- und Verbalendung auf en macht er wie der Unterfranke zu ä. doch ist dieß noch kürzer und heller gehalten als bei diesem: er hots net wellă wissĕ lossă.

9) Das fränkische a. (das in dieser Arbeit immer unbezeichnet erscheint), das in den verschiedensten Abstufungen zwischen hell á und o erscheint, hält der Schwabe viel heller und dem á näher: Dir ká noch án 'Arsch voll Schleg in Gártă wáchsă. —

10) Die Vorsylbe un klingt beim Schwaben noch viel mehr nasal als beim Franken. Die Vorsylbe er bei Verben wird häufig, fast in der Regel zu ver, mer muss 'n verschiĕsă (erschießen).

11) Der Schwabe spricht alle eu wie ei, alle ö wie e, was er mit dem Würzb., Bay. u. Pfälz. gemein hat. - Dagegen bildet er viele ü in ä um, wobei er stark näselt, was ihn dem Rhöner nahe bringt. er hoät d' Pfränd' (er genießt eine Spitalpfründe).

12) Die r sind ihm ein wahrer Tummelplatz, er spricht ein r immer aus als wären es zwei, i hi irr worrä, wua bleit'rr denn! (Ich habe mich verirrt, wo bleibt ihr denn).

13) Die ch in den Adjektivendungen auf ich und lich stößt er in der Deklination aus. S'isch ä redliĕ Ma'. ká unsellie wia du. (S'ist ein redlicher Mann, kein Tropf wie du).

14) Vom Artikel der, die, bleibt wie beim Bay. meist nur das d übrig;

und ein End-i bezeichnet häufig eine Eigenschaft der Kleidung. Hemmĕdi, Strimpfĕdi (im Hemd, in Strümpfen).

Gränzen der Dialekte.

Die Gränzen, welche Schreiber Dieses gesteckt wurden, umfassen ganz Unterfranken mit den Dialekten Aschaffenburg, Rhön, Kahlgrund und Ochsenfurter Gau, dann Oberfranken mit dem ehemal. Hochstift Bamberg. Dialekt, dem noch Kronach angehört, dem thüringisirenden Windheimer und dem Oberpfälz. Dialekt auf und hinter dem Jura und im Fichtelgebirg, dann Mittelfranken mit der Nürnberg-Oberpfälzischen, der schwäbischen und der schwäbisch-fränkischen Sprachweise in Rothenburg a/T. und der fränkisch-bayrischen in der Umgegend von Gunzenhausen und im nördlichen Ries. Das natürliche Gesetz der Billigkeit scheint mir Bürge zu sein, daß die Anforderungen an die Behandlung eines so verschiedenartigen Materials nicht übertrieben werden dürften. Mit Bestimmtheit die Linie ziehen zu wollen, über welche hinaus das aufgefundene Idiom nicht mehr gesprochen wird, ist rein unmöglich, denn es treffen in der Aufgabe zu viel Punkte ein, aus deren Betracht Vermischungen und Lokalisirungen entstanden sind und sein müssen.

1) Ist zu bedenken, aus wie vieler Herren Ländern die drei Franken zusammengesetzt waren, bevor sie an die Krone Bayern kamen. Da waren Bamberg und Würzburg Hochstift, Brandenburg-Bayreuth, Brandenburg-Ansbach, Bisthum Eichstädt, Stift Mainz Aschaffenburger Antheil, Stift Fuld, Grafschaft Werthheim, Rheineck, Erpach, Gelnhausen, Castell, Schwarzenbach, Hohenlohe, Oettingen, Pappenheim, da waren außerdem noch die Crailsheim, die Giech, die Schönborn, da war Deutsch-Herrn Gebiet und die freien Städte und Flecken des Reichs, Burggrafthum Nürnberg rc., welche Theile im Laufe der Zeit mehr oder minder durch die Nähe der resp. Gebietsgränzen zu einer Confundirung der Idiome Veranlassung geben mußten.

2) Diese bunt untereinander gewürfelten Besitzungen blieben nicht lange in Eines Herrn Hand. Oft lebte der Stammherr längere Zeit im Ausland bis ihn der Todesfall des Letztältesten zur Regierung rief. Solcher Wechsel brachte aber mit geändertem System auch meistens andere Persönlichkeiten mit speziell verschiedenem Idiom behaftet in die Amts- und Lehrstuben. Amtleute, Schreiber, Schullehrer, und namentlich bei den protestantischen Gebietstheilen Geistliche aus verschiedenen Ländern wechselten, verheiratheten sich mit den Autochthonen und änderten so in der Familie wie auch in der Schule die Pronunziation, vermischten auf einige Zeit wenigstens die Reinheit der Sprachfarbe.

3) Man sollte es kaum glauben, selbst die Confession hatte, wenigstens im Oberfränkischen Antheil, auf die Sprachweise Einfluß; wenngleich das pfälzernde i statt ü und ei statt eu bestimmt zunächst in der ganzen Bayrisch-pfälzischen Race einheimisch war, so hatte es doch auch die katholische Bevölkerung, die auf dem Oberfränk. Jura seßhaft war, und die im ganzen Hochstift Bamberg sonst nie dieser Aussprache huldigte, angesteckt. In Unterfranken ist dieß jedoch nicht der Fall, da hier alle eu u. ö u. ü wie ei. ë. i klingen.

4) Seit die Franken bayrisch geworden, haben aber durch Versetzungen von Oberbayr. u. Oberpf. Beamten die Klänge dieser Mundart daselbst so zugenommen, daß einzelne in Bay. geltende Formen sich auch hierorts förmlich eingebürgert haben; dahin gehört z. B. die Verkürzung des Artikels und der Pronomina: Hörns, was woll'ns; ist jetzt allorts zu vernehmen. — Dahin gehört auch der Wanderungstrieb, welcher in früheren Zeiten Gesellen, in neueren Zeiten Mägde durch ganz Bayern jagte. — Dahin die Anhäufung fremder Sprechweise in den neu errichteten Spinnereien und ähnlicher viel Menschenhände bedürftiger Etablissements; dahin sogar der durch Garnisonenwechsel in der schöneren Hälfte des Geschlechts bedingte Nachahmungstrieb für die Sprechweise der auserwählten Lebensgefährten.

5) Bei alle dem bricht sich aber dennoch aus der Schule heraus das fränkische Element immer noch eben so seine Bahn, wie andere Idiome anderwärts. In Bamberg z. B. leben französische, englische, norddeutsche, schwäbische und altbayerische Familien. Sind die Sprossen derselben nur einige Jahre in den deutschen oder lateinischen Schulen gewesen, so sprechen sie ein perfektes Bambergisch. Es wird in Würzburg wohl auch so sein mit dem Würzburgisch lernen bezüglich der Kinder fremder Herkunft, wie in Bamberg.

6) Innerhalb dieser ziemlich lockeren Gränzvermarkung der zu behandelnden Idiome sind aber auch noch Inklaven, die zwar interressant genug wären, um besprochen zu werden, wozu aber der Raum hier absolut nicht hinreicht. Wer kennt nicht die Aschaffenburger und Würzburger Schiffer- und Fischersprache, wer kennt nicht wenigstens als Curiosum und in einzelnen Anekdoten die Bamberger Gärtnerausdrücke? Von diesen allein könnte man Material genug für ein Lexikon sammeln. Doch genug hiervon; dieß eine könnte noch bemerkt werden, daß der Bamberger zunächst wegen seiner vielen breit gesprochenen Vokale recht gut als Italiener auftreten kann, oder noch besser als klassisch sprechender Römer. Iseráto bináto kannitoni bleiádo. (Ist er auch da, bin auch da, kann nicht fort, bleibe auch da.) Rotárum Senátorum. (Rothe Rüben sind auch da herum.) —

Sollen aber dennoch Gränzen gezogen werden, so wären sie approximativ

folgende. Das Idiom des Hochstifts Bamberg würde etwa durch folgende Linie umschrieben werden: Von Nordhalben über Teuschnitz nach Cronach, Marktgreiz, Lichtenfels, die östliche Mainseite herab nach Bamberg; von hier nach Gaustadt, Mühlendorf, Burgebrach, Schlüsselfeld, Höchstatt, Bayersdorf, Forchheim, Ebermannstadt, Hollfeld, Weismain, Stadtsteinach und Steinwiesen, Nordhalben. Rechts von den letzt genannten acht Orten tritt das Bayreuth-Hof-Erlang-Ansbacher Idiom auf, welches sich aber bereits mit vielem Pfälzischen gemischt hat, bis es sich endlich im Südosten auf dem Jura und im Westen hinter und auf dem Fichtelgebirg ins reine Oberpfälzische verliert. Von Teuschnitz bis Lauenstein tritt als Sprechweise das Thüringische jedoch mit vielen unterfränkischen Anklängen auf.

Eine Linie von Bayersdorf über Herzogenaurach, Wilhermsdorf bis etwa Leutershausen, und von da die Altmühl entlang bis Ornbau, und von da über Windsheim, Cadolzburg nach Bayersdorf zurück schließt den eigentlich Fränkisch-Ansbachischen Dialekt ein, in welchem noch nicht genürnbergert wird; dieß erstreckt sich über Schwabach bis Roth links der Rednitz und schließt sich an vorgenannte Linie Windsheim, Cadolsburg an. Rechts der Rednitz ist der reine Oberpfälzische Dialekt in bester Blüthe.

Von Gunzenhausen an über Pleinfeld, Ellingen, Weißenburg, Heidenheim, Wassertrüdingen bis Gunzenhausen zurück wird ein Stück Land umschrieben, worin eine Vermischung des fränkischen, schwäbischen und bayrischen Dialektes herrscht, bis sich letzterer gegen das Eichstädtische hin zum reinen Altbayerischen verklärt, während links und südwestlich davon im Ries zwar der isolirte Rieser Dialekt auftritt, der aber bald nach der Württemberger Gränze zu in das schwäbische sich verliert. Doch finden sich auch hier noch Ansbach-fränkische Oasen in die schwäbische Redeweise eingekeilt, z. B. Weilting, Schwaning, Schopfloch, Wittelshofen.

Die ganze westliche Gränze Mittelfrankens nimmt nun der schwäbische Sprachstamm ein, der sich von Dinkelsbühl bis Rothenburg an der Tauber erstreckt, wo das eigentlich Rothenburger Idiom auf einen kleinen Umkreis beschränkt ist, um nach Norden hin in den Ochsenfurter Gaudialekt überzugehen, und hiemit wären wir an den Marken unterfränkischer Sprachweise angelangt.

Das Würzburger Hochstift kann in seinem Idiom nachfolgend umschrieben werden: Von Haid (1 Stunde von Bamberg) nach Baunach, die westliche Seite des Maines hinauf nach Döringstadt, Tambach, Seßlach herüber nach Königshofen im Grabfeld, Neustadt an der Saale: diese entlang bis Gmünd, von hier den Main entlang bis Homburg, dann der Landesgränze entlang bis Aub und von da über Uffenheim, Windsheim und Wilhermsdorf, Schlüsselfeld, Burgebrach, Viereth nach Haid zurück. Die Gegend um Ochsenfurt, Uffenheim, Kitzingen, Iphofen und um den hohen Landsberg herum hegt den Dialekt des „Gäus“ ein, der in seiner südwestlichen Gränze wieder

in das Rothenburgische hinüberspielt, oft aber auch rasch abbricht. So wird in Reichardsroth noch Rothenburgisch, ½ Stunde davon in Langensteinach bereits Gäuisch gesprochen. Wo der schwäbische Zischlaut fehlt ist eben noch nicht Schwaben, wo noch Klöse gegessen werden ist Franken, wo man Knödel ißt, Oberpfalz, und wo Knöpfle auf den Tisch kommen, hat man schon wieder schwäbische Kost.

Jenseits des Untermains von Gmünden bis Frammersbach und von da der Landesgränze nach bis zum Main, und diesen wieder ganz zurück bis Gmünden ist der Aschaffenburg-Spessarter Dialekt ausgeprägt, der aber um Alzenau und an der Kahl die Oase der Kahlgründer Sprechweise einschließt, nach Süden unter Miltenberg schon wieder schwäbische Reminiscenzen hat. Was nun noch im Norden von Unterfranken übrig bleibt, gehört den Dialekten der Vorder- und Hinterrhön und im Westen um Orb einer abweichenden hessisch-rheinischen Ausdrucksweise.

Aber wie schon oben bemerkt, sind oft an den Gränzen der Dialekte die Uebergänge so allmählich, daß auch der Begabteste nicht immer klar zu sehen vermag; dagegen auch oft so rasch, daß es wundersam auffällt. So sind in Oberfranken an der Thüringischen Gränze die Oertchen Mannsgereuth und Schneckenlohe ¼ Stunde von einander. Hier sagt man Gáskees (Geiß-(Ziegen)-Käse) und dort Gäskáás.

Typische Bezeichnung der Vokale.

Es würde eine heillose Verwirrung geben, wenn man es unternehmen wollte, die verschiedenen Uebergänge nur z. B. der a in einander zu bezeichnen; das ginge wohl noch an bei den großen reineren Stämmen der Bayer. u. Oberpf. Sprachen, aber es würde unzureichend bei den drei uns zugetheilten Stämmen. Daher sollen in dieser Arbeit nur folgende Bezeichnungen vorkommen.

- á ist reines klingendes a: Ami (Freund);
- a ist ein Gemisch von a und o das nach Belieben des einzelnen sogar, je nachdem er den Mund breiter oder runder macht, verschieden gefärbt erscheint; in der großen Durchschnittsregel klingt es wie all (alles) im Englischen.
- ă ist das kurze halb ausgesprochene a oder ä am Ende der Worte, meist geworden aus en im Unterfränkischen, und im Schwäbischen. Es klingt auch immer zwischen a und ä.
- ˜ über einem Diphthong oder Vokal bedeutet die Nasal-Aussprache desselben. Ueber a lautend wie im Französ. dans (in) über o wie in on (man) aber auch über ou˜ und ei˜ was nicht wohl zu belegen ist. Das letztere ist ziemlich genau wie das Altbayrische nei˜ (hinein).
- ⁀ ist das Zeichen des Zusammenlesens und Sprechens von zwei Diphthongbuchstaben bei gleichem Werthe jedes einzelnen.

ei ist reiner rasch zusammengesprochener Diphthong mit vorwaltendem a-Ton, (main) mein.

ou, uo, au können nicht wohl bezeichnet werden, denn in der einen Sprachweise herrscht das o in der andern das u vor;

eï wird als e und i gesprochen, wobei das e nie den a-Ton hat, (wie oben in main).

Verlängerungen und Dehnungen in der Aussprache sind durch Doppelstellung der Vokale oder durch ein h am Ende des Wortes angedeutet; Verkürzungen und Schärfungen durch Verdopplung der Consonanten oder durch Einzelnstellung der Vokale, die in der schriftgemäßen Aussprache doppelt geschrieben, oder wenigstens als stünden sie, doppelt gesprochen werden: sie tann (thun) á Buuch, oder Buhch (Buch).

Register über die angeführten Ortsnamen.

Alt., Altendorf bei Vorchheim.
Altm., Altenmuhr bei Gunzenhausen.
Alz., Alzenau im Spessart.
Ampf., Ampferbach im Ebrach-Gr.
Ans., Ansbach.
Asch., Aschaffenburg.
B., Bamberg, wenn verbunden mit V. C., dann gemeinsam mit dem ganzen früheren Hochstift.
Bay., Bayreuth.
Baun., Baunach.
Butt., Buttenheim bei Vorchh.
C., Cronach und der ganze südliche Frankenwald.
Cl. Eb., Kloster Ebrach im Ebrach Gr.
Culm., Culmbach.
Dk, Dinkelsbühl.
Dorm., Dormitz bei Erlangen.
Drosd., Drosdorf bei Eltmann.
Eb., Ebensfeld bei Staffelstein.
Els., Elsava Thal bei Aschaffenb.
Elt., Eltmann.
Ench., Enchenreuth bei Naila.
Eus., Eusenhausen im Grabfeld.
Gaust., Gaustadt bei Bamberg.
Graf., Die Grafschaft um Aschaff.
Gr. Heu., Groß Heubach bei Aschaff.
Gunz., Gunzenhausen.
Hass, Haßfurt.
Haid, Haid bei Bamberg.
Haus., Hausen bei Schweinfurt.
Heinr., Heinrichsthal im Spessart.
Höchst., Höchstädt a/Aisch.
Hof, Hof.
J., Jurazug in Oberfranken.
Kahl., Kahlgrund im Spessart.
Kön., Königshofen im Grabfeld.
Könf., Königsfeld bei Hollfeld.
Licht., Lichtenau bei Ansbach.
Lohr, Lohr.
Main., Mainberg bei Schweinf.
Mell., Mellrichstadt, Vorderrhön.
Mist, Mistendorf bei Bamberg.
Milt, Miltenberg.
Münn., Münnerstadt.
Neuh., Neuhaus bei Pegnitz.
Niederl., Niederlauer in der Rhön.
Neunk., Neunkirchen am Brand bei Erlangen.
Orb, Orb.
Och., Ochsenfurter Gau.
Poss., Posseck bei Teuschnitz.
Rh., Hinterrhön.
Roth., Rothenburg a/Tauber.
S., Schwäbisches in Mittelfranken.
Schill. Schillingsfürst.
Schneck., Schneckenlohe bei Burgkunstadt.
Schw., Schweinfurt.
Seig., Seigendorf bei Vorchheim.
Simm., Simmershausen im Grabfeld.
Stett., Stettfeld bei Eltmann.
Teusch., Teuschnitz.
V., Vorchheim und Unter-Regnitz.
Volk., Volkach.
Wach., Wacherroth bei Höchstadt a/A.
Wächtersw., Wächterswinkel. (Rhön).
Weis., Weismain.
Weisch., Weischenfeld.
Wiesenf., Wiesenfeld bei Lohr.

Wild., Wildensorg bei Bamberg.
Wilh., Wilhermsdorf, nördl. von Ansbach.
Windh., Windheim bei Teuschnitz.
Wülf., Wülfertshausen im Grabfeld.
Württ., Württemberger Gränze.
W., Würzburg und das ganze Hochstift durchgängig.
Z., Zeil.

Zweites Kapitel.

Buchstabentheil.

Consonanten.

b, p, pf, b und p werden im östlichen Franken kaum unterschieden, besser schon in der Rhön, am besten in Aschaffenburg;

b fällt aus in dem Singul. Präs. einzelner Verba auf ben: i blei (bleibe), Licht., Dk., B. V.; es git (gibt) B., V., Rh., Ansb. — in zusammengesetzten Hauptwörtern, deren erstes mit b endigt, Schukárn (Schubkarren), B., C., Och. V.; Rühsamá (Rübsamen), B., V. in Infinitiven der Verba auf ben: láh (leben), Rh.; Schrih (Schreiben), Rh. — in Substantiven, Adjektiven und Partikeln, die mit b endigen, gruh (grob) Neuh.; o (ab), B., C., V.; Wei (Weib), Neuh.

b wird f in einzelnen Worten: Schäfă (Schaben), W.; Zwiefl. (Zwiebel), B., V., C., Gáfl (Gabel), Eus.;

b wird w in einzelnen Worten: Herwig (Herberg), B.; Suwer (sauber), Rh.; und im Aschaffenburger b: Stuwwă, háwwă (Stube, haben);

b wird eingeschaltet zwischen Diphthongen au, ü u. ä, denen ein e folgt; hábm (hauen) C.; häbm (hauen), Wies.; Klábă (Klauen), Münn.; sträbă (streuen) säwă (säen), Och., Kön., Roth.; gluĕbă (glühen), Wies.;

p wird zugesetzt vor l: Pflaumá (Flaumen), B.; Stápflă (Staffeln), Dk.; Pfläsch (Fleisch) Pflehl (Flegel); Kön.; auch in Pfirst (First), Münn.;

p wird b in Trebm (Treppen), Seig.;

p wird g in Gefarrer, Gefärd (Pfarrer, Pferd), bei Höchs. a. A.;

pf ist einfach P in Aschaffenb. Párră (Pfarrer), Hoppă (Hopfen);

ch, g, j, k, h. Keiner dieser Mitlaute ist in Franken und dem schwäbischen Antheil Mittelfrankens Guttural; g lautet am Anfang und in der Mitte wie ein gelindes k, nur die Oberpf. macht aus dem g am Ende ein mäßig tönendes k, in Franken lautet es mild wie ch.;

ch fällt aus am Ende von Worten und vor t und s: glei (gleich) Mili (Milch); B.: do (doch); Ansbach.; reăt (recht), Neuh.; Ossen (Ochsen), Windh., Rh.; nes (nichts), Windh.; gewássá (gewachsen), Windh., Rh.;

ch wird ng in Läring (Lärche), B., C., V.;

ch wird h vor t u. s: Fosnaht (Fastnacht), Windh.; Flahs (Flachs), (Flohs (dtto), Kön., Windh.;

g fällt aus in vielen Verben auf gen: schlonn (schlagen), Kön.; linn (liegen), Rh.; und z. B. in moär (mager), Rh.; Jmmä (Jngwer), B.; rähn (regnen), Münn.; also durchweg in Vorder- und Hinterrhön;

gg wird dd in Eddă (Egge); Eus.;

g wird h zumeist vor d, t und den Infinitivendungen auf gen: Máhd (Magd), B., C., V., W.; hà láht (er legt), Rh.; ausgádráht und gáschláhn (ausgetragen und geschlagen), Teusch., Rh.; entgihn und ausgáláht (entgegen und ausgelacht), Windh.; gesáht (gesöht, Rh.) gesagt; Gr. Heu.;

g wird k zunächst im Jura und in der Rhön, doch nirgends an eine Regel gebunden, und dann immer vollkräftig gesprochen: gfäckt, gläckt, eä säckt, sie kukln, eä krickt (gefegt, gelegt, er sagt, sie kugeln, er kriegt), Weisch., Ench.; á wenk (wenig), Rh.; Krouk) (Krug), Eus. äsk. (Essig), Münn.; Bärk (Berg), Weisch.; und in Bamberg: Schwenkl, eä henkt, eä schickkelt (Schwengel, er hängt, schielt);

g wird ch vielfach in der Rhön: Gich (die Geige);

g wird d oder t vor l in ganz Unterfranken Hochstiftsantheil, und so regelmäßig, daß ein Würzburger unter Tausenden sogleich daran zu erkennen ist, auch manchmal vor n: t'las, tlück, tlaube, dnug (Glas, Glück, Glaube, genug);

h wird b im westlichen Mittelfranken: drebă, sträbi, grueʼbă (drehen, strohig, ruhen), Roth.;

h fällt aus vor n im ganzen W. u. Och. im Worte: Huă (Huhn);

h wird ch am Ende der Worte nach Diphthongen und nach e, zerstreut im ganzen Bezirk: rauch, schlauch (rauh, schlauh), Dk.; Truchă (Truhe), W.; Schlechă (Schlehen), Och.; wiĕch (weich), Alt.;

j ist g im Frankenwald und auf dem Jura: (á gungá Gágá) ein junger Jäger, Neuh., Neuk. Cr., Windh., Ench., Mist., Wild.;

k wird t oder d vor l in ganz Unterfranken, Aschaffenburg ausgenommen und die Hinterrhön: á tlä tlähd (ein kleines Kleid). Dieß beginnt schon in Drosdorf 1½ Stunde von Bamberg und in Stettfeld rechts des Mains 2 St. von Bamberg.

k wird x: eä duxt si (duckt sich), B.; und l in lottä (locker), B., V., C.;

k ist j in der Rhön: Neljä (Nelke);

k ist ch am Ende der Wörter nach l: Kalich, Talich (Kalk, Talg), B., V., C., W.;

d, t, th, tt. Der Franke mit Ausnahme des Aschaffenburgers, macht zwischen diesen Buchstaben keinen Unterschied in der Aussprache.

d fällt aus in der Regel nach n. l. u. m: gstánná (gestanden), Teusch.; Fällä. Kinnä (Felder, Kinder), durch alle Franken und durch Schwaben; gfunná (gefunden), B., W.; Fremmá (Fremde), B., Hof: Brámmáburgär (Brandenburger), B.; Gälla. Gilla (Gulden), Graf. Asch.; billa. schälla (bilden, schelten), Asch., Kahl.; und häufig am Ende der Wörter nach r und l: Fäll (Feld), B., Rh.; Pfäh (Pferd), C.; Stumn (Stonn. Rh.) (Stunde), Mellr.; Schul (Schoul. Graf.) (Schuld), Wies., Schwaben, Windh., Seig.; Kunn (Kunde), W.; Shmieh (Schmied), Neuh.; hänn (Hand), Gr. Heu.; eä waä (wurde), Teusch.; wern, worn, (werden, geworden), B., V., C.; Gschei (gescheid), Weisch., Dor.; Wie (Weidenwiede), C. und speziell zwischen a. o. u und e. hiebei ist blos das n hörbar: aufm Bon (auf dem Boden), auflohn (aufladen), B., C., V.;

d wird beigesetzt in Schwaben: Dulmdr. Dulmdrsti (Donner, Donnerstag);

d wird r um Aschaffenburg: ä Sturent sücht Kräurer. u hot im Gewirra sich geschnirrä (ein Student sucht Kräuter und hat im Gewitter sich geschnitten);

d wird k: á Rinkálá (ein Rindchen), B., C., V. und g in Ringa (Rinde), Rh.;

t fällt aus am Ende von Worten: áhl (alt), Orb u. Rh.; áhz (Arzt), C.; Mark (Markt), B., W. und sehr häufig nach l.; ällä (älter), Rh.; gehählá (gehalten), Els. in den Bamberger Deminutivendungen: á Blehlá. á Rehlá. á Máhlá (ein Blättchen, Rädchen, Mädchen), dann in den Verbindungen mit un und in. zumeist in Aschaff.: von unná ruf. (Asch.); er is drinnä un hinna (drinn und hinter), Asch. u. Rh.; dann vielfach nach r in Schwaben: im Gárä (im Garten), Dk.;

t wird ausnahmsweise r in Vora (Vater), Dorm.;

t wird zugesetzt in der Mitte und am Ende in Ausnahmsfällen: á Keitl (Keil), Eb.; Mästl. (Meissel), Münn.; Cástrohl (Casserol), B., W; á Kestl (Kessel), B.; Kärschtn (Kirschen), B., V., C.; schont. Ohst. Leicht (auch in S.); Hettn (Schon, Aas, Leiche, Hefe), B. u. W. z. Theil.

t wird p: kläppern (klettern), B.; Torkltaubm (Turteltauben), B., W.; Spálikn, Fálikn (Spalten Falten), B.;

f fällt aus in: Du dörscht nit (Darfst nicht), Dk.;

f wird beigesetzt in: Hafftn. (Haufe) Pflätschern (plätschern), B.;

l. m. n. r. w. Diese liquida spielen wie überall eine Proteusfigur;

l fällt aus in: ás (als), B., V., C.;

l wird beigesetzt in: Schlichtn (schichten), B.; Kreidl (Kreide), Dk.; Rh.; und in einigen Participien: sinkledá Nacht (sinkende Nacht), B.;

l wird w: Waikaf (Leihkauf), Dk.;
m fällt aus am Ende von einsylbigen Worten: Tur (Thurm), Dk.; hai (heim), Rh.;
m wird n: er künnt (kommt), B., W., Och.; Thurn (Thurm), B., W.;
m wird w: Ärbl (Aermel), B.;
n wird fast durchgängig am Ende eines Wortes, wenn das nächste mit einem Vokal anfängt, mit diesem gesprochen, nicht mit dem seinigen, so in Franken und Schwaben: wie's wor-nis (wie es geworden ist), á nátelier (Ein Atelier). Dieß geschieht auch, um es nicht unten wiederholen zu müssen, mit dem r: s' is obe- rá wohr (S' ist aber auch wahr):
n fällt aus am Ende von Worten, dafür wird aber der vorstehende Vokal häufig näselnd gesprochen: Zih (Zinn) B., V., C.; grüh (grün) B., V., C.; dann vielfach vor s und z: Zei͂s (Zins), Du Schwa͂hz (Schwanz) J.; Gä͂s (Gänse) Ries.; á schöss Málá (ein schönes Mädchen), B., Hof; morgest (morgens), Dk.; Sássă (Sensen) Heinr.; Kra͂hk (krank) J. la͂hg (lang), Weis.; dann in Verbalendungen auf nen: Zächă (Zeichnen), Neuh., Och.; gema͂ht, er grei͂t (gemeint, er weint), Weisch.; Bárchäd (Barchent), B., V., C.; Bierä (Birnen), Dk.; dann häufig in den Vorsylben un: Urächt (Unrecht) B., V., C., Udlück (Unglück), Elt.;
n wird zugesetzt in: heunt (heute) fast durchaus. Nast (Ast), á Mörschnä (Mörser), rächná (zusammenrechen), B.;
n wird m vor f u. pf: Hampf, Rampft, sampft (Hanf, Rand, sanft) durchaus, weil es besser zum Munde steht, dann in allen Verbalendungen auf ben, wobei das e elidirt wird, hebm, gebm (heben, geben), doch nur in B., V., C., Culm.; dann in Pemsl (Pinsel), Kreim (Kreide) Weisch., Neuh., Dorm., Ampf.;
n wird l: Zächlă (zeichnen), trücklă (trocknen), Kön., Mellr., Ampf.; zorli (zornig), Württ.; Lankedorf (Nankendorf), Weisch.; Uff. (Ofen), Wind.; lauglă (läugnen), W.;
n wird r in den Partikeln von, neben: verälln, neber (vor allem, Neben), B., Wach.;
r. Dieser Buchstabe ist wie ihn der Oberfranke vor einem Consonanten spricht, schwer zu bezeichnen. Er wird so wenig gehört, daß von ihm eigentlich nur der mit ihm zusammenhängende e-Vokal (er) als bambergisch ä übrig bleibt, dieß ist noch schwieriger wenn r ein Wortendbuchstabe ist, auf den im nächsten Wort ein Consonant folgt. Die Bezeichnung ist in diesem und dem vorigen Falle in dieser Arbeit ein ä. Der Cronacher und Culmbacher hat vor einem Consonanten eigentlich wirklich gar kein r. Der Schwabe aber spricht es klingend aus, noch voller der Unterfranke. Daher sind hier nur Belege aus

der Bamberger und Cronacher Mundart beizubringen, im Vergleich zur Würzburger:

dä Vaddä un die Muddä. B.; (Dr Váttr un di Muttr). W. u. S. — Die Kinnä stenn an Gáddä (die Kinder stehen am Gitter), B.; (Die Kinnr stenn an Gattr). W.; doch vor b tritt das r etwas besser vor, so auch vor h: E(r) hot án Ä(r)bet (Er hat eine Arbeit), B.; — Er hot á säh schess Hah (Er hat ein sehr schönes Haar), Weis. u. Culm; Dä Kreistn Kähl dát hot á schwotzá Kuh. á Pfäh un á Stih (Der verfluchte Kerl dort hat eine schwarze Kuh, ein Pferd und einen Stier), C.; Der Weismainer, Bamberger und Cronacher können uns antwottn (antworten), aber auch der Rothenburger kann nicht mäh (mehr);

r ist s in einzelnen Fällen: es is verlosn (verloren), es freust mi (friert mich), Mist., letzteres auch B.;

w wird g in Gärbl (Wirbel auf dem Kopf, sonst Wärbl). B.;

w wird m in Mihrschling (Wirsing), B. V.;

w wird q in Quesqä (Wespe), Dk.;

w wird b in bohn (Waden im Wasser) und in allen fragenden Für- und Zahlwörtern in der Rhön, boher (woher) auch in Hanbell (Handtuch), Hein.;

s. sch. ss, st. z. Vom St gilt durch alle Franken, daß es im Anfange des Wortes immer scht ist, nicht am Ende derselben, mit der Ausnahme wenn es nach r steht. — Der Schwabe und theilweise der Aschaffenburger bringen indeß scht statt st häufiger vor. Es wurde daher, weil B. u. W. diese st-Aussprache mit dem Bay. und Oberpf. gemein haben, kein scht geschrieben; hier nur Einmal beispielshalber: Schtepha hot záörscht 'n Stumdienst. (Stephan hat zuerst den Stubendienst), B., W.; wobei freilich der Schwabe noch Deanscht sprechen würde.

s ist sch vor b, p, k, t, r, u. l: ghorschám (gehorsam) Fürschi (Fürsich), B.; Färschn (Ferse) Gärschtn. Häschpl. Durscht. Anschbach. Schpánná. Schklav (Gerste, Haspel, Durst, Ansbach, Spannen, Sklave), B., W.; — i schöll (soll) ist nur dem Jura eigenthümlich, prascheln (prasseln), B.;

s wird zugesetzt in: Spreisslbeer (Preißelbeere), sumsn (summen), Schwälkn (welken), B. C., V.;

s wird z: gsätzn (gesessen), B., V., C., Dk., Culm.; Házlá (Heinslein), V.; Zálot (Salat), B.;

st fällt aus in: Bruhfläck (Brustfleck), Wind.;

s fällt aus in manchen einsylbigen Worten: dá (daß), Stettf.; es it (es ist), Och., Spess., Wind.; dann vielfach in den Verbalinfinitiven auf sen: mai münn, (wir müssen), Rh.; lon (lassen), Neuh., J.;

gwenn (gewesen) an vielen Orten (davon unten), ihr möt (müßt), Elt.; in den Worten unner (unser), Och.. Elt.; Hapä (Caspar), C. Höchst merkwürdig ist die Aussprache des s u. sch in Wülfertshausen und Mellrichstadt. Es lautet wie das englische sh und ist ein unverkennbar leichter Zischlaut: Básh. hot shä mein Shuh net geshähn (Base! hat sie meinen Schuh nicht gesehen?)

Z wird s: Schläss (Schlitz), Schill.; sefriedä (zufrieden), Orb; hässn (heizen), Hass., Z.;

Z wird beigesetzt in: Zwärbln (wirbeln), B., W.; Záckern (ackern), durch ganz Würzburg, Aschaffenburg bis in die Rheinpfalz, nicht im Bamb. Hochstift.

Vokale.

Hier Regeln aufstellen wollen, wäre vergeblich Thun, denn was hier mit a gesprochen wird, wird ¼ Stunde weiter mit ä oder o oder e gesprochen. Im Kahlgrund gibt es Ortschaften, die einen Büchsenschuß von einanderliegen; in der einen ißt man Flähsch, in der andern Flähsch. Selbst in Bamberg selber spricht der Gärtner anders als der Handwerker; sein Idiom ist im Durchschnitt viel dumpfer, breiter. Der Bamberger Schiffer spricht nie rein Bambergisch, seine beständigen Fahrten Main abwärts, von denen er oft erst nach 3 Wochen oder 4 Wochen wieder heim kommt, haben seiner Sprachweise sehr viel unterfränkisches angehängt; dieses und die Handthierung, die er mit allen Schiffern am Untermain gemeinsam hat, wobei die Stimme öfters Cadenzen auszuführen hat, die auf weite Entfernungen berechnet sind, geben seinem Idiom etwas dumpfes, seinem Organ sogar, das öfters unter solchen Anstrengungen leiden muß, etwas heißeres; dazu die vielen technischen Ausdrücke von Schiff und Takelwerk machen ihn oft geradezu selbst einem weniger geübten Bamberger unverständlich, und so ist es auch in Würzburg Schweinfurt, Miltenberg, so wird es auch an der untern Isar, am Lech und am Inn sein; doch um eine Probe anzuführen, wie z. B. der Bamberger Gärtner sich mit einem Norddeutschen an der Gasttafel unterhalten würde, mag nachstehendes Impromptu gelten:

N. Ach! ist die Suppe hähs, findens s'es ooch?

G. Hähs? des weä bej uns á Hess (Hesse), sie wölln sogn: sie is háas.

N. Haas? ne des is 'n Thier mit langen Ohren.

G. Ná, des is baruns (bei uns) á Hoos.

N. Hos? was denken Sie, das is ja en Kleedungsstück fir die Beene

G. A Bálái (bei Leibe) des háásn miä (wir) a Huhsn.

a ist ā: dä mā̄h trecht á Fāhná (der Mann trägt eine Fahne), B.; i wohn in dä Krāhná (ich wohne in der Krone), B.;

a ist á: A' Schánzn und á Ránzn hot mei A'ltá (einen Legkorb und

einen Ranzen hat meine Alte). Das hellste á, das es in der Aussprache giebt, hat ausnahmsweise der Jura in einzelnen Worten, z. B.: Gábl (Gabel), Butt.;

a ist ä: Mei˜ Káspä ärbet (Mein Kaspar arbeitet), B., V., C., Bay.; Älläwill wills hählä (Jetzt wills hageln), Rh.; Die Fräh leit än Aed ab (Die Frau legt einen Eid ab), Kl., Eb., W.; aener käfft und wärt (Jemand kauft und wartet), Och.;

a ist äi: Der Neuhauser häit (hätte) was gern, und der Rhöner hots gemäicht (gemacht).

a ist e vollkommen rein klingend: Hend (Hand), B., Bay., Asch., Ansb., Neuh.: eä secht (sagt), B., Bay., W., Alz., Ansb.; Wos mext mit'n Enes (Was machst du mit dem Anis); B. u. Bay.; Eber bein Wegner (Aber beim Wagner), Rh.; gábrecht (gebracht), Kl. Eb., Meed (Magd), Alz.;

a ist ëi: Mr seïgt (Man sagt), Och., Gr. Heub. Asch. Milt., Mainb.;

a ist i: Bohi? ná Eckewisbich (Wohin, nach Eckenweisbach), Rh.; die Diă (die Tage), Dk.; Sim á Judi (Simon u. Judas), Gaust.;

a ist ië: Der Windheimer hiët veel (hat viel);

a ist o durch ganz Franken und Schwaben und wieder zumeist im Rothenburg'schen; in der Hinterrrhön selten: deä hot á Nohsn wie á Hofm, s' is die Wohret (Der hat eine Nase wie ein Hasen, 's ist die Wahrheit), B., Bayr. Ansb.; Fischblohsn! loss di a˜mohln, (Nicht wahr! du bist betrogen), B.; er frogt und roth (er fragt und räth), Gr. Heub.; Mei Vodä geht in die Stood (Mein Vater geht in die Stadt), C., J. und der ganze Frankenwald; in die Nohcht nei˜ (in die Nacht hinein), Poss.; er mocht (macht), Schw.; der Gost hots gamocht (der Gast hats gemacht), Mellr.; i schlogn an Krogn (ich schlage ihn an den Kragen), Roth.; Er hot an Bohch gálegn (Er ist am Bach gelegen), Windh., Ansb.; der Hárr Pforr (Der Herr Pfarrer), Kön.; 's Grohs is nohs (Das Gras ist naß), J., Gr. Heub.;

a ist o˜ mit dem Nasenlaut: s' is em o˜gatho˜ (S' ist ihm angethan), Rh.;

a ist öi: er fröigt und söigt (fragt und sagt), Och., Schw.;

a ist ö: Sie höwwă ölles (Sie haben alles), Och.; die Öschă is auf dr Töhfl (Die Asche ist auf der Tafel), Asch. u. Münn.: ölles (alles) scheidet Unterfranken, schon in Ebensfeld gebräulich; há höht, tröht un bröht (Er sagte, trug und brachte), Rh.; há hot in Schreckă ingejöht (Er hat ihm Schrecken eingejagt), Rh.;

a ist aö: bei Däö (bei Tag), Rh.;

a ist au˜: Gau˜ns (Gans), Roth.;

a ist au: in der Haund (Hand), doch ist u wenig hörbar, Och.; ei˜schlaufă? gauă! (einschlafen? gar!) Neuh., ganze Oberpf.;

a ist oa: Oacht sitzn an der Toafl. (Acht sitzen an der Tafel), Wind.; wer werd an Doag schloafă (Wer wird am Tag schlafen), Dk.; Die Roase bliht ză Noacht (Die Rose blüht zu Nacht), Dk.; Doa (Da), Cr. u. Roth.; — à Moahler geht in an Goartă (ein Maler geht in einen Garten), Kahl.; Dr Voadr is gfoalln (Der Vater ist gefallen), Kön.; á Stoann (Stunde), Kahl.; die Moaler schloafă (Die Maler schlafen), Roth.; á Schoaf in Thoal (ein Schaf im Thal), Eus.

a ist öa: Möaler (Maler), Wülfer.;

a ist o˜u mit Nasalton: á Mo˜un (ein Mann), Roth.;

a ist ou: er mouhlt (malt), Rh.; Dou is die Wouret (Da ist die Wahrheit, Neuh.; á hout gfrougt (Er hat gefragt). Neuh.; Gunz.; gethou (gethan), Gr. Heub.; Er kennt sei Schoul (Er kennt seine Schuld), Wind.;

a ist u: In den Schwuhl mus mer lanksum geh (in dem Gedränge (Schwall) muß man langsam gehen, B.; (Sie hunn (haben), Rh.;

a ist ü: Sie Schlühn (schlagen), Rh.;

ae ist á: Die Májă schärză (Die Mädchen treten aus dem Dienst), Rh.; Scháhm dich (Schäme dich), Alz.;

ae ist e: Eä trecht á poor Gens und an Kees háhm (Er trägt ein paar Gänse und einen Käse heim), B.; Ansb.; Dä Bauä fenkt a˜ zá seá (Der Bauer fängt an zu säen), B.; In derá Kelt fehrt mer in kánnä Chesn (In dieser Kälte fährt man nicht in der Chaise), B., V., C., Culm., Bay.; Er trücknt Epfl auf n' Dechern (trocknet Aepfel auf den Dächern), Dk.;

ae ist ei: heint seiä mă (heut säen wir), Neuh., á Neigl (Nelke), Wies.;

ae ist i: Er derziehlt vo sein Irmel (Er erzählt von seinem Aermel), Neuh.; gihna (Gähnen), W.; Wirmer (Wärmer), Licht.; Ziehln (zählen), C., B.; doch nur hier im Worte Ziehlbreht (Zählbrett);

ae ist ui: verzuihla (erzählen), Rh.;

ae ist ö: Mer döcht, es wär wörmär (man sollte denken, es wäre wärmer), B., Baun., Och.; Öpflschnitz (Aepfelschnitze), B., Wies.;

ae ist oi: á Moidla kümmt (Ein Mädchen kommt), Neuh.;

ae ist öi: a Gemöil (Gemälde), Wülf.;

ai ist a˜: Der Ma˜ löfft grod an Ra˜ (Der Main fließt gerade am Rain vorbei) B. und der ganze Obermain;

ai ist á: Die árm Wáásn hot Sáán und Háádl háam gátrogn (Die

arme Waise hat Saiten und Haidel heimgetragen, (das würde im W. heißen: die árm Wäss hat Sätá un Hähdl hähm geträgă;)

au ist á: Kein Punkt Frankens und Schwabens entbehrt diese Vokalveränderung in einzelnen Fällen. Fráá (Frau), Roth., Ansb.; Fráála net so láhfm in den Ráách un Stááb (Großmutter nicht so laufen, in diesem Rauch und Staub), B., V., C., Bay., Ansb., auch z. Th. W. und Münn.;

au ist ä: Nirgends im Bambergischen, aber sehr häufig in W. u. Rh.; Ech käfft (ich kaufte), Rh.; Ech gläb (ich glaube), Mellr.; äch (auch), Grafs.; läff (laufen), Kl. Eb.;

au ist u: Es leit 'm suuer in Buhch (Es liegt ihm sauer im Bauch), Rh.; uff (auf), Grafs., Asch. u. Teusch.; der Bamberger luert (lauert);

au ist fast ganz unhörbar: Dr Gll läfft (Der Gaul läuft), Kl. Eb.;

au ist o: Deä Pfob hot blowă Fädern (Der Pfau hat blaue Federn), B.; der Rieser globt (glaubt), der Halsbacher bei Dünkelsbühl hat blowă Oogn (blaue Augen);

au ist öi: ä Nixtöigă (Nichtsnutziger), W.;

au ist äu: Wos kost dä Träubl (Was kostet diese Traube), B.; dem Ochsenfurter täugt (taugt) der Ochse nicht, den der Rhöner käuft (kauft);

au ist aw: denn der Teuschnitzer spricht shaw (schau!);

au ist oa: Der Münnerstädter hält Pfoabă (Pfauen);

au ist äa: Im Kahlgrund gläabă (glauben) sie;

au ist ai: Der Wilhermsdörfer ist genai (genau) der Neuhauser raicht (raucht) und der Rh. kaifft. (kauft);

au ist ä: Der Ochsenfurter hat die Ägn (Augen) überall;

au ist ui: Nur in der Hinterrhön. Uis dám Huis is dám Luisniggl sei Bruit mit ám Guil án der Fuist uis gángă uis luiter Zitvertrieb (Aus dem Hause ist die Braut dieses Tropfen mit einem Gaul an der Faust herausgetreten aus lauter Zeitvertreib.

au ist aö: Der Ochsenfurter führt den Gaöl (Gaul);

äu ist ä: Frällá (Fräulein) B., W., C., V.; Der Eschenreuter gibt á Mälla (Mäulchen, Küßchen), im Ochsenfurter Gau trämt (träumt) man;

äu ist ö: Denn der Bamberger söfft und löfft (säuft und läuft);

äu ist ü: Dem Hinterrhöner dücht (däucht) etwas;

e ist á: in Oberfranken meist nur in den weiblichen Endungen; Der Bamberger trifft mit der Hauá á jungá Hehná (der Haue eine junge Henne) und schwánkt (schwenkt) sei Glos aus; aber dám Hárrn Studánt dám Kárl is nix rácht; in der Vorderröhn, in Kl.

Eb. láckt dár Herrsch am Quahl (leckt der Hirsch an der Quelle), im Ochsenfurter Gau hat mer sáchzehă gásáh (man sechzehn gesehen) in Culmb. dängelt man Sánsn (Sensen) in Lohr ist á drackiger Waag (dreckiger Weg), in Wilhermsdorf flännt (weint) man, in der Hinterrhön ist das Gold gahl (gelb) aber auch in Königshofen, in Rothenburg ist man gáră (gerne) etwas;

e ist ä: In Franken wird mit wenigen Ausnahmen fast jedes e kräftig wie ä gesprochen, während der Bayer das e vorzieht. Späck und Schmähr (Schmeere) kauft der Ober- und Unterfranke üms Gäld, bei ihm sind die Schnäckn á guts Ässn; doch nur in der Rhön sind die Bären bässer (Beeren besser);

e ist ia: In den Schniă kammer net stiăh (in dem Schnee kann man nicht stehen), C.; in Culmb. thuts wiăh (weh) auch in Weismain wenn man in Schweinfurt lang muß stiăh (stehen);

e ist iä: in Ebensfeld hat man Jäggn (Eggen);

e iĕ: Denn der Neuhauser thut riĕdn (reden), desgleichen hält auch der Gunzenhauser und der Weismainer ă Riĕd (Rede) und der Ebensfelder sagt: hiĕb (hebe);

e ist o: In Cussenhausen müssen sie droschă (dreschen);

e ist ö: In Bamberg jagt mer á Wöps zun Fenstä náus (man eine Wespe zum Fenster hinaus. Dem Anspacher und dem Gunzenhauser ist nix röcht (recht). Der Hinterrhöner wäscht sein Hömmed (Hemd), der Ochsenfurter verbrönnt sich und der Schweinfurter und Wülfertshauser fällt die Tröppă rá (Treppe herab);

e ist öi: doch nur in Rothenburg, denn da findet man Öign, Öisl und Röidner (Eggen, Esel und Redner);

e ist eă: Dem Neuhauser ist alles reăt (recht). Der Zeiler und Königshöfer steăt (steht);

e ist i: Ist das e dem W. durchgängig ein richtiges á. so macht der Oberfranke an der Gränze in vielen Fällen ein scharfes i daraus. Der Neuhauser mirkt auf die Ihgn, und is mit sein Ihsl glei firti (merkt auf seine Egge und ist mit seinem Esel gleich fertig). Dä Kronichä Studiht stiht und secht i hibh (Der Cronacher Student steht und sagt: ich hebe), auch er fühıt n' I'sl an dä kihn (führt den Esel an der Kette), der Teuschnitzer Pitä giht in die Iwigkeit (Peter geht in die Ewigkeit). Beim Münnerstätter witterts (wetterts). Der Königshofer hört am Quill ă Gerihd (am Brunnen ein Gerede). Der Gunzenhauser und Lichtenauer kennt auch nur Ihgn (Eggen). Der Dinkelsbühler aber ist gespickt mit lauter i. Der Studint dinkt sich Kinntniss ză hábbă un derkinnt sei Himmed niet aufm Brihd (Der Student dünkt sich Kenntnisse zu haben und erkennt

sein Hemd nicht auf dem Brett). Er ist auch der Jnkálă von seinem Herrlă (Enkel seines Großvaters);

e ist ëi. Der Rothenburger leïgt sich und kann Reïdă máchă dinn wie a Spinneweïb (legt sich — Spinneweb). Eï der Gunzenhauser steïht, hat er sich weih gethan. Der Schweinfurter leïgt was hin, in Münnerstadt braucht man Heiſă (Hefe), in Hausen begeïgnt man sich; im Ochsenfurter Gau gibt a Gerëid (Gerede) und der Großheubacher gëiht aus;

e ist ei als reiner Diphthong: Denn in Bamberg beilln (bellen) die Hunde;

e ist e rein und scharf in einzelnen Worten z. B. in Bamberg: betn. redn. gebm. Besn. Schreckn. seá (säen) d rengá (drängen, sengen);

ee ist eï: Kleï (Klee), Neuh.; — oder i in Sihl (Seele), B.; — iä in Schniä (Schnee), C., Teusch.;

ei geht in den Franken und in Schwaben alle Tonleitern durch, und ist aller Behandlung fähig;

ei ist á: in Oberfranken, wo es in der Regel in Unterfranken ä ist. Jn Hof kann ánär mit Koln zágná und bläbt doch rá (kann jemand mit Kohlen zeichnen und bleibt doch rein). Auch in Lichtenau záchnt man; in Bamberg und Alzenau wáás jemand gut ze ráásn (weiß einer gut zu reisen). Jm Ochsenfurter Gau hähst änner Háhnrich (heißt jemand Heinrich). Jn Bamberg woä a Náäglá ááches Holz fáál, es schlááfm's erá Zwáá übersch Wááza-Láhmá-Feld in Kráás rüm, und 's hátzt doch (Jn B. war ein Rest Eichen Holz feil, es schleppen es Zwei über Weizen-Lehm-Feld im Kreise herum, und es heizt doch). Frahli (Freilich). Ampf., Dorm., Neuh.; Jn Schillingsfürst is mer auf der Stáág (Steige) und in Dinkelsbühl Schááad mer'n Tááġ (scheidet man den Teig). Jn Alzenau hot die klá Mahd á Klähd (hat die kleine Magd ein Kleid). Jn Ansbach sogn zwáa grod so gut: ná! (gerade so gut: nein!) wie in Bamberg. Jn der Grafschaft zähgnt mer mit Krähdn und mit Bláhstift (Kreide und Bleistift);

ei ist ä: Wie viel Aeer (Wie viel Eier), Dk.; Des Loch is án Äd'ssn Ärbät (Dieses Loch ist eine Eidechsen-Arbeit, B.; Nä! s' mähst is ă Näglă Hädl (Nein, das meiste ist ein Restchen Haidl), W. nicht Asch; in Wiesenfeld gibt es Hälgĕ (Heilige) wie in Schwaben;

ei ist a͂: Des möcht i niet sa͂ (Das möcht ich nicht sein), Weisch. u. Culmb.; ra͂ (rein), Poss.;

ei ist iä: Kliä (Kleie), Cr;

ei ist ai in ganz Franken und zwar sehr vernehmlich in B. u. W.; in Bamberg Schlaift straicht. und praist man, man trägt ein Báil und Vaichálá. (Veilchen); man ráist; in der Rhön geht man hái (heim) auch in Rothenburg hat man Stráit und Náid;

ei ist ee͂ nur in Unterfranken: um Würzburg wächst der Stee͂ wein (Stein), in Mellrichst. reist man hee͂ (heim), in Alzenau ist man nicht gern állee͂ns (allein);

ei ist ie͡: Aeußerst selten; als reines gedehntes i: á Strief (Streifen), B. u. W.; griefm (greifen), Weisch.;

ei ist e, kurz gehalten: hemm (heim) W., Kl. Eb.; Zwe (Zwei), B,;

ei ist i, nur in der Rhön: mie Gigäsätă will há zerrihsă (Meine Geigensaiten will er zerreißen; auch haben daselbst die Richä miä Zit (die Reichen mehr Zeit);

ei ist oa͡ nur in den pfälzernden Distrikten: Zwoa͡ Kroa͡s (Zwei Kreise), Neuh.;

ei ist eu, zunächst im Hochstift Bamberg, denn der Bamberger. pfeufft, greufft spreutzt sich; er sicht Reutä (sieht Reiter) und Fenstäscheubm (Fensterscheiben), in Zeil sind die Schleufstäh (Schleifsteine) zu Haus.

ei ist oi͂, nur in Schwaben, auch im Ries: ă Stoi͂ (Stein); i woiss (weiß), der Württemberger Gränzer moi͂nt er hätt ă Schwoi͂nlă (meint, er hätte ein Schweinchen), doch hat auch der Hinterrhöner viele Stoi͂ (Steine);

e wird auch der Bequemlichkeit halber zwischen liquidis eingeschaltet Älef áremá (Elf Arme) hie und da;

eu ist á, zunächst in Oberfr. Stráh (Streu), B., V., C., Culmb.; aber auch in Wilhermsdorf láfft mer (läuft) und in Rothenburg hat man a Fráád (Freude);

eu ist ä, nur in Unterfranken. Im Ochsenfurter Gau: sträbt mer ei͂ (streut man ein, und Hä (Heu) ist in ganz Unterfr. und der Rhön;

eu ist e, nur in Schwaben: es freet mi, dass sie á Stree streeă mit He (Es freut mich, daß sie eine Streu streuen mit Heu), Dk.;

eu ist ai: in Bamberg stráit und háit (streut und macht Heu) man; sonst in Unterfranken, auf dem Jura und an der schwäbischen Gränze ganz gemein: Fraid, Lait etc.;

eu u. äu ist eă͡ in Schwaben: Treămer (Träumer);

eu ist eu kräftig und voll, und nie wie ei lautend, im Bamberger Hochstift, wo aber der Protestant, auch mitten im Kathol. sitzend, ei macht. An den Gränzen des Würzb. Hochstiftes schon dieses letztre Regel. Schon in Ampferbach hot mer ă Freid. Der Rhöner aber macht aus eu, ü und ui. Die Leut hamm Meus in ihrn Heuserná (Die Leute haben Mäuse in ihren Häusern), B., V., C.;

eu ist ö: Der Mellrichstadter kauft Hö (Heu);

eu ist ü wie oben bemerkt, in der Rhön: Hüt wor Fürlärm (Heute war Feuerlärm);

i ist á. Kam mir nur einmal vor: Gást'n (giebst ihm), Grabfeld.

i ist ä. Immer nur in einzelnen Worten; in der Rhön, Mellrichstadt, häufiger, aber nur als Verschleifung und Verdumpfung des Grund-i, so auch im nördlichsten Frankenwald, und sporadisch um Aschaffenburg: 's Bambergä Máhlá hot gschärr un án Stäfft káfft. un is in die Käring gángá, sie hot aufm Wehg närgeds Kärschtn gsägn (Das Bamberger Mädchen hat Geschirr und einen Stift gekauft und ist in die Kirche gegangen, sie hat auf dem Wege nirgends Kirschen gesehen). Der Höfer kauft Bärn und Kärschn (Birnen und Kirschen). Der Rhöner und der Kahlgründer ißt Schänka (Schinken). Der Teuschnitzer brennt Lächtä (Kerzen) und in Bamberg und Bayreuth ists Dreivärtl auf (Drei Uhr);

i ist eä. Nur in Schwaben und Bayern, in Dinkelsb. tritt man in den Deänscht (Dienst);

i ist iä: in Lichtenau ziächt (zieht) man Liächter (Lichter) auch in Dinkelsbühl;

i ist ei: als zusammengesprochener Dipthong: s' geit (gibt) durch die zwei Franken allorts verbreitet;

i ist eï: Popeïr (Papier), Kahl.; Streïk (Strick), Eus.; eïch (ich) Asch.;

i ist e. Nur im hohen Norden von Oberfranken, in der Rhön und im Kahlgrund. Der Windheimer sagt: es es un get á Gewátter (es ist und gibt ein Gewitter). Der Teuschnitzer sagt: we met (wie mit); in der Rhön setzt mer scheef (sitzt man schief); im Kahlgrund gets was betters (gibts was Bitters); in Aschaffenburg und Orb setzä die Kinner (sitzen) und in Bamberg brengt áhner wos (bringt jemand was), auch der Rothenburger setzt (sitzt);

i ist ie, rein von einander gleichwerthig getrennt, um Bamberg wird viel Hiersch (Hirse) gebaut;

i ist ei͂ mit starkem Nasallaut: Urei͂ (Urin), Wind.;

i ist o. Sehr vereinzelt: Knorschă (Knirschen), W.; Sprotză (spritzen), Rh.;

i ist ö. Eben so sporadisch: sprötzn (spritzen), B. u. Mellr.; Bortnwörkä (Bortenwirker), B.; Frösch (Frisch), Rh.; nömmer (nimmer), Kl. Eb.;

i ist u, gleichfalls selten: Schunkn (Schinken) ißt man in B., V., C., Bay., Ansb., Dk. Auch in den Endungen auf niss, dieß wenigstens in ganz Oberfr. Bildnuss, Gleichnuss: der Teuschnitzer gung (ging);

i ist ü: Regel vor l im Oberpf., doch wenig hörbar: á wüllds Weisbüld (wildes Weibsbild), Neuh.; in Wilhermsdorf wächst Hüersch (Hirse) und der Bamberger sagt: es kützlt mi ümmä zwischen die

Fingä (Es kitzelt mich immer zwischen den Fingern), auch wüscht (wischt) der Bamberger;

i ist öi: s' hot geloïtä (gelitten, geläutet), Hott á Wöist (Hott und Wist), Mellr.;

ie ist á: In Bamberg schlägt man einem Stráhmá (Striemen);

ie ist e: Der Rothenburger und Dinkelsbühler will lega (liegen). Der Bamberger holt aus dem Walde Schmeln (Schmielen). Der Teuschnitzer knebt nehder (kniet nieder). Der Windheimer hat an der Stehgä än Rehmä (zum Anhalten an der Stiege einen Riemen);

ie ist ee: Der Teuschnitzer fürchtet den Kreeg (Krieg). Der Orber trinkt Beer (Bier). Der Rothenburger geht die Steegä (Stiege) hinauf;

ie ist iä: Der Rhöner ißt vieles liäber (lieber);

ie ist iä: in Dinkelsbühl kriägä sie ä neie Stiägä (bekommen sie eine neue Stiege):

ie ist äi: In Mellrichstadt geht man zum Schmäid (Schmied);

ie ist eu: In Kl. Ebrach zeucht's (zieht's). In Hausen scheusst (schießt) man und kreucht (kriecht) auch;

ie ist ö: In Neuhaus und in Seigendorf zöcht's (zieht's);

ie ist öi: Die Eusenhäuser röichä (riechen);

ie ist ü, nur in der Oberpf.: Die Kinner spülln (spielen) in Neuhaus;

ie ist ëi: Nie in Bamberg oder Würzburg; im Kahlgrund leïgt mer teïf (liegt man tief); man zeïht auf die Wëisä (man zieht auf die Wiese) in Alzenau; in Neuhaus kreïgt mer Beïä (kriegt man Bier); die Wülfertshäuser leïfern veïl (liefern viel) und in der Hinterrhön sind die Keïng heïnk dem Ofä (sind die Kinder hinter dem Ofen);

i wird beigesetzt: Der Neuhäuser hat einen Jenkl (Enkel);

o ist á sporadisch; im Bamb. ist im Kalender Mánnáschei (Mondschein); in Lichtenau ißt man Brád (Brod), desgleichen sind daselbst die Wangen ráht, so auch in Cronach; in Ampferbach bekommt man án Zárn (Zorn); im Ochsenfurter Gau stássä sie sich (stoßen); in Mainberg und Hausen lebt man auf grásn Fuss (groß); in Bamberg ist die Kráhná (Krone)wirthin, auch in Cronach und Miltenb.;

o ist ä in den lateinischen Endungen auf or, so durchgängig: Doctä, Assässä;

o ist i: Du kimmst (kommst), Culmb.; Denni (dennoch), B.; Ihl (Oel), Bayr.;

o ist e: sehr selten, efft (oft), Neuh.;

o ist oĩ mit kräftigem Nasallaut: Oĩs (Ochse), Rh.;

o ist oi ohne Nasallaut: In Simmershausen sagt man á Broid (Brett);

o ist o͡a nur in den Berührungspunkten der zwei Franken mit

Süden und Norden: groass, bloas, roa, (groß, blos, roh), Roth.; Roath (roth), Ansb., Dk., Ochf.; Broad (Brod), Kön., Wies.;

o ist ö, fast nur in Bamberg: Die Kinnä sölln und wölln 's Öberscht von Mössig holn (Die Kinder sollen und wollen die oberste Lage von Moos holen);

o ist ou, nie im Bamberger Hochstift, vielfach in den Gränzen der Oberpf., häufig im Süden vom Hochstift Würzburg: Broud (Brod) ißt man in Roth., Gunz., Wilhd., Milt.; Moust (Most) bekömmt man in Roth., Ochf., W., Kl. Eb., Münn.; grouss (groß) ist man in Gunz., Neuh. u. Wies.; Houlz (Holz) fährt man in Ochf. u. Roth. — In Rothenburg gibts groubä die doch Loub bekommen (grob, Lob); in Ochsenfurt hat das Pferd den Routz, auch ist man da wouhl und voul (wohl und voll). Im Rothenb. wouhnt (wohnt) man eng beisammen; in Wiesenf. koust (kostet) manches viel; in Schweinf. ists douch wahr, (doch), daß die Stoubä (Stube) in Windsheim grouss ist, so auch in Gr. Heub;

o ist ui, nur in der Rhön: Mi sui hol mi Duisä (Mein Sohn hol meine Dose.

o ist u, überall verbreitet, doch nicht im spez. Würzb. Hochstift; in Mellrichst.: senn di Ussa ruht (sind die Ochsen roth); in Gunzenhausen hat man einen gruhn Ruhk válurn (groben Rock verloren), auch in Windheim gibt es grube (grobe) Schollen; in Alzenau kummt die Nunn ins Klustr (kommt die Nonne ins Kloster) (sonst Klástr im Würzb. Hochstift); in Dinkelsbühl rechnet man nach Wuchă (Wochen), doch dieß ausnahmsweise auch in Würzb., nie in Bamberg); in Teuschnitz ist jemand Hárr Tuhd wurn (Herr Pathe geworden); in Neuhausen hat man einen Kurb vull Hulz und geht furt (Korb 2c.); in Dormitz ist das Leibchen luttä (locker); in Culmbach ist ein Luhch im Bruhd (Loch im Brod); und in Weismain noch noch dazu ein gruhsses (großes); in Neukirchen kummt mer án an die Urn (kommt man einem an die Ohren); in Bamberg sicht mersch wu dä Suh á Furm kriecht (sieht man's wo der Sohn eine Form (Erziehung) kriegt); in Weischenf. schwuä (schwöre) ich;

o ist ue, zunächst im Obermainthal. Der Weismainer und Ebensfelder macht á Prueb (Probe) an Brued und Muest (Brod und Moost), er hält einen Uechs (Ochs und sagt der Gaul hat den Ruetz (Roß);

o ist uo, fast nur im Norden des Bamb. Hochstifts, in Cronach hat man gruossá Dienstbuotn, die áf's Wuot Huolz un Bruod áf'm Uofm legn (hat man große Dienstboten, die aufs Wort Holz und Brod auf den Ofen legen;

o ist ua: sua viel Strua (so viel Stroh) hat man in Cronach, in Ansbach aber gnua (genug);

o ist ü, sporadisch in Bamb. und Würzb. Der Bamb. und Aschaff.: trücknt (trocknet); der Bamb. günnt sein Sühla sünst álles (gönnt seinem Söhnchen sonst alles); in Bamb. und Gr. Heub sücht (sucht) man; in Mellrichst. ist man büs (böse); auch in Lichtenau trücknt man;

ö ist i, sehr lokal: i Shwihr (schwöre), Gunz.; Knidla (Knödel), Neuh., Neuk.; dirrt (gedörrt), Neuh.; schi˜ (schön), Alz.; u˜migli (unmöglich), Württ. Gr.;

ö ist ä, überall wo ü i ist: Läffl (Löffel), Oberpf.. Bay., Ansb., Rh.;

ö ist e˜a: sche˜a (schön) Dk.;

ö ist e, rein, sehr vereinzelt: in dä Hell (Hölle), B.;

ö ist äi, Oberpf., und vor allem deren Nürnberger Abzweigung: sie häirn's jo (Sie hören es ja), auch in Rothenb. Äil (Oel);

ö ist u, nur in der Rhön: sie munn (sie mögen);

ö ist ü. zumeist im Norden der Franken: hürn (hören), Teusch.; Ühl (Oel), Wind., Weism.; üs (aus), Teusch.; aber auch im Oberpf. Antheil Ühl (Oel), Neuh.;

ö ist öü: Öül (Oel), Gr. Heub.; böüs (ebenda);

ö ist üö, nur im Norden der Franken: die Flüössá könna umögli die klüös áss (die Flößer können unmöglich die Klöße essen), Cr.;

ö ist üa: schüa (schön), Wies.;

u ist á: nur in einzelnen Partikeln: za (zu) durchweg;

u ist a˜ im Verbum: tha, (thun), B.; A˜ri (Urin), Bay.;

u ist ä: Jessäs Christäs! thu när den Beibäs nei˜ die Muldärn (Jes. Chr. thu nur den Beifuß in die Holzschüssel); Witer ängă is Fäldsch (Weiter unter ists Fuldisch, Rh.;

u ist a˜i. stark durch die Nase: ai˜ri (Urin), Och.;

u ist e: Heer (Hühner), Dk.;

u ist eï, im Pfälzer Antheil: Die Stum mëissn greï wärn (die Stuben müssen grün (gemalt) werden, Neuh.;

u ist i, lokal: Hendschi (Handschuh), B., und anderwärts; a Gilda (Gulden), Dk.; Gilla, Asch.; Kichla (Kuchen), Bayr.;

u ist o, zumeist im Norden des Terrains: mich wonnerts goder Boh, dass dă die Stonn Brommelsopp ausgehählă (Mich wunderts guter Bube, daß du die Stunde Ausscheltens ausgehalten), Teusch.; ă jonger Hond (junger Hund), Rh.; ech most den Booch háltă (ich mußte den Bauch halten), Rh.; Du Borsch mit dein Schnorrn du host Forcht rohzáhporzln (Du Bursche mit deinem Schnurrbart, du hast Furcht herunterzustürzen) B.; in Bayreuth wackelt der Stadtthorn (Thurm).

u ist ö. lokal: Gapözi (Geputztes — Küchenabfälle), B., W.; än Göllä (Gulden), Wülf.;
u ist öi: i hobs gwöist (gewußt), Neuh.; Schöi (Schuh), Mellr.;
u ist ou, zumeist Oberpf., aber auch Norden und Rhön, in Bamberg nie: Gouder Bou du bsouchst mi (guter Bube du besuchst mich), Neuh.; am Pfloug (Pflug), Rh.; geh zou Rou (geh zur Ruhe), Orb;
u ist ue. zerstreut im Terrain: Er thuet der Muedder gueds (Er thut der Mutter gutes), Dk.; auch Hass.; Z.; Wies.; Grafsch.: Roth.;
u ist uä. ebenso zerstreut, doch mehr im Südwesten: bsuächt (besucht), gnuäg (genug), guät (gut), Gunz.; Fuass (Fuß), Dk.; Buä (Bube), Ochf. Ansb.
u ist üä: bsüächä (besuchen), S;
u ist ü. sporadisch: mer sücht án Jütt (Man sucht einen Juden), Rh.; Ümásünst! het i des gáwüst (Umsonst! hätte ich das gewüßt), B.; bsüchä (besuchen), Kl. Eb., Ochf., Wind.; á güldn (Gulden), Jura u. Weism.;
u ist ui. nur in der Rhön: Wuirst (Wurst), Duisl (Dusel), kleiner Rausch; Kattuin (Kattun);
u ist öü: án Jöüdä (einen Juden), Mellr.;
ü ist ä. sehr zerstreut: Pfränd (Pfründe), Thär (Thüre), Rh., Orb; grän (grün), Mellr. u. Roth.; Gchwähr (Geschwür), B.; märb (mürb), W., B.;
ü ist ei: beiglä (Bügeln), W.;
ü ist iä. nur im schwäbischen Theil: Er liägt. er hot fiättáná sollá (Er lügt, er hat' füttern sollen), Schill.;
ü ist au, sehr selten: glauá (glühen), B.;
ü ist öi. Oberpf. und Unterfr.: Föiss (Füße), Ochf., Höitt (Hütte), Rh.; Köih (Kühe), Mellr.; stöik (Stöcke), Mellr.;
ü ist ö˜ä: grö˜ä Hö˜äla, nasal, (grüne Hühner), Ochf.;
ü ist üi: süiss (süß), Teusch.
ü ist ö. zerstreut: 'S Böblä is im Stöblä u. füttert Höhner ('S Bübchen ist im Stübchen und füttert Hühner), Teusch.; a gröns Stöck (grünes Stück), Kahl.; Ber nit kommt zor Schössl, dem schádts ám Rössl (Wer nicht kommt zur Schüssel, dem schadets am Rüssel), Rh.; 'S Málá bögelt ihrn Schörzä mit ára hálsn Störzn ('S Mädchen bügelt ihre Schürze mit einer heißen Stürze), B; Förstn u. Wörfl. (Fürsten u. Würfel), B.;
ü ist üä: grüä (grün), müässn (müssen), Gunz.;
ü ist o. im Würzb.: hopfä (hüpfen), Thorner (Thürmer), Bayr.;
ü ist u. vielfach: á Muckn is auf dä Bruckn (Mücke, Brücke), B.;
ü ist uä: Ruäm (Rüben), Gunz.;

Man wird aus den häufig wiederkehrenden Worten die Absicht herausfinden, die abweichenden Betonungen und Lautirungen um so sicherer durch dasselbe Wort zu konstatiren.

Drittes Kapitel.

Grammatikalischer Theil.

Das Substantiv.

Deklination. Zunächst hat, was das Hochstift Bamberg betrifft, der Plural den Umlaut e, wenn der Singul. Nominat. á hat. Dess senn seidá Bendä (Das sind seidene Bänder), B; mei Zeh un mei Hend thummä weh (Meine Zähne und meine Hände thun mir weh), B. — Die einsylbigen Substantiva verlieren das Plural-e durchweg, wo es im Hochdeutschen stehen sollte. Sei Wend und sei Strümpf senn blau (Seine Wände und seine Strümpfe ꝛc.). — Wo die Hochd. Plur.-Endung en ist, fällt in B. das e immer aus, im W. wird ă aus en. Drey Stundn, B. Drey Stundă, W. — Unregelmäßige Plurale sind in B. z. B. eä ka͠ sei͠ Gábäter ausáwendi (seine Gebete auswendig), B., C., V., Culm. Zwá Stuckä (er) Dörnä (er) (Zwei Stück Dornen), B. Das Wort Mensch als Schimpfwort für schlechte Weibsbilder hat im Plur. Menscher, B. — Der Schwabe, Aschaffenb. und Rothenb. elidirt in den Pluralen der Substantiva auf er (ern) das e und hängt das lokale unterfränk. ă an. Die Baură (Bauern). Umlaut gegen alle Regel hat das Wort Hund im Plur., die Hünd, B., W. — Für den Hochstift Bamberger ganz allein ist die Dat. Plur. Form auf ná gemacht; daran ist derselbe wohl in ganz Deutschland zu kennen, während der W. die bloße n-Endung einhält; so von Hof über Naila und Cronach bis Hof und Erlangen und rechts und links auf dem Jura und in den Ebrach und Aisch-Gründen: den Kinnerná auf Fällerná und Wiesná (den Kindern auf Feldern und Wiesen). Der Dat. Sing. bekömmt hie und da ein Suffix ă: áfm Láábă (Auf dem Laube), Neuh. Der Plural bleibt in einzelnen Fällen ganz unverändert, ohne die grammatikal. Endung. Die Kei͠ng (Kinder), Rh. Die Kenn (dtto) Spess. Desgleichen mit verändertem Vokal: Die Wörm (Würmer), Mist. Dagegen setzt der Höfer da ein r hinzu im Plur., wo der Oberfranke sonst gar nicht abbäugt: Die Bähner (Beine), sonst in Oberfranken: Die Ba͠h und in Unterfr.: Die Bäh. — In Hausen hat der Gaul im Plur. die Göl. Der Singular-Endbuchstabe n wird in Schwaben in einsylbigen Worten häufig zu ă: Koră (Korn); Schwaben und Unterfranken machen übrigens als ausnahmslose Regel alle Plural-Endungen auf en zu ă: Die Stááră kummă (Staaren). Daß der Franke keinen Genitiv hat, ist eben so bekannt, da dieß überhaupt in ganz Süddeutschland nicht der Fall ist: 'N Herrlá sei Gärtlá (Des Großvaters Garten), B., W., S., Oberpf.

Bildung desselben. Der Franke macht vielfach Substantiva aus Verben aus Liebhaberei zum Pleonasmus: 's kost mi án Láchárá (ich muß nur dazu lachen, mach mir nichts daraus), B. W. Dä hot mer án Hutzerá gebm (Hat mich gestoßen), B. Do mach án Steuperá na᷈ (Hier unterstütze). Noch komischer, aber vielleicht richtiger macht der Aschaffenb. aus einem paar Hosen ein Gehös. — Auch die sonst theilweise sprachrichtigen Verbalsubstantiva verlängert der B. u. W. durch suffixe Consonanten is denn nu ká Aufstehes Frá Kundl (Ist denn noch kein Aufstehen, steht man denn noch nicht auf Frau Kunigund), ('An Aufhebms máchn), B., W. Die Reduplikationen sind dem B. u. W. ein wahres Bedürfniß. S' si á Gsch . . . s un á Gf . . . . z, gstrengä Härr mit euern Schreibä, wenn ihr net do sätt. B. C. Die Endung heit wird vom Höfer vielfach in keit verkehrt: s' is purá Faulkeit; aber der Bamb. macht noch eine Sylbe dazu: S' is purá Fauligkeit. Mit den Eigennamen macht der Unterfranke noch weniger Umstände, als der Oberfranke. Dieser gibt der Frau gar oft den Vornamen des Mannes z. B. Dä Hofm is von dä Henerá (Dieser Hafen gehört der Heinrichin, sc. der Frau des Heinrich N. N.), B. und nach dem Dialette durch alle Distrikte. Der Unterfranke setzt, wie der Jude sein ben häuft, um endlich auf den zu kommen, den er nennen will, Namen an Namen hintereinander z. B. Kilches Steffeles Görglä (Kilians, Stephan's Georg), wobei Kilian der Großvater, Stephan der Sohn und Georg der der Enkel ist; so im Ochsenf. Gau. Wer zählt übrigens all die Spitznamen, die von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben, und unter denen die Familiennamen fast ganz zu Grunde gehen. In der Bamberger Gärtnerei und Fischerei sind vielleicht zusammen keine 30 Familiennamen. Da gibts nur Kropf und Human, oder Messerschmitt, oder Demuth oder Eckenweber und Dorsch. Aber niemand nennt man so, sondern der eine heißt Hosnbassl (Hasenbastian) oder Schockariá Braatosch, oder Hans Taused Teufel und den Namen erben Kinder und Kindeskinder. Oft werden Worte, die man nicht nennen will, umschrieben, wie der Jude Jehova durch Adonai ersetzt; in der Rhön heißt die Hölle Wältkuit (Wildes Loch).

Geschlecht. Sehr oft werden Worte weiblich gebraucht, die männlich oder sächlich sind: Málá ziech dein Schörzer a᷈ (Deine Schürze), B. In Dinkelsbühl geht ein kalter, rauher scharpfer Luft. — In Hof hat man Die Schnupfm (Katharr) oder auch die Schluckn (Schluckzer). — In Schillingsfürst hat áner den Krotz (die Krätze), in Dinkelsbühl ist ein veränderlicher Mensch wie der Wetterfahn. — In Lichtenau sagt man zu jemanden: du a᷈feltier Ding du. —

Durch Buchstabenversetzung kommen oft Worte zum Vorschein, die jedem andern unverständlich sind. Die 'Ankn (Der Nacken), B., W.; ä Pergl (Prügel), Heinr.

Nichts ist dem Bamberger aber lieber, als die Präpositionen zu, in,

auf, aus mit unrichtigem Casus zu konstruiren, wobei sich auch das Geschlecht ändert. Der Bamberger macht den Balln in án urechts, nämlich in den Loch auf dem Billard. J hob grod zu dihch geh wölln. Ist ihre Herrschaft hier? Ná sie is aufs Land (auf dem Lande), Dörft mer áhner viel Geld gebm, wenn i auf den Dach nauf söllt (das Dach).

Fremdwörter und deren Verstümmelung gehen durch die ganze Welt, doch manchmal läßt sie der Bamb. u. Würzb. rein in ihrer Würde: Der steht wie á Státuá. — Sonst wird in der Regel alles falsch gesprochen. Der Bamb. u. Würzb. läßt sich das Zimmer taplezirn, er selber aber straplezirt (strapazirt) es. Ohne daß er es weiß, nennt der Bamb. Gärtner aber richtig den Majoran Musserõ. Dagegen ist bei ihm eine Dresur (Tresorschrank) in án mischántn (mechant) Haus, und manches ist ihm gar net permettirli (erlaubt). Umgekehrt macht der Bayreuth. richtig aus einem Instruktor einen Stundenlehrer — Der Bamb. u. Würzb. sagt richtig rondell und certirt gut lateinisch, er weiß auch manches perfect. aber er sicht auf der Schusseh án Hobistn (Hautboist) gehen. Er handelt mit `Andivi (Endivien) und kauft am Charfreitog Polln (Palmen), er liebt ein frisches Salvet (Serviette) und ein Sunnápárásol und der Kloſt. Ebr. läßt sich nicht leicht geästimir (hänseln) 2c.

Wahrscheinlich in Oberpf. und Bay. ungewöhnliche Hauptwörter.

Abgsägter Heiduck (Kurzer Mann), W.
Ällärvater (Großvater), H. Rh.
˜Afrlá (Großmutter), Dk.
`After madi (Dienstag), Dk.
`Aftri (Nachtgetreid), Haus.
`Ahgl (Fischbehälter), B.
`Ahl (Holzlege), Ampf.
Afásser (Tänzer), W.
`Almodi (ein Gewürz), W., B.
`Ará (Anwende bei der Saat), Dorm.
Auslading (Aussegnung), Wind.
`Azucht (Hauskanal), Hof.
Bábálátschn (alter Bau), B.
Báhältä (Schrank), B.
Báás (Zorn), B. Kl. Ebr.
Báálkenwááfm (redseliger Mann), Bayr.
Báunzábrih (Kaffee), Kön.
Baunzánickl (Gebäck), Münn.
Beedergemeng (Woll und Leinen), W.
Bellmánnsklösse (Speise), Kahl.
Beust (Eber), B., Münn.
Biesmuck, (Viehbrehme), Münn.
Bláschanns (Stolzer Mann), H. Rh.
Born (Quelle), V. u. H. Rh.
Bornlöppe (Wassergefäß), Rh.
Berkálá (junges Schwein), Münn.
Bot (Spielabtheilung), B., W., Ansb.
Brack (ungezog. Junge), Neuh.
Brehmá (Augenbraunen), B.
Brentă (Schaff), W., Ansb.
Bruhscht (Dachgiebel), Dk.
Bubäschenkl (Gebäck), W.
Butzelkuh (Föhrenzapfen), B.
Cántor (Gebäck), Rh.
Carnuf (Hurer), Eichstädisch.
Covent (Nachbier), Neuh., Hof, Heinslein, B., Frösch Bier, Rh., Mellr., Klee Bier, Kön., Cuvĕt Wind.
Dáásch (Mutterschwein), Münn.
Dájá (tappiges Weibsbild), B., Weism.
Dálln (Eindruck), B., W., (ä).
Deckbett (Bettdecke), Dk
Dichterlă (Enkel), B. Jünglă, Mellr.
Dicka Schärz (Schwanger), Rh.
Dogg (Hund), Dk.
Drickes (langsamer Mann), Rh.
Düssl (Wassergefäß), Neuk.
Dützerjä (weibl. Busen), Münn.
Duhndersti (Donnerstag), Dk.
Duhrschlächtă (Blattern), W.

Dinkets (großer Kerl), Culm.
á Dinkets (unbekanntes Ding), Hof. Ench.
Döfä (Leute vom Land), Ench.
Eheliche Männer (Hochzeitszeugen), Wind.
Eiternessl. (zänkisches Weib), Rh.
Eirä (Vorplatz), Haus.
Ember (Antwort), Wind.
Enöcklá (Enkel), Ansb., Licht.
Emez (Ameise), B., Ometz, Bayr.
Erbirabalantschi (Gebackenes von Kartoffeln), Dk.
Ermis (Erbsen), Dr.
Ern (Vorplatz), W.
Fátschäkindlä (Wickelkind), Dk.
Feldgucker (große Wurst), Münn.
Felsch (Bandstreifen), Weisch.
Fratzägsicht (Maske), Münn.
Fuht (altes Weib), Dk.
Fusged (Fußende am Bett), Dk.
Gáläst (Felsenspalte), B.
Gáspetä (Schnuppe), Mist.
Geern (Schooß), W.
Geltä (Zuber), Münn.
Gickl, (Stolz), B., W.
Giess (fließendes Wasser), Dk.
Glunzn (Spalte), B.
Gollicht (Unschlittkerze), B. W.
Gowátsch (Einfält. Mensch), B. W.
Gränzä (Korb zum Rückentragen), Ochf.
Grebä (Grebm, B.) Körbchen, Ansb.
Grätzn (Rückenkorb), B.
Grásálá (Schnittlauch), Wind.
Grieber (Leichenträger), Wind.
Grumpm (Metzelsuppe), Ganzes nördliches Oberfranken.
Gschärr (Sippschaft), Weism.
Gschwai (Schwägerin), C.
Gwifft (Watte), Württ.
Ha͂hlá (verliebter Geck), B.
Háckspickel (Zimmermannsspähne), Dk.
Hählkäs (Käseart), Rh.
Hätz (Elster), B.
Haisel (Füllen), Dk. Hánkl. B.
Hámmafleisch (Schinken), Licht.
Hees (Hemd), Württ.
Hetzahl (alte Geis), Rh.
Henkl (Speckseite), C.
Heppm (Kleines Beil), B. W.
Hihgábed (Verlobungsgeschenk), Rh.
Hoder (Kopftuch der Frauen), Ganzes nördliches Oberfranken.
Hork (Fehlerhaftes Rind), Haus.
Hülln (Wasserpfütze), B., Hühn, Ampf.
Hüppálá (Blätterchen), B.
Huller (Schusser), Wilh.
Huidl (Kopftuch), Rh.
Hunsfütlá (Fidibus), Culm.
Jezück (Zunge), Rh.
Ingfied ä (Bettfutter), B.
Kämeles Brod (Feines Hausbrod), Dk.
Kaipä (Groß Stück), Weism.
Kaitzä (Korb), Rh. [Köhtzn], B. Kaitzn, [Ansb.] Kätzä, Roth.
Kamädjä (Jungfrauenhaube), Rh.
Katharinchä (Gefängniß), Rh.
Kittelschnicksl (Saalband), Ampf.
Knock (Hügel), B.
Káudä (Flachsgebind), W.
Köchet (hinlänglich zum Kochen), B. C. V.
Kopfed (Kopfende des Bettes), Dk.
Koppm [ä. W.] (letztes Fingerglied), B.
Kregles (Brautessen), Hof.
Krátzbörschtn (Kleiner Kerl), B.
Krotzä (Kleiner Junge), Dk.
Kümmelspálter (Filz), Ansb.
Kütz (schlechter Kerl), Münn.
Láátsn (linke Hand), Weism.
Leffel (Schote), Münn.
Lecksfiedla (feiger Mann), Dk.
Ligäh (Corsett), Rh.
Löbb, (Wassergefäß), ganz W.
Luck (kleine Oeffnung), B.
Lu͡os (Holztrifft), C.
Lusum (Muffe), Dk. u. Nürnb. Anthl.
Mäschlá (Mädchen), Schill.
Máttán (Schusser), Weisch.
Mánnă (Korb), Asch.
Millämollä (Schmetterling), Weissenburg.
Memm, (Strichen der Kuh), Kahl.
Ma' (Fluß im Allgem.), B.
Mies (Jäckchen), Wind.
Mockálá (Föhrenzapfen), B.
Molles (dicker Mann), Bayr.
Mutzä (Mannsrock), Münn.
Náchbauer (Nachbar), Dk.
Naáchdál (Abendessen), Dk.
Náckáfrosch (nacktes Kind), B.
Oebänáhtä (Vorsteher), B.
Offerlä (Großmutter), Gunz.
Pfulbä (Kopfkissen), Dk.
Pfinstä (Donnerstag), Neuh.

Plätt (Genit. fem.) Riess.
Plempl (schlechtes Getränk), B.
Pötzi (Küchenabfall), B., W.,
Poppahája (Hab und Gut), Weisch.
Putzä (Aprilstürme), W.
Prampf (Brei), B. W.
Prottig (Tischtuch), Heinr.
Potter (Patterlá B.) Halsgehänge, W.
Putterläs (Guttaläs)-Krug, Selterswasser-Krug), B. W.
Rá (Die Anwand beim Säen), Dk.
Räëdlesturä (Rathhausthurm), Roth.
Räpf (Barren), Münn.
Ránná (Eichen unter Wasser), B.
Ráatzn (Raupen), Culm.
Reibel (Hahnen am Faß), Bay.
Reistn (Zwiebelbund) B.
Reitern (Putzmühle), C.
Riesálá (Blätterchen), B.
Rister (Schuhfleck), B., W.
Robeln (Schubkarren), C.
Rothhütes (gebackene Klöße), Rh.
Rülp (roher Mensch), B.
Sáadn (Legkorb), Wilh.
Sedla (detto), Licht.
Schábell (Fußschemel), Asch.
Schänzn (Legkorb), B., W., Kön.
Schánzlaufä (Mantel), B., W.
Schappi (Schatten), Kl. Ebr., Wies.
Schämbet (Larve), B., W.
Schelfm (Schale), B.
Schmalmäd (Brautführerin), Ganz W.
Schielgapriegl (Schielauge), Dk.
Schmekäbriht (Blumenbrett), Dk.
Schlorpä (Pantoffel), Dk.
Schluttn (Schlättä), Zwiebelschaft, B., W.
Schnäppern (Plauderin), B.
Schmeckädi (Nelke), Roth.
Schmarrer (Schwätzer), Licht.
Schnaup (Hutrand), Münn.
Schnörr (Schwiegermutter), Kahl.
Schnörpfl (Zipfel), B.
Schor (Grabscheit), Münn.
Schpreissl (Kleines Holz), B., W.
Schporzábáckl (Ausspuckig), Ansb.
Schwenderling (haben, schwanger sein), Dk.
Schwinglä (flacher Korb), Neuh.
Schwingfädles Suppe (Suppe), Dk.
Sinneri (Schwiegertochter), Dk.
Sittl (Truhe), Gunz.
Soudl (Jauche), Ochf.
Späbrennä (Geiziger), B.
Stázzánár (Stolzer Mann), Wild.
Spezzámen (Probarbeit), Bay.
Stehseidlá (letztes Glas, Trollseidla), B.
Stockláfer (Polizeisoldat), Dk.
Strampfä (Brei), Neuk.
Stráugn (Schnuppe), B.
Struhz (Jauche), B. Strozzä, W. Soor, Bay. u. Hof, Odl. Oberpf.
Stüll á Benk, (Gerste und Erbsen untereinander gekocht), B., W.
Stunz (Schaff), Wind.
Stützn (Wassergefäß), B., Roth.
Suggl (Junges Schwein), B.
Suttn (Wasserlache), B.
Süht (Dreschabfall), B.
Tänzerin (Ziehkuh), Münn.
Táster (Sauerteig), Wind.
Tlov (Schimpfwort), Hof.
Tod (Pathe), B. Töd., Rh. Todä Pathin Rh.
Tohshöred (Taub), Ansb. u. Licht.
Töppä (Hafen), Rh. [Tippä], Asch.
Teuschli (junges Schwein), Z.
Unes (Schwester oder Bruder), Ench.
Unthäterlá (Fleckchen), B., W.
Urigl (den U. haben = die Finger sind ohne Empfindung), Hof. Pelzig, B.
U͂schitzier (Verschwender), Roth.
Wáách (Lendenstück), Dk.
Wáhnd (Façade), Dk.
Wälsche Zemet (Pfannkuchen), Ampf.
Wättig (Schmerz), Kön.
Wellhär (Holzmacher), Orb.
Wengert (Weinberg), Wingert Münn.
Wend (Häuserreihe), Hof.
Wesch (Plauderin), B., W.
Weckn (Rocken), Wind.
Wesslbutt (thörigtes Mädchen), Ench.
Wihmer (Verkrüppelter Mann), Hof.
Wibsl (Clitoris), Rieß.
Widerläger (Rockeinfassung), Rh.
Za͂raffl (großzähniger Mund), B.
Zämetä (Kartoffelgebäck), W. Semmet, B.
Zánná (Wagenkorb), B.
Zaup, (Hündin), B., Münn.
Zaspl (Strähn Garn), Rh.
Zippä (thörigter Mann), C.
Zödlwolf (zerzauster Kerl), Rh. Zöhteuln B. Ropfres, Ampf.
Zösch (schlechtes Weibsbild), B.

Ziesáwiesálá (verzärteltes Mädchen), Ebensf.
Zwick (Blumenstrauß), Rh.
Zwiemalm (Doppelspitzeisen), Wind.

Der Artikel.

Bestimmter Artikel:

deä (dä), B., V., C.; dár, Ochf., Volk.; d'r. W.. Asch. Schwab.; da. Neuh. (der.)
'n sei˜ B., C., V., W., S., Bay. (dessen);
'n' sei˜, B., C., V., W., S., ('n) dán Schw. Haus. (Dihn), Dk., (dem);
'n (den) B., C., V., W., S., dán, Och. (den);
die, B., V., C., Culm. Bay., W.; d' S., Ansb., Oberpf.; dia Ench. Gunz. u. Roth.; dëi Alz.;
derá B., V., C., Culm.; der, W.; (der);
deä (dä) B.; dár W., Rh., Ochf. (der);
die wie Nom.
's. (ás). (äs), Dehs, B., C., V., Culm.. Bay.. W.; dous Mellr. (das);
'n sei durchgängig;
'n sei durchgängig;
's (as äs), des wie Nom.

Unbestimmter Artikel:

á. B.. V., C., Culm., Bay. (S. u. W. ä);(vor Vokalen án), (än) (ein);
von án B., (än W.) C., C., Bay., vun äm, Asch. (eines);
án, B., C., V., Culm., Bay.; än˜ W.; (einem);
an, B., wie Nom. (einen);
á, wie oben (ä W.): (eine);
von árá, B., W.; (einer);
árá, B., W.; (einer);
á wie oben (eine);
a sächlich (ein) wie oben männlich.

Persönliches Fürwort:

i. (ih, ihch), B.; ech, Rh., Orb; eïch, Kahl., Wind., Mellr., Asch.. Wülf.;
— fehlt; blos in wegn meinä, meinätwegn (minnerwägă, Rh.), durchgängig;
miä (mir) mer im Verbum, B., W.; wer. Poss. miăr, Dk.; mi, Teusch.;
mi, (mih, mihch), B., Dk., W.; möich, Mellr. (mich);
mir, (wir), mer, mär, B.; mir, W., Asch.; wer. Poss. mäi. Rh.; mi, Mellr.;
— fehlt; blos in unsätwegn;
uns, durchgängig;
uns, durchgängig.
du (d') durchgängig; aber dá als Suffix am Verbum: wennsdá (wenn du), oder wennst, B., C., V., Bay., W., Sch.

- fehlt; nur in deinetwegn;
diä. B.; dir, W.;
di (dihch), B., W., S.;
iä. (ihä), B.; ihr, W., Äüch, Wülf.; ui, Rh.; enk. Neuh., Ansb.; ä, Graf.;
euä, B.; Euer (Eu'r), W.; Enká, Enk, Neuh.
euch, B., W.; (eich, W., Asch.); oich, Wind.; uch, Alz.; ei, Neuk.; ihch, Asch.; i, Dorm.; ihch, Dk.;
euch, B., W.; ihch, Dk., Asch.;
eä (er), B.; 'r, W.; Hà, Rh.; hä, Kahl. u. Orb; e, Dorm.; eär, Graf.; ár, Stettf., Z., Hass.;
— fehlt; blos in seinetwegn;
ihm, in, 'n, B., W.; im, 'm, Oberpf. u. S.; das reciproke sich ist in, (bei sich) Och.;
in, 'n, durchgängig;
sie (si), sä in der Rektion, B., C., Culm., Bay., Z., Hass., V., Neuk., Schweinf.;
— fehlt; nur in ihrätwegn;
ihä, (iä), B., ir, 'r, W.; irá (in Zusammensetz.), B., V., C.; ihnáná (im Alleinstehen), B., Weism., V., C. Fell mich Ihnáná (Empfehle mich Ihnen);
sie, (si), durchgängig; das reciproke sich ist ir (Femin.), Och.; von uihr, (von sich), Mellr.;
Plur. wie Singul. der acc. sie ist söi, Mellr.; sëi, Wülf.; sö Kahl.; sü. Rh.;
das unbestimmte man ist durchgehends mer, már, m'r, mä je nach dem B. oder W. spricht;
das unbestimmte einer etc. ist ánnä, (ánä), áhnä, áhná, ãhs im B.; änner, änná, ä̃hs, W. — Gen.: von an, von ánárá, B., W. Durch die Präpositional-Rektion entsteht zuná. B.; zuhm, Gr. Heub.; (zu ihm) mitn, B.; mitárá, B., W.; aufm, auf án, überná (über ihm und über ihnen), B.; Jedermann ist nicht gebräuchlich, dafür: állá Welt, állá Leut; doch auch á jedichä; Niemand ist niĕmez in Dk., nämez, Roth.; in B. u. W. nur: ká Mensch. Etwas ist durchgängig eppes, B., W., S. Dagegen verlohnt es sich der Mühe, die dialektischen Formen für nichts herzusetzen: nex, B.; nüscht, Rh.; niĕs, V., S.; nähs Poss.; nischt wird nicht gehört, nix, W., das aber in der Regel auch für nicht steht.

Fürwort.

Zueignendes Fürwort:

mai (mein), B., W.; mi, S., Rh.; má, Roth.; in der Abbeugung erscheint mán (meinen), Roth; márá (meiner) im Femin. márá Fráh (meiner Frau);

dai (dein) B., W.; di, Rh.; in der Abbeugung dán (deinen), Och.;
sai (sein), B. W.; si, Rh.; sinná, Asch.; in der Abbeugung sán (seinen), Roth.; sá (sein), im Neutr., Roth. und zerstreut sen, Teusch.;
unssä, B., W.; (das s ist aber ein ausgeprägtes Z);
euä, B.; eu'r, W.; enk, Neuh.;
ihä, (iä), B.; (ihr), ihr W.; eges, Neuh.;
mit Präpositionen: von seinrá (von seiner), Wies.; der Akkus. Plur. mit Pleonasmus: Ihnen ihr Gäld, (Ihr, Geld), B.; als Substantivform: 's mai, 's dai (das meinige, deinige), B., W.

Hinzeigendes Fürwort:

Dieses fehlt in Schwaben und in Franken gänzlich, statt dessen wird einfach der, die, das gesetzt. Dieser, jener sind vollständig unbekannte Größen. Deä göhkä un die Hehná (dieser Hahn und jene Henne), B., W. Höchstens wird dieser mit deä do (der, das) umschrieben; was dann sporadisch auch deä (dä) dottig (dortige) heißt.

Bestimmendes Fürwort.

Derjenige, diejenige, dasjenige kennen die Franken und Schwaben nicht, der Bayer aber wohl. Ist Derjenige durch nachfolgendes welcher näher bezeichnet, so setzt der B. dä wu, die wu, des, wu; derselbige wird abgekürzt in sellä. Sellä Ma͠, sellá Frá, sell Pferd; Säll, Wülf., Schweinf. — Solcher, e, es erscheint als söttä, sött, á sötts, á sötts Gádudl (solch' eine Musik), B., oder sottigá, sottigs, i mog ká söttigá (ich mag keine solche), B., auch sölligá, á setts, Roth.; á sotter, Gunz.; selbiger, was der Bayer so häufig braucht, kennt der Franke nicht; solch ein ist Soá.

Fragendes Fürwort.

wär (weä, B.), W.; wos (was) geht durch alle Franken; welcher ist gänzlich außer Gebrauch; wär von den zwaën (welcher von den zweien); der Gen. wessen fehlt gänzlich, der Dat. wem ist in Oberfranken durchaus mit wen ausgedrückt. Wen hosts denn gebm (Wem hast du's ꝛc.). Die dialektische Aenderung in ber, bi, bas, boher etc. in der Rhön wurde schon oben berührt. In Verbindung mit Bindewörtern stehen beide Worte immer einzeln nebeneinander: mit wos, zu wos (womit, wozu), wie ist wiă, Gunz.; wo ist wuă Licht., Ansb. — Das für, in was für ein ist immer vor, weswegn und wegä wos kommt zugleich vor.

Beziehendes Fürwort:

Das beziehende weä und wos werden gebraucht, desgleichen die damit meist nachfolgenden dä (dea), di, des. Weä net hörn will, deä muss fühln. Es supplirt das der die das auch geradzu das fehlende beziehende wer: deä záletzt lácht lácht am bestn. Sonst wird das

nachfolgende welcher etc. zumeist durch wu gegeben. Die Stumm wu net gákehrt 's (Die Stube, welche nicht gekehrt ist).

Daß der Unterfranke bei weiblichen und netten Gegenständen in der Regel das sächliche Geschlecht anwendet, wurde schon früher angedeutet: was macht die Grete? es macht gut (Sie befindet sich wohl). Kommen in der Construktion zwei Sie aufeinander, so werden beide als Sá gesprochen; doch mehr in Unterfranken: Kenná sá sá (Kenneu sie Sie), B. u. W. Merkwürdig ist der Pleonasmus meïch, deïch in der Vorderrhön (mich, dich), wenn damit eine emphatische Bezeichnung ausgedrückt wird: des is meïch deïch á schene Gschicht. — Der Dinkelsbühler macht bei den Possessiven noch einen dritten Pleonasmus: nei~s Gvattersma~hs sei~ Haus. Eben so stellt derselbe den Artikel nach in einzelnen Fällen: Wenn dir i ság (wenn ich dir sage). — Ich, der ich etc. ist immer ihch wu. — Der oben bei den Substantiven aufgeführte Dat. Plur. auf ná ist auch beim Fürwort Regel: wen hosts denn gánumá? denáná? (diesen). Doch nicht bei Ihr: Irn Freundná (ihren) nicht Irná. — Der Theilungsausdruck deren ist immer árá, Senn árá nu do? Sind deren, (davon) noch da? desgleichen das sprachunrichtige welche: i sihgh árá nu, (ich sehe noch welche, (einige).

Die mit der zusammengesetzten Pronomina z. B. dergestalt, dermassen, desgleichen; hat der Franke nicht, und in denen, die mit gleichen zusammengesetzt sind, hängt wenigstens der Bamb. ein s an. Meinsgleigns, unserschgleigns (unsers gleichen).

Das Adjektiv.

Bildung desselben. Die Adjektiva mit Stoffbezeichnung, zunächst die auf en und ern gehen theils regelmäßig von ihrem Grundwort ab: á thönerer Ofen (ein thönerner Ofen), B., W.; und sind natürlich dann noch korrekt, wenn das Grundwort die dialektische Vokalfärbung hat: än isenes Kruitz (ein eisernes Kreuz), Rh.; theils umlauten sie ungewöhnlich: wüllá Wolln (Wollenfaden aus Schafwolle), B., W., Rh.; á güldá Kehtn, (eine goldene Kette), B.; aber: á höëlzeră Uhr, Rh.; (hülzerá, B.); á küpfretá Nosn, (ä köpfernă, Rh.) eine kupfrige Nase, B., W.; besonders wird aus e ä: ärdes Gschärr (irdenes Geschirr), B; aus ei wird á: á bánneres Messä (ein beinernes Messer, B.); á stánnerá Krug, B.; konstant ändert sich dann auch a in e: á gleserná Kánná (gläserne Kanne), vierdrehtigä Fodn (vierdrähtiger Faden), vierdröhtig, Münn. Die Endung en in Stoffadjektiven, welche dem Pflanzenreiche zugehören, wird äs: Aáchäs-, Büchäs-, Bärkäs-, Ärläs-, Fichtäs, Tennäsholz, (Eichen-, Buchen-, Birken-, Erlen-, Fichten-, Tannenholz, was in W. u. Rh. in das dialektische ă, ä abgekürzt wird: Aachă-, Bühchăhoulz, Münn. Die Endung en wird in

kulinarischer Beziehung is; gsottis, brodis, gerächts, báchis (gesottenes, gebratenes, geräuchertes, gebackenes), Dk., wird aber er wenn dieselbe Speise in verschiedener Form erscheinen kann: gesottier oder brodier (gesotten oder gebraten), Dk., wobei wahrscheinlich Weise supplirt werden muß.

Die Adjektiva mit Formbezeichnung sind in ihren Endungen ebenfalls vielfach unkorrekt, ig wird ed: launed, stáaned, bärged, holzed, (launig, steinig, bergig, holzig), B.; icht ebenfalls: thöred, öled, (thörigt, öligt), B; aber Farbenbezeichnungen auf icht bilden ächt: weissläicht, röthläicht. sam wird als Endung richtig gesprochen: forchtsám, eine Ausnahme macht lanksum (langsam), B., W. Die Formendung lich wird nur in einzelnen Fällen ling: am menschlingá Körpä (menschlichen Körper), B., Culm. Die Partizipialform end eben so einzeln ned: Ihrá leugnetá Aágn (Ihre leuchtenden Augen), Culm. Die Endung ig als moralische Formbezeichnung wird immer ing: deä gnädingá Fráa, von gütingá Gott, B., Culm., C., J. In der Abstammungsendung isch wird in der Hinterrhön das i elidirt. A Fäldscher Buer (Ein Fuldischer Bauer). Die Formendung ner als männliche und ne als weibliche Endung ändern sich in S. in ier: án u'gschliffier Mensch (ein ungeschliffener); á brodie Gans (eine gebratene Gans), Dk. Die Möglichkeitsendung bar scheint kaum in B. u. W. gebräuchlich zu sein, sondern wird mit dem treffenden Verbalinfinitiv konstruirt mit zu gegeben; unbrauchbar: net za brauchn (nicht zu brauchen); theilbar: zá thähln (zu theilen), B., W. Ebenso wird die Möglichkeitsendung sam, mit Ausnahme von furchtsam und heilsam, kaum gehört werden, sondern sie wird ebenfalls durch das treffende Verbum umschrieben; der Schwabe macht hie und da aus einem Adjektiv ein Adverb.: worum dääscht nit ze Gottes Tisch gángă? Weil i u'gschickt geboră bih (weil ich um etwa ¼ Jahr zu jung bin), Dk. Die Endung isch als Abkunftsendung von Personen z. B. malerisch, kriegerisch etc. ist vollkommen außer Gebrauch; wohl aber sehr häufig von Verben, neidisch etc.

Steigerung. So lange dieselbe die übliche Weise ist, durch Anhängen von er und ste mit dem treffenden Umlaut, findet blos örtliche Abweichung statt, theils in Veränderung der Consonanten, theils in Zusätzen und Verlängerungen, z. B. Höchä (höher), B., W.; Nähtä (näher), B.; nager, Roth.; endä (eher), B., V.; mendä (mehr), B., V.; klächer (kleiner), Asch.; auch in Umwandlung der Vokale klennä (kleiner), B., W., V., C., Culm.; schmelä (schmäler), B.; lengä (länger), B., C., V.; wäckerer (braver), Schill.; anörschtn (zuerst, am meisten), B.; mástens (meistens), B., = am máschtn, Gunz.; der jungstä (jüngste), Alz.; theils auch in sonderbaren Verkürzungen: traurer (trauriger), Och.; oder durch Anhängsel, die schwerlich aus wirklich sprachlichem Stoffe erklärt werden können: balöh (sehrbald) vielöh (sehr viel), Rh.; oder endlich durch ein angehängtes maßangebendes Wort, z. B. nuámol gut (besser), (noch einmal gut), Culm.; án

ungutá Ma⁻ (ein schlimmer Mann), Bay. Aber wenn die Steigerung durch Zusätze adverbialischer Wörter geschieht, so geht sie durch die lokalen Auffassungen hindurch ins fast Unbegränzte und ist nicht ohne Streiflichter auf die örtliche Stimmung. Es sei gerade dieser Manigfaltigkeit wegen vergönnt, mehrere der seltener anderwärts gehörten Bezeichnungen dieser Art mit Hinweglassung aller derer, welche längst in die Schriftsprache aufgenommen sind, z. B. kreuzbrav, sternvoll, nagelneu und dergleichen hier anzuführen, wobei, um nicht zu viel Raum verschwenden zu müssen, das Stammadjektiv hochdeutsch geschrieben werden soll, während das adverbalische Wort, welches immer so viel als sehr bedeutet, dialektisch geschrieben erscheint. Kártel-falsch, Dk. — Allmächti-lang, B. — Klimms-kalt, Dk. — Ewig-schön, Culm. — Kitz-blau, B. — Kees-gelb, B., W. — Rechtschaffn-dick, B., W., Culm., C., Dk. — weidli-gut, Dk., W. - Grausamviel, Eichst. — Walli-spät, Butt. — Merkwürdi-, schreckli-, wüthi-schön, S. — Gram-gut, heblich-gut, Münn. — nasch-dumm, dumm-gescheid, Neuh. — Krei-, (ker-, kir-) sauer), Asch., B. — Kreida-leer, Mellr. — Schroher-Kütz (Kütz ein Schimpfwort, schlechter Kerl), Münn. – Stihchsauer, Roth. — Stink-sauer, Gunz. — Schwinn-klein, Münn. — wiblifinster, Wies. — Welts-vergnügt, Z. — Bluinz-finster, Münn., Rh. — fazaliächter (ganz nüchtern), Dk. — á wederlier-Fluch, Dk.

Verbindung und Umschreibung. Die Unterfranken-Aschaffenburger Seite setzt bei Deminutiv-Formen das Adjektiv ohne Geschlechtsendung vor das neutrale Hauptwort: ä schee Bibchä (ein schöner Knabe), ä kalt Regelchä (ein kalter Regen), Asch. Dieß kehrt jedoch ohne Deminutiv wieder in W. u. C.: ä gut alt Weib. In allen Dialekten Frankens wird ferner das Adjektiv in emphatischer Weise dem Hauptworte nachgesetzt: du Ochs du dummä; du Saumogn du u⁻gábrühtä B. (Schimpfworte). Eben so durchgängig ist die Deklinirung der Adverbia vor Eigenschaftswörtern: á rechtá grossá Buttn. B., V., C., Bay., W.; á gor á schöná Blummá, B., und sollte das nicht als Beugung, sondern blos als Wiederholung des Artikels gelten, so steht dieser in Wiederholung auch bei einfachen Adverbien: á so á gutá Birn, durchgängig. Am verbreitesten sind die sprichwörtlichen Umschreibungen statt einfacher Adjektiva, und das ist das eigentliche Element des Schwaben. Sie habbä á schecherts Leder bei ihrä Schuh (Sind ungetreue Eheleute), Dk.; der is mit alln Wassä gáwaschn (ist durchtrieben), B., W.; er isst's Spitalbrod (ist arm), B., W.; von zehă Suppă ă Schnihdlă (weitläufig verwandt), Dk.; Zwischă Liächt (in der Dämmerung), Dk.; Heirathă isch kă Káppätischă (Kappentausch. Heirathen ist immer fatal), Dk.; Er isch wohl bei die Herră (ist gut angeschrieben), Dk.; der wills Wäärzeli (Würzelchen) wissă (ist sehr neugierig); Si hot á Maul wie á Schwärd, B.; Na hots án gutn Roth? (Nun seid ihr wohl berathen), Ampf.; dahin gehören auch Aenderungen des Sprachgebrauchs,

z. B. Tröst mei Mutter (Meine Mutter selig), Bay. Und rein lokale Adjektiva: vormauli (vorlaut), Dk.; hundshärig (filzig, geizig), B., Dk., W.; und endlich noch Substantiva die in einem Wort Substantiv und Adjektiv bezeichnen: á Kimmerer (ein siecher Mensch), Dk. Der schwäbische Plur. Nom. der Adjekt. endet sich auf i. der Akkus. davon auf e: Besi Bube; aber sags dene bese Bube. Roth. In B. ist noch bei Steigerungen der Zusatz wos lokal: er is grösser ás wos du (als du).

Anderwärts wahrscheinlich seltene Eigenschaftswörter.

Aeftig (unrecht in der Stellung), Rh.
Aenderisch (unheimlich), Butt.,
Aex (verkehrt), W.
A˜häri (anhängig von verliebten Weibspersonen), Riess.
A˜rli (thörigt), Dorm.
Arlich (unwohl), Hof.
A˜schichti (einzeln), B., W., Wilh.
A˜trägn (abgekartet), Dk.
Ausgápeitscht (in Zusammensetzung mi einem Hauptwort; Schimpf.), Hof.
Báhsed (Bissig von Menschen), B.
Báhzi (Einzeln), Butt.
Bákláhd (bekommen, vom Pflanzenwachsen), Windh.
Bedug (verzagt, und in der Judensprache: reich), B. W.
Benumä (von Kindern, gekräftigt), Z.
Bihzelig (empfindlich), Rh.
Blümeránt (sonderbar), B. W.,
Brohzlet (brozlä) unwirsch, B.
Ḃsodi (Karg, geizig), Schill.
Degámessi (gedemüthigt, stille), Dk., Roth.
Dermi (mager. von Personen), Wilh.
Dewig (krank), C., Dewisch Mist.
Dormläd (wankend, von Personen), B.
Dringelköppig (schwindlich), Rh.
Dus (düster), W.
Eitl (so viel als lauter, dunkel), Eitl Noacht). Dk
Fiserig, fuserig, (Federig, von Kleidern), B. W. Schill.
Flürli (Geziert), W.
Föäti (furchtsam), Weisch.
Fichten (dünn), Mellr.
Förthemi (furchtsam), Mellr.
Fräschli (frech), Hausen.
Gährli (passend, nett), Neuh.: gättli, B., W.; gäteli, Dk.
Gamĕli (zuträglich), Dk.
Gfänzi (voreilig), Dk gfinzi, B., (doch hier: neugierig).
Ghätsched verzärtelt, — auch saftlos, vom Fleisch), B. W.
Geheb (B.), ghäb (W.), genau, Dk.
Grándi (roh, gewaltthätig), Dk.
Grossbrittanisch (Hochmüthig), Bay.
Grihdli (unaufgelegt), Dk.
Graus (fein), Münn.
Gschiedi (geschiedene Frau). Dk.
Gehlacht (weich, von Fleisch), B., W.
Gschnodi. (nett), Schill.
Gschnalzt (wankend, betrunken, steif), W
Hätt (zu Oberst, vom Acker), Haus.. gaweist. (richtig, gerade), Sgeht sein gaweistn Weg, B. W.
Halloisch (unglücklich), Schill.
Händi (geeignet), Haus.
Hechli (zahm), Haus.
Heeling (heimlich), Württ.
Hemed (im bloßen Hemde), Weisch. Wilh. Roth.; Hömig. Mellr.; hemedglocket, Bay., Hemedleiered, Neuh.; Hemedleutered. B., Hemschissig Kahl.
Hahlou˜s (nichtsnutzig), Gunz.
Knapp (eng), B., W.
Koinzig (nichtsnutzig), Dk.
Leh (wässerig, vom Teig), B., W.: Linn. Wilh.: Löh. Dk.
Leicht Tua˜ch (liederlich), Dk.
Liedschäftig (kontrakt), B., W.
Letz (nichts übrig), Dk.
Liederli (unwohl), Gunz.
Luck (locker) vom Teig, B.
Mächet (verkehrt), Weisch.; ächet B.
Melmi(g) (locker, vom Boden), B.
Munked (verdrossen), B.
Musseri (schläfrig), Schill.
Nahti (Arm), Licht.

Nobmeli (eine heruntergekommene Schönheit), Dk.
Páhned (bissig, kneifend), B.
Pfizi (geizig), Och.
Rohnig (mager, von Menschen), Wild.
Rösch (Hart, von Rinden), B., W.; (streng am Menschen), Stettf.
Rüftig (rauh, von der Luft, von der Haut und von Rinden), B., W.
Sängerlich (sauer schmeckend), B.
Schläf (angehend faulendes Fleisch), W.; Schláfered, B.
Schäckig (närrisch), Rh.
Schellig (in Feindschaft lebend), B.
Schlemms (abschüssig), Butt.
Späh (ecklich, von Personen und aktiv), B. W.
Spännig (in Zerwürfniß lebend), W.
Spitzi (bedächtig), Neuh.
Schützig (schnell), B., W.
Staat (langsam), B., W.
Spindig (fest, vom Brod und bleich, von Personen), B., W.
Stöcked (gestockt, von der Milch), B., W.
Ueberwindlings (eine Art des Nähens), B., W.
U˜gheiglt (redlich), Bay.
U˜gáttli (unverträglich), Haus.
U˜kheit (taub), Neuh.
Unesig (krank und bleich, von Personen), B.
Ursen (überdrüssig, vom Essen), Culm.; urez, B.
U˜selli (Unseliger, Schimpfwort), Roth.
Vern (vom vorigen Jahr), B., W.
Verluntert (giftig), Dk.
Vertattert (erschreckt), B., W.
Welsch (irr), Schill.
Wärgeldick (kugelrund), Dk.
Wett (quitt), B.
Wietsl (verzweifelnd), Bay.
Wo˜unächsed (knarrend, vom Tische), Roth.
Wurtli (geschwind), Haus.
Zwäcked (fest, von Müskeln), B., W.
Zwáhzled (Zwozled), (Verzappelt), Roth. (voll Unruhe), B.

Das Zahlwort.

Die dialektische Färbung dieses Wortes ist weniger auffallend, und mit dem ganzen Habitus der Sprechweise zusammenhängend. Demnach sollen nur in Kurzem einige Andeutungen genügen.;

áns, B.; äns, a˜s, W.; a˜hs, Oberpf.;
Zwáa, B.; zwenn, zwu, B.; u. promiscue. Zwä, W.;
Drei, B., W.; Drëi, Rh., S.;
Viä, B.; Vier, W.; vëia, Gunz.; fünf, (Füneff), Rh.;
Sim, B.; Sibbă, W.; Sëibbă Wülf.; neu˜, B.; nei˜ W., nei˜ne Oberpf.:
Zeá, B.; Zeh, W.; Záh, Wülf.; und in den Zusammensetzungen sibázehá (siebzehn), B.; sibzeh, W.; Drázze (13), Windh.; Drizä, Rh.; Sechzá, Wind., Ansb.;
Zwááázwanzig, B.; Zwánzg, Dk.; eïs á Dreiysg (31), Dk., S.; Drässig, W.; verzig, B., W.; Vierásibázig, B.;
hunnert, B., W., C., S.; und in Zusammensetzungen: á hunnert á Drey (etwa dreihundert), B.;
Tausäd, B., durchgängig;
der örscht, der záwit (dieses allemal in Bamberg regelmäßig); Zwätt, W.: der drüht, Rh.; dä hunnerscht, dä Tausätsd, B.

Beim Spiel rufen übrigens in Bamberg, wie schwerlich in irgend einem andern Orte die Knaben: örschter á, zweiterá, ditterá, d. h. ich habe den ersten Wurf; und so auch die Mädchen beim Fackn (siehe unten):

zá örscht, zá zweit, B.; zá wanner, vielfach, auch Münn.; zu bánner, Rh.; selbander, Dk.; Zá zeäst (zu zehnt), B.;

á mol, zeámol (mal), B., W.; letzteres Wort ist auch adverbial gebraucht; 's zeästmol, so viel als sehr oft, desgleichen auch 's hunnerstmol; aber auch als Interjektion: Zeámol d. h. nein, und wenn du zehnmal ja sagst, B.; ämol W.;

die unbestimmten Zahlwörter variiren in unglaublicher Zahl;

ánnä, kánnä, (einer, keiner), B., äner, käner, W.; in Asch. eener, keener; meä (mehr), B., miä, Schw.; meäner, Dk.; mendä, B.; manichmol (manchmal), B.; Járámol, Dk.; Innámol, Eber. und Main-Gr.; Zeitámol, Münn.;

Nemez, Ansb.; Niemed, Nemed, (niemand) an verschiedenen Orten, nie aber in Bamberg, wo das Wort ganz unbekannt ist;

á Stück á fünf (etwa fünf Stücke), dialektisch durchaus. Stückárá fünf, Hof; Firmannerweg (eines nach dem andern) Heinr. — Immer wird höchst verschieden ausgedrückt: ölla Ritt., W.; ölla Schmitz, Hass. Baun., Wies.

Das Adverbium.

Die Adverbia des Umstands sind meist Adjektiva, die ganz nach dem gegebenen Idiom behandelt werden: er redt schö˜! (er spricht schön), B.; er schwátzt go˜ud, Rh.; es goht háhli (es geht heimlich), Dk.; es kummt ho˜uch, Neuk.

Die Adverbia des Grades und des Maaßes: goä (gar), orig (arg), B., gram Wies.; feindli, Dk.; wüthi, Dk.; o˜rg, Dorm., sehr; á zwinkala, Dorm.; á weng, B.; á hällá, Ench.; á hirlá, Ansb. u. Neuh.; á mällá, B.; á wall, B.; án Eckálá, Culm.; á Titánirlá W.; á wink (ein wenig), Mellr.; so'u (so), S.; su, B.; C., Gunz.; glatt (fast), B., W., S., Roth.; Topfebbi (ganz), Dk.; Von suni (ganz, auch wies kommt), Wild.; Nimm 'n Klee von suni (Schneide den Klee, wo du ihn findest); balöh (beinahe), Rh.; miä, Wies. u. Kön.; mi, Rh.; me, Rh., Asch., Graf., Och., C.; meä (mehr), B.; gánug, gánung B., Gr. Heub.; satt (genug), Hof.: hot si satt käfft (Hat sie genug gekauft?), überenzig (übrig), Gr. Heub.; ástá (desto), ástá meh (desto mehr), Baun.; eï, eï (je desto), Neuh.; wul-wul, B. u. Dorm.; wul háásä, wul bessä, (Je heißer desto besser), när, B., W.; nor, Gunz.; numma (nur), Neuh.; fei (fein), sogs fei (sags doch), durch ganz Franken Schwaben und Oberpf.; gnau (nahe daran), Ansb.; es wor gnau dra˜ (Es war nahe daran), bigánöthli (mit genauer Noth), Roth.; gehab, gheb (genau passend), durchgängig; eppes (etwas), schon oben bemerkt. Alle jene Gradbezeichnungen die einen emphatischen Superlativ ausdrücken, wie: höchst ausnehmend, ungemein, u. dergl. sind in allen Franken und in Schwaben völlig unbekannt.

Die Adverbia der Zahl sind zum Theil oben, bei den Zahlwörtern mit erwähnt worden: mánigmol, innámol, zaörscht, B. Doch finden sich auch noch komische Verlängerungen des Ausdrucks: Er lacht, und söllt Drey Batzn greiná, B. Er lacht, und sollte eher stark betrübt sein. So auch: etwas halb thun: S'is wie 'n Metzgä sei Säulá: vormittog gámesst, nomittog gschtochn; oder: des helt von Elfá bis Mittog. (Ist aber in Bamberg bei einer neu gebauten und um elf Uhr probirten Brücke wirklich der Fall gewesen); anädlis geduë (immerfort), Roth.

Die Adverbia des Ortes und zwar des ruhenden Verweilens: Doät (dort), B.; dört Baun.; dárt, W.; dáttá, Z.; Hass.; sált (dort), Hass.; do (da), durchgängig; dáttá bám Bám (dort beim Baum), Baun.; närgeds (nirgend), B.; Hier ist nicht gekannt, immer do. Die abweichendsten Bezeichnungen finden sich für hüben und drüben: Drimm á Dimm, Gunz.; hüm á düm, V.; hem á Dem, Wild.; hem a drem, B.; hem á gem, Stettf.; herm á germ, Weisch.; Hessná gessn, Weism., Hass.; Hest á Gest, Z., Hass.; Hess á Gess, Kl. Eber.; hastá á Dastá, Niederl.; Háhns á Gáhns, Wächtersw.: num á num, Neuk.; Dássn (draußen), Wind.; Drus (draus), Dk.; Dom, B., Drobă, W.; Dobă, Dk.; (droben), Dom Dum (Domán Dum) C.), (droben im Dom); obm et unten (oben und unten), B.; öbă un unnă, Asch., W.; öbă ä ängă, Rh. Firschiüber (gegenüber), Dk.; druntn, B.: druntă, W.; niedn, Culm., Licht., Haid.; ontă, (drunten), Wülf.; Aerschli (verkehrt), Poss., Weism.; Schepp (links oder verkehrt), Ächet, B.; Aeftig, Kön.; án ächátá Noht (eine innere Naht), B.; af (Hof), uff (Asch.); of Gunz. (auf), in Bamberg ist das u etwas hörbarer, als anderwärts. Hinna, Asch.; hänka, Rh.; (hinten). Die Vorsylbe her, die im Altbayr. so stark betont wird, desgleichen die Vorsylbe hin, z. B. herüber, hinüber, fehlt in Franken ganz; also: rüber, nüber, hom, (heroben); hom Bohn (heroben auf dem Boden), B. Die mit halb zusammengesetzten, z. B. außerhalb, innerhalb, unterhalb sind in Franken ganz ungebräuchlich; ebenso diesseits, jenseits, längs; wie der Schwabe diese Partikeln behandelt, davon oben bereits angeführtes Beispiel: des isch d'r Wág: sell, drübă nebă dumă ganges, Dk.; ausbich (auswendig), Kön.; ausáwendi, B.; Firschihintă, (hinterst zu vorderst), Dk.

Adverbia der Bewegung und Richtung: rü á nü, Haus.; roi á noi, Eusenh.; hár á dár, Wies.; rüberá nübä, B.; (herüber und hinüber); rá, W., Kl. Eber., Rh., Hass., Dk.; ró, B.; (herab); nie wird, wie in Altbay. das her (herab) in Franken gehört; nauf, B.; nuff, Rh.; ahfi, Kl. Ebr.; affi, Oberpf.; (hinauf); rheĩ, B.; herih, Rh.; eninn, Alz., (herein); naus, B., nuis Rh.; hinuis, Rh.; hiss, Kl. Ebr.; naui Dk.; (hinaus); no, B., Rh.; na, Rh., Münn., Graf; oï, Neuh.; abi, Neuh.: ábă, Teusch.; (hinab); des is á gáno á ro: (scil: Láhfm) (Das

ist ein Hinauf- und Herunterlaufen) B.; hih. B.; (hin) aber in der Verbindung mit wo u. da ist das hin in na verkürzt; wonah? donah. (Wohin? dorthin), B.; aber wulent (wo gelegen), sporadisch. — Die Seitenbewegung wärts ist gut in Franken vertreten, so auch die Verbindungen von auf und ab. wohl der stark betriebenen Schiffahrt zuzuschreiben und rein gesprochen: Stromauf, Bergauf; Zelz lät seitwärts (Zettlitz liegt seitwärts), Licht. Staffelst.

Adverbia der Zeit: allährt (Eben jetzt), Rh.; áls, selten, der Anfang einer Erzählung, dafür meist wie, B., C., V., Bay., W.; bi (wie), Schw., u. Rh.; bi ähr döicht (als er dachte), Rh.; ähräs (Ehe als), B., V., C., Bay.; enderäs (Ehe als), B., V., C., Culm.; I bi do ähräs die Katz án Ei legt, B.; Wál (Während), B., W., Orb; auch wail: Wáls rähnt (dieweil es regnet), Rh.; öft (oft), durchgängig; Hieher gehört das Asch. áls, so viel als oft, immer: do bin i áls ei~gekehrt (da bin ich immer eingekehrt); Strässlich (Häufig), Wind.; Selikn (selten), B., V.; lanksum (langsam), B., Münn.; hertli (schnell), Baun.; horti. Wach.; háati. Dorm.; Schützi. B.; ást, asting (sogleich), Baun.; Vro, vra (zuvor), B., Baun.; V., C.; geh ner vra na (geh nur zuvor hin), B., ümä (immer), B., ümmerscht, B., ömmer. Rh.; statt nie, welches gar nicht vorkommt, durchgängig, kámol (keinmal). Dazu das unterfränkische Asch. wann dann (wenn denn), wáhli (Eilig), Roth.; sintä (Seit) B., V., C.; dátámol (einst einmal), Weisch. Wie oben hüben und drüben, so ist auch das jetzt der verschiedensten Modelirung fähig: hieset. Ebensf. etz. etzet. etzetlá B.; hetz. Wülf.; öllewill. Rh.; Henn.. Teusch.. Wind.; hinst.. Münn. etzund, Graf.. B.; henz. V.. Mainb.; jetzert. Gr. Heub; hinzig. C.; olzing. Baun.; itzig, Ench.; hinza, Ebern.; etzá hotsá Hitzá (Jetzt hat sie Hitze auch), und sollte das Tungusisch-mongolische, welches der Bamberger sprechen kann, gar vollendet werden: ezzá hozzá hizzámü (Jetzt hat sie auch noch Hitze), oder auf Teuschnitzisch: henn it dä Hennä henn (Jetzt ist die Henne hin); heint. heunt. (heute), B.; na (nun), durchweg in allen Franken, nur in der Rhön nu; verwiebn (unlängst), Baun.. B.; süst. sünst (sonst), B., Culm., V., C.; morn (morgen), Münn.; mohring, B.; gu moring (guten Morgen), jedoch häufiger, gumáring. Das altbayr. u. oberpf. bal (als, wenn), wird in Franken nie gehört; nächtä (gestern), Münn.; äusänächt (vorgestern), Haus.; ärzig nächtä. Münn.; übetsnächtn. Z.; nálich (neulich)), Hof. Die Wörter einst, künftig. bereits sind nicht gebräuchlich, denn die Anwendung des bereits im lokalen Auftreten, drückt nicht mehr die Zeit, sondern etwas in der That bestehendes aus: Er is bereits kra~k (Er ist in der That krank). Es entspricht dem schwäbischen wärkli. wirkli. — Zu dem wird in Franken für „oft" meist ein unbestimmtes Zahlwort gebraucht: s' hunnerschtmol sicht ersch net (oft sieht er's nicht), Malädi Zalädi (Ma Lädä. W.) (Meiner Lebtag), B.

Adverbia der Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit und deren Gegentheil: Ná, B.; Nä, ganz W. u. Asch.; Na˜, Roth.; (nein), Net ganz, B., C., V., Culm., Bay., Hof; nix, ganz W.; nit, Baun., Rh., Dk.; it, Dk.; itä Dk.; nieٚt, Münn. u. Ebersf.; niht, Graf.; nes, Haus., (nicht). Merkwürdig ist die gänzliche Verkehrung des nicht in ajo (Nein), Hof; jo (ja), durchweg, doch vielfach durch das a in já übergehend. — Gottwolkeit (hoffentlich), Roth.; Dennet, (dennoch), B., V., C.; dennich, W.; á oder áh ist durchaus auch, B., C., V., Hof, Bay.; gwihs (gewiß), B.; ümasüst (umsonst), B., ëiskammä (umsonst), Culm.; öb (ob), fast in ganz B. auch W.; öbä (öddä) (aber), B.; äber, Rh.; adder, Volk. — Der verstärkende Anhang ja ist einfach a: du bistá schwarz (du bist ja schwarz), B. — Die Umwandlung von wer, wie etc. in ber bi in der Rhön wurde schon oben angedeutet, es erstreckt sich auch noch in die Vorderrhön und in die Haßberge. — Dazu kommen noch die Umschreibungen: z. B. du wäescht gscheid (ich mag nicht), B., Dk.; oder spezielle Ausdrucksweisen: biganöthli (bei genauer Noth), Roth., Schill.; Meinä Seel, meine Six statt „wahrlich“, das in Schwaben als wärli häufig ist. Zwoä (zwar), B. Wenn auch gar nicht schön, doch den rauheren Bamberger kennzeichnend, und für ihn (d. h. nur den Gärtner), als Universalantwort für nein, oder: ich mag nicht des Tages sehr oft im Gebrauch, ist: mein O ....: du host gewihs die Stützn ro! Antw.: Mein O .... Du hast gewiß das Wassergefäß herunter gethan! Antw.: Nein; und ist nicht einmal bös gemeint. Die Worte halt (s' is halt) und gelt (Fragwort), das aber Bambergisch gell, oder gellá heißt, sind immer im Gebrauche. Das bekannte: Hot der epper eppet eppes tha˜ schon in Gunz. auch in Roth.

Die Präposition.

Adverbial-Präpositionen: o (ab) im ganzen Fürstenthum Bamberg, auch häufig in W.; in den Zusammensetzungen mit hin: no (hinunter), wobei die nachfolgende Präposition an, 'n lautet: Eä geht n'on Ma˜, (Er geht hinab an den Fluß), B.; abi, Pf.; a, Schwab.; an (an), wird mit dem unbezeichneten tieferen a allerorts gesprochen; in Zusammensetzungen mit Verben und Adjektiven lautet es a˜: wer will mer wos a˜hom (Wer will mir etwas anhaben), B. Im größten Theile von Unterfranken, auch in Aschaff. und auch im Ochsenf. Gau, desgleichen in Rothenb. klingt dieses a˜ wie ou˜: sie ham en ou˜gepackt (angepackt) W.; nou˜ (hin) Roth.; auf wurde schon im Adverbium behandelt: in aus ist das u in den drei Franken wenig, oft sogar gar nicht gehört: ás lautä Dummheit, B.; (os Gunz.), (aus lauter Dummheit), us, Wind.; uis, Rh.; ganz kräftig lautet das u und lang schallend, wenn Knaben beim Schleifen auf dem Eis oder bei Schlittenfahrten: Bahnfrei rufen: áuuus, B.; bey, vor Vokalen in Bamberg wenigstens rein, selten vor Consonanten: bá miä (bei mir),

bá dá Meigl (bei der Margareth), Dorm.; wohl aber bey án Freund, B.; vor dem bestimmten Artikel: ban, oder bein, B.; bo, Gunz.; bo der Hend (bei der Hand), bein Vaddä, B.; ben Herrlá (beim Großvater), Ench., Gefrees; dorich, B.; dorch, W., Alz., Asch., Münn.; (durch) jedoch höchst eigen: mittlwend, durch und durch Wind.; vor (für), in B. durchaus auch Rh.; was káffst denn? vor án Kreuzär álläháud, B.; in, 'n nei'n (hinein in), B.; en, Mellr.; nein Stahl (in den Stall) mihd (mit), B.; in W. mitt, meid, Wülf. Ist an mit Wochentagen konstruirt, so lautet es na: ná Diehnsti (am Dienstag), Schwab.; mit der Präposition hinten klingt es blos als ä: hinta Fenstä (hinten am Fenster), B. u. Ench.; nach ist selten ganz hörbar wuhi˜? na Bahnig (Wohin? nach Baunach), Baun.; auch wird das abgekürzte gegen dafür gebraucht: ge Báreit (nach Bayreuth), B.; üm (um) in Franken, nicht in S.; von (von Gr. Heub., Asch.) nur vor einem Vokale, sonst vo: Voháid (von Haid), B.; met (mit), Rh. u. Seigend; zá (zu) fast durchgängig, nur oft auch zá: zá Nacht, B., Alz.; záruck, B.; mit dem unbestimmten Artikel: zen, zán (zu den, zu einen); als Vorsylbe erscheint es sehr oft als reines zer: zerfriedn (zufrieden) Ench.; zergross. Bemerkenswerth ist die Construktion des zu als Adjektiv, oder als Adverbium: á zuhs Fenstä; á zuhá Chesn (zugemachtes Fenster, geschlossene Chaise), B., W., A., S.; oder zuher Weis (zugemachter Weise), Äusser (außen), Dk.; hänkă (hinter), Rh.; hintn B.; (hintä, W.; öbă (über), B., W.; in der Verbindung mit sich: öberschi, üntäschi (ober sich, unter sich), unner (Unter), ganz W. u. Asch.; mit sammet (zusammen), B.; biz (bis), auf dem ganzen J.

Nominalpräpositionen: gegn (gegen mit dem suffixen Artikel: gengá, gengá Láaf (gegen Lauf), Neuh.; wegn (wegen), wegă, W.; wăgă, Münn., Z., Hass.; vonstwegn (deswegen), in ganz B.; statts (statt), B.; stattäs (statt daß), B.

Adjektivpräpositionen: nebm (neben) vor Vokalen: nebär, vor dem Artikel: nemán, nemérá (neben ihn, neben ihr), B.; hintär (hinter); zwüschn, zwüschä (zwischen), B., Münn.; zwäschn, Rh.; nexasdáwengä (nichts desto weniger), B.; Währed (während), selten gebraucht. Die Härten: aufm, fürn, ausn etc. sind allgemein.

Conjunktion und Fügewort:

do, dohär, da, daher, donah (dahin), B., C., V.; deráwell (derweilen), B., nachet (hernach), de nachet, B.; spetä (später), mit reinem e durchgängig; sinteräs (seit dem als) B., drüm (darum), wal, well (weil); Das Aschaffenb. for des dáss (dafür weil); dessetwegn (deßwegen), B.; auf des (darauf), Och.; do dermit (damit), Asch.; worüm, wuhä (wuhär), ganz Franken (warum), Bröm, (warum), Rh.; Wülf.

Interjektion und Verwandtes.

Ansprachen. Die Frage als Ausruf heißt hä fast ohne Mundöffnung und ist vielorts so oft wiederholt, bis der Sprechende verstanden ist. Das altbayr. Ha~ns (Hören Sie) wird durchaus nicht angewendet. Dagegen spricht der Franke: Hörnsá; Hörschá (weibl.), (Hören Sie). Im Verlauf und zur glatten Abwicklung der Rede wird hie und da wos sie net secht! (was sie nicht sagt!) oder wenns der Sprechende selber ist: sogi, hob i gsacht, (eingeschaltet), oder in indirekter Rede un sá secht ä (sagt er), gebraucht, was aber beim Unterfranken eine Verstellung des Artikels nach sich zieht: mir undsá hamm (wir haben), das undsá ist reiner Pleonasmus, wie beim Oberfr.: und sá secht sá, hot sá gsacht, B. Die Ansprachen der Gärtner an Kauflustige gehen ins Unglaubliche, so z. B. Schworzälá! mei Naglá (Schwarzer! — Höflichkeitsform für Männer, die aber rothhärig auch sein können, und Greise noch dazu. — Mein Restchen!) Der Bamberger und Würzburger sind in ihren Wünschen als Ansprache höchst freigebig: Aufgstandn? aufghört (Das Aufgehört heißt „ja") ist Morgengruß und Antwort des Bamberger: Gutä Morgä, Rh.; Gun Appetit wünscht der Bamberger schon zum Kaffe. Er wünschts um 11 Uhr und bereits um 4 Uhr wieder zum Abendessen. A~gánehmá Ruh, gáruhsämä Nacht ist sein letzter Gruß, wobei noch manche Separatwünsche sich anschließen; z. B. schlaffm sie wolle, ham sie morign wos zá zausn, (Wolle). Der Dinkelsbühler hat noch mehr solcher nächtlicher Beschäftigungen als Wunsch, z. B. schlafă si sihs, habbă si morgă was ze schläckă, schlafă sie rund, habbă sie morgă eppes ze kuglă.

Ausrufe der Verwunderung, des Leides, der Bejahung und Verneinung: ui ui; Jödig, Jödig, Jökes Jökes! (statt Jesus) aber weit öfter: Jässäs. Jessäs; otz, (ei), Gunz.; Semmersch denn? sagt der Bamberger wenn er sagen will: Bist du's denn? söll mersch denn máhná (meinen); A. Balai (Ei Beileibe nicht); malädi, (meiner Lebtag), Zálädi (seiner Lebtag); Wohres Gott! (So wahr Gott lebt), meiner armá Sihl (Seele, dieses Gärtnerisch). — Will freundlich der Bamberger sagen; das ist kaum glaublich, so spricht er geomi (geh fort), und lacht dazu. — Wenn er aber im Ernst zu Jemand sprechen will, geh fort, so macht er reciproke Verba aus aktiven oder Neutris: Ráás di (Reise, Rase?) máschir di (marschire). Für den Ausdruck Nein sind des Bambergers Behelfe unzählige, und darunter sehr viele, die gerade nicht sehr einladend klingen. Das oben angeführte: Mein O .... ist oft der ganze Inbegriff seiner Weisheit, und ersetzt eine lange Deduktion, daß der andere nicht recht habe. Die Knaben haben dafür einen andern Ausdruck, sie sagen: mog (mag), das heißt aber bei Leibe nicht: ich mag, sondern just das Gegentheil: ich mag nicht; oder blos: extra, wobei sie mit dem Kopfe nicken, das soll aber heißen: nun gerade nicht.

Die Ausdrücke des Wehes sind bei Kindern Webálá, worauf die die Mutter das kranke Glied anhaucht, und versichert: jetzt thue es nicht mehr weh. Autsch, autsch! Der Dinkelsbühler sagt hutsch hutsch. Will der Bamberger sagen, daß er nicht gesonnen sei, etwas zu geben, so gibt er doch was, nämlich á Dräcklá nei á Fläcklá; oder á Sch . . . erlá pariserlá. Wenn der Bayer sagt in Verwunderung: des is aber wos! so sagt der Dinkelsbühler des isch á Forcht (Furcht). — Für nichts sagt der Bamb. Hützálá! Der Höfer quarkspitzn; der Windh. inu.

Ansprache als Deminutivum: Schnäcklá ist sehr gewöhnlich. Mit den Hühnern und Gänsen spricht der Bamberger auch, und lockt sie mit Wihh, Wihh; oder Wibălă, Wibálá; Pappálá, Páppálá; Zibálá. Zibálá. Der Rhöner sagt Zip Zip. Der Würzb. Pápáli Pápáli; Wickálá Wickálá wick, wick, wick, host mi nei mei Ba͞ gázwickt. rufen die Kinder.

Rufe auf Gassen und in Spiel und Arbeit: Wer in München 2 Stunden lang war, hörte rufen Saaglöi (Säge(kleie)spähne, und vor der Erfindung der Zündhölzchen ging in Bamb. ein dürres kleines Männchen herum und rief: Feuersta͞; Feuersta͞! schworză Hosn weissă Ba͞. Wer ka͞h hot. der káft eráäh. — Kán As (keine Asche?) klingts noch in allen Gassen. Wáchhálläbääh! (Wachholderbeeren)! kááf káná määh rufen die Buben nach. — Die Zimmerleute rufen Ho! Holtz! wenn beigeschoben werden soll. — Die Knaben schreien Ausgàboht wenn einer von ihnen ins unantastbare Spielasyl sich gerettet hat. Die Weißenburger Knaben beim Schlittenfahren zum Ausweichen nach rechts oder links: Auf die katholische Seitnnn! Den Ausrufungen, welche der menschliche Körper unbewußt zu Zeiten macht, gibt der Dinkelsbühler Ausdruck: Er heißt dies Barchet (Barchent) schlitză.

Verwünschungen und Flüche: Dieses Kapitel müssen wir so kurz als möglich halten, denn sonst würden wir unsere zugemessene Seitenzahl bedeutend überschreiten müssen. Der Bamb. u. Würzb. stehen wohl hierin dem Bayern und Oberpf. wenig nach, aber ohne Neid können wir in diesem Betreff dem Cronacher die Palme reichen. Der Bamberger vermeidet in der Regel alle kräftigen oder heiligen Namen dabei, und gibt ihnen andere Sylben oder Buchstaben. Dä Dummaledä soll heißen Donnerwetter; Allá Gáwülikn (alle Wetter), Háckárament. Aber hören wir einmal den Fluch eines Cronacher Flößers. Hannlá Zwickó! — Vodă l. . . . mich . . . . . . dá Bun baleit. Chreistn Kähl! wenn di ner á Kreuz Dunnăwáttá dreyhunnert Kláftá tief in Äbun däschláh, du kreistn Kähl. — (Hannes stoß (das Floß) ab! — Vater u. s. w. Der Boden (das Floß) liegt auf. — Chreisten Kerl, (wenn ꝛc. in Erdboden hineinschlüg).

Das Verbum.

Von der normalen Eintheilung des Redeworts in thätiges, leidendes und bezügliches, und wie immer die neuere Sprachforschung sich korrekter

ausdrücken mag, machen natürlich die drei Franken keine Ausnahme. Eine schwache Ausnahme macht die reciprocke Behandlung eines ursprünglich thätigen Redeworts trinken: es trinkt mich (dürstet mich), Hein.

Der Infinitiv muß indessen näher ins Auge gefaßt werden. Dadurch daß der Franke in der Regel das e der Infinitiv-Endung en elidirt, kommen die verschiedensten Endungen zum Vorschein. Alle Verba, deren drittletzter Buchstabe ein Vokal, oder die Consonanten h, n, m, ng, u. gn ist, enden im Bamb. den Infinitiv auf hellklingendes á: blehá, springá, nehmá, streihá, regná (blähen, springen, nehmen, streuen, regnen), welches a sich im Würzb. in ein halbes ä oder kurz geschleiftes ă verwandelt; so auch noch in Schwaben. In den Verben, deren drittletzter Buchstabe d, g, t, r, z, k, sch, l, ist, fällt das e im en einfach aus und klingt also das n rein konsonantlich, wobei die mit dem Buchstaben d, t, r, dieses d, t, r, so undeutlich verlauten, daß es als nicht gesprochen erscheint: behn, ren, Schwöän, (beten, reden, schwören), ässn (essen), falln, láchn, sitzn, schmeckn, liegn. Dieß aber nur im Bamb., denn in Würzb. u. Aschaff. auch in Schwaben sind auch diese Verba auf ä oder das halbe ă endigend: ässă, fallă, láchă etc. Das Verbum finden läßt das d im Infinitiv gar nicht hören und zwar durchaus in Franken u. Schwaben: finná (ă). Das Verbum knien bildet im Bamb. den Infinitiv knihná, aber nicht im Würzb. Bei den Verben, deren dritt- und viertletzter Buchstabe lk u. rg ist, tritt zwischen diesen beiden der Bindelaut i ein, so aber nur im Bamb. nicht im Würzb.: mälikn, väberign (melken, verbergen), mälkă, W. Die Verba, welche vor dem g ein i haben, setzen vor dem g ein n ein: steiningá peiningá, aber nur in Bamb. nicht in Würzb.; peinigă W. Nach dem drittletzten Lippenlaut f, p, b, verwandelt sich der Endlaut n in m durchgängig; weil das Organ nicht wohl anders kann, nachdem das e ausgefallen, jedoch nur im Bamb.: láhfm hehbm, táppm (laufen, heben, tappen) in Würzb. normal: láffă, hebă, táppă. Dieser Universal-Infinitiv auf ă geht durch ganz Unterfranken über Rothenburg a./T. nach Schwaben hinein, und vereinigt sich da wieder mit dem Altbayrischen.

Für Unterfranken, weniger für Aschaff., ist jedoch charakteristisch, daß von jenen Verben, welche mit mehr oder minder prägnanten Hülfszeitwörtern z. B. müssen, lassen, wollen, können etc. konstruirt werden, nicht blos das Hauptverbum, sondern auch das beigegebene Hilfszeitwort die ganze Endung en rein verliert: er hots loss müss blei (Er hat es bleiben lassen müssen); sie hams wöll wiss (Sie haben es wissen wollen), so schon in Ebensfeld, wobei ersichtlich ist, daß das Hülfszeitwort irregulär vor dem Hauptzeitwort steht; dieß streicht von Baunach und Ebensfeld über die Itz herüber bis zur Rodach und Haßlach in Oberfranken und bis an die Aschaff. Gränze am Untermain, nach Wiesenfeld, und in den Ochsenf. Gau. Be-

sonders die Verba dürfen, mögen bestimmen in ihrer Verbindung mit andern Verben im Würzb. den Infinitiv der letzteren, daß er das en ganz verliert: er dörfs net sag (sagen); sie mags gern hab (haben), W.; wogegen das Verbum können und vielfach auch dürfen u. wollen dem Infinitiv des Hauptverbums nach Abwerfung der en-Endung eine Reduplikation durch die Vorsylbe gá anheften: der ka˜ ober schö gáschwimm (schwimmen), des dörf er net gámerk (merken); er wills net gáschreib (schreiben); auch schon in Ebensfeld gásag u. gáwerr (sagen und werden); dieß gilt für den ganzen Norden von Oberfranken und Unterfranken, auch der Rhön, doch hier mit dialektischer Färbung, und dann noch den Obermain und seine Seitenthäler. Im Würzb. fällt nebst der Endsylbe en auch b vielfach gänzlich vor derselben aus: gá (geben); lá (leben). Im Bamb. sind nur zwei Verba, welche das en rein verlieren: geh u. steh (gehen und stehen), dieß ist mit dialektischer Färbung aber durch ganz Franken der Fall: giäh stiäh. Ench., Schweinf., Culm., der ganze Obermain, nicht aber Bamb. In Schwaben ga˜u u. sta˜u doch gangä in Dk. (gehen). Das Verbum sehen hat ausnahmsweise in Bamb. sägn, während wehen, drehen etc. normal gehen: wehá, drehá. In Unterfranken ist aber segn wieder sehä, dieß auch in Weisch. und an der Juragränze, in Enchenreuth aber schon wieder gsäh. Merkwürdigerweise kann der Ochsenf. Gau und Rothenb. sammt Unterschwaben die auf h ausgehenden Verba nicht sprechen ohne ein h oder w einzuschalten; drehwä (drehen), auch bei säen, säbä säwa (säen). Als Curiosum kann noch bemerkt werden, daß der Bamb. u. Würzb. redt, der Rhöner schwätzt, der Orber spräicht und der Wiesenf. präscht. Der Infinit. Perfect. theilt manche der vorgenannten Eigenthümlichkeiten, zeichnet sich aber vor allem durch viele abnorme Umlaute aus. Der Neuhaus. hat si denkt (gedacht), der Cronacher hot ghiem (gehaut); der Windh. ist gsitzt (gesessen); aber der Aschaff. ist gesotzä. Der Wiesenf. hat geïhlä (geeilt). Aber wenn auch der Umlaut nahezu grammatikalisch richtig ist, so hat doch der Gefreeser gsenn, der Rhöner u. Wiesenf. gsánn, der Enchenreuther gsäh, der Zeiler und Haßfurt. gsennä, der Mellrichst. gsiäh (gesehen). In Mellrichst. fügt man an die Endung en noch ein i an: i wörd gsiäh habeni (würde gesehen haben). Der Mainberger hat getánt und der Würzb. getunt, der Bamb. u. Cron. aber gátha˜h. Der Dinkelsb. hats tho˜u (gethan).

Eine zunächst dem Oberpf. Idiom eigene Ellipse ist das Wegwerfen des ge im Inf. Perf. Sie hamm 'trunkn. Weisch, Neuk.: hat ersch denn tha˜. Weisch.; si hot si (sich) ausbildt (ausgebildet), Ansb. was im Bamb. und Würzb. nie vorkommt, wenigstens nicht als Regel, und in Dinkelsb. u. Roth. wieder auftritt: mir hots tre˜amt (mir hats geträumt), Dk.; in Bamb. u. Würzb. ist im Gegentheil das ge als gá gut und deutlich ausgeprägt: Kummálá hots Biä gábracht?. B.: (Bier gebracht),

W.; du host die a͂gálähnt (angelehnt, d. h. weiß gemacht), B.; doch giebt es viele Punkte, wo dieses ge blos zu g apostrophirt wird; in Bamb. is mä gstándn, in Bayreuth hots glittn (geläutet); in Weischenf. hot áhnä sei Wooä gmácht (seine Sache gearbeitet), in Neukirch. ist der Wogn glon (Wagen geladen), in Gunzenh. u. Rothenb. ist manches recht gmacht; in Hof vieles schön gmolt (gemalt); in Würzb. werden aber noch vie schwerere Härten ausgesprochen, doch erst im Süden, Ochsenf. Gau. Es fallen im Perf. auch oft just die charakteristischen Consonanten aus: i ho glon (ich habe gelassen), Weisch. auch einzeln im B., und Regel auf dem Jura: eä hots net gálihn (gelitten), B. Hieher besonders der Infinit. gwenn (gewesen), Weisch., B., Baun.; si munn nicht (mögen nicht), in der Rhön; und sie haben nicht münn (müssen resp. gemußt) auf dem Jura.

Der Imperativ hält genau seine Abstammung von der 2 Person Präs. Ind. ein; alle Lautänderungen in dieser kehren im Imper. wieder: stih (stehe), Alz.; gih (gehe), Ench.; ga (gib), Münn.; gámerámol (Gib mir einmal). Hibáf (Hebe auf), C.; sich (sieh!), B. Unregelmäßig ist äss (Esse), B.; denn die 2. Perf. Präsens hat dennoch auch in Bamb. u. Würzb.: du isst. Hie und da taucht auch der altdeutsche Imper. bis (sei) auf, so in Schwaben und im Rodachthal. Eben so unregelmäßig sind laaf (laufe), B., Schw. (du löffst); sauf, B.; (du söffst).

Die Conjugation. In dieser Beziehung ist bekannt, daß kein Bayer, Franke oder Schwabe ein Imperfektum kennt. Eine Ausnahme macht der Rhöner, der einzelne Imperfecta hat, aber selbst, wenn diese Form angewendet wird, ist sie dem Präsens so ähnlich wie ein Ei dem andern: er kom von Huis (Er kam von Hause); es blei bin Allă (Es blieb beim Alten). Das Plusq.-Perf. ist den drei Franken eben so ungewöhnlich, jedoch wohl dessen Conjunktiv gebräuchlich: i möcht ner wissn, wu eä gáwesn weä, B. Das Imperf. Conjunkt. ist indeß sehr im Schwunge, wobei der Umlaut des a aber immer e wird, so selbst im ä-reichen Würzb. ich wöllt eä theht und hett des (thäte und hätte dieses). Weit häufiger aber als dieser der Regel nahe kommende Conj. Imperf. haben Bamb. u. Würzb. einen Conditionel, der mit dem dialektischen Umlaut des Präsens Ind. konstruirt wird: er trogets'n gern nohch, wenn eä ner naufsteiget (er trüge es ihm gern nach, wenn er nur hinaufstiege), B.; es passet nimmr (Es paßte (indirect) nimmer, W.; eä würedsn scho sogn (Er würde es ihm schon sagen), B. — Die dritte Person Plur. Präs. hat im Oberpf. Antheil das suffixe á: sie stenná gengá (stehen, gehen).

Der Artikel in der Conjugation ist als Plural Sie zum s zusammengeschrumpft, nur im Oberpf. Antheil, und in ganz Mittelfranken: Hei͂ns, wou gengás denn hĕi! Neuk. über Nürnberg weg und südlich bis Pleinfeld; in Bamb. u. Würzb. ist dieses Sie in Sá umgewandelt. Ham sá sá (Haben Sie sie?), B. auch W. mit dem ă. So auch wird der präfixe

Artikel nie in Bamb. und Würzb. in s abgekürzt, sondern ganz gesprochen, also nicht 's kummá furi (Sie kommen hervor), Neuh.; sondern: sie kummá füä, B.

Die Umlaute sind in Bamberg u. größtentheils auch in Würzb. u. Schwaben in gar keine bestimmte Regel zu bringen. So z. B. der Diphthong ei bald in der Conjugat. als regelmäßig, bald als sehr scharf gesprochenes ä auftritt, wu rätt ä denn naus? (wo hinaus reitet er denn?), B; wos träppst? i gláhb du schräppst (Was treibst du? ich glaube du schreibst), B.; Gib Acht, du schnätts di (Gib Acht du schneidest dich), B.; aber dennoch wieder: er scheidt und meidt (Er scheidet und meidet), B.; aber gleich darauf: und lätts net (leidet es nicht), B.; Um aber dieser unnatürlichen Schärfe wieder gerecht zu werden, macht wenigstens der Bamb. das Perf. Infinit. wieder unendlich lang. Eä hot si gschnihn. und hots net gálihn. er is fortgárihn, (Er hat sich geschnitten, hats nicht gelitten und ist fortgeritten). Ist der Präsens Hauptvokal ein á, so wird in der Conjugation des Präsens sehr häufig ein reines e aus á: Eä bedd si (Er badet sich), wenn leddst denn á mol auf (Wann ladest denn du einmal auf), B.; dagegen wieder: du schaddst dä (Du schadest dir), B.; in Dinkelsb. wird manchmal aus a ein ä, dieß auch noch im Ochsenf. Gau; wärtschst (du wartest). In Bamb. beckt dä Beck (backt der Bäcker) und dennoch háckt man daselbst Holz. Man secht nicht in Bamb.: man sagt, sondern mer sagt mer secht und man wagt aber viel, in Bamb. schlácht mer und es krácht (schlachtet); aber es tohgt (wird Tag), aber was man macht mecht mer; so auch in Würzb.

Komischer wird der Umlautwechsel, wenn er im Präsens zweimal eintritt: i schreib, du schräppst. mer schreubm. Der Dipthong au läßt ebenfalls die verschiedensten Umlaute zu. Der Bamb. u. Würzb. káfft (kauft), aber der Rhöner u. Dinkelsb. käfft, der Ellinger kohft. Der Bamb. löfft (läuft) abnorm, aber dagegen schnauft er wieder ganz regelmäßig; der Königsh. lifft. aber der Rhöner schnäuft. Der Bamb. gláppt (glaubt) und er ráhft (rauft) aber dabei haust er gut und 's graust ihm auch. Der Cronach. happt (haut); im Plur. aber háwn sie ihn. Der Rieser glohbt (glaubt). — Die Diphthonge eu und äu erleiden ähnliche Veränderungen. Dem Bamb. tráámts (träumen) und dennoch reumt (räumt) er auf. Er sáamt ei⁻ (säumt ein), aber er reuspert sich. Die Vokale ö und o läßt aber der Bamberger in allen Ehren stehen, so auch der Würzb.: er hovelt und noddelt (er hobelt und rüttelt), nur muß man ihm nicht sagen: er soll, sondern er söll oder gar auf dem Jura eä schöll, er spott án aus; aber aus den ä wird er nicht recht klug, die e sind ihm lieber: eä grehmt si und schehmt si (grämen, schämen), nie schámt er sich wie der Altbayer. Der Bamb. hot gseet und gámehd (gesäet und gemäht). Der Diphthong ie ist eben so vielfacher Wandlung

fähig, in Bamb. biegt man sich ganz gut; aber man kann nicht wiegen (mit Gewicht), sondern nur wegná. doch kann man richtig Kinder wiegn; aber in Neuhaus. kreucht und fleucht alles. Mit dem liegen machts der Bamb. wie er will: er licht und leit auf dem Ofen. Dieses leit geht durch alle Franken durch. Die e werden vielfach zu i; in Cron. stiht man auf, in Enchenr. u. Alzen. giht (geht) man. Und wenns nun den Vokalen so gegangen ist, so werden die Consonanten auch nicht besser daran sein. Man wirft sie weg, wo sie geniren: du d͡eascht net (darfst nicht), sagt der Schwabe, es bláht bein Altn (bleibt) seit (sagt) der Dinkelsb.; wos gits neis sagt der Unterfranke. Der Bamb. sicht (sieht) alles; aber der Gefreeser sieht richtig. Die Vorsylben der Verba zumeist er sind lokal sehr verändert; im gewöhnlichen Leben erschiest man einen, in Bamberg aber wird man däschossn. und in Schwaben regelmäßig verschossä.

An Abkürzungen oder Ellipsen im Redeausdruck fehlt es in unsern Franken und Schwaben nirgends, so z. B. hat sich der Dinkelsb. lossá, nämlich zur Ader. Er thut und sagt auch manches im Vorhinein, oder Gefirnei~. Der Bischberger hat an Jemanden sein Närrn, nämlich gefressen. Der Bamb. hat seinen Hut schon runtä d. h. gethan. Dagegen werden auch manchmal Worte und Beziehungen eingeschaltet, wo sie wegbleiben könnten. Dem Ampferbacher ist der Gaul denkwohl durchgegangen, obgleich er weiß, daß es wirklich so ist; noch possirlicher klingt es, wenn man Gegenstände thierische Handlungen verrichten läßt; z. B., in Lichten. ziecht und lefft der Haber, soll heißen, macht der Hafer, daß Pferde ziehen und laufen; und originell ist die oft plötzlich eintretende Begriffsassonanz bei Verbalausdrücken: Wennsts net gläbst, kasts mauern (glabst so viel als klebst, mit Lehmen verstreichst — Glaber Zimmerdeckenmacher; hier aber nur „glaubst“ — so kannst dus mauern, mit Steinen aufführen), B.

Das Hilfszeitwort.

Sein:

i bi (bin), B., W. — i wi. Mellr. — ech sinn, Rh. — i bi~n, Dk. u. Roth. — eich wi, Wülf. — eich seï, Kahl. — ich woăr, — Eich.;
du bist, B., W. — du wist. Mellr. — Du bischt, Dk., Asch. u. Gunz. — du best, Kahl.;
er is, B., W., Gunz., Bay., Roth. — er es, Teusch. — er it, Kön., Kl. Ebr., Och., Schw., Elt., Z. Hass., C., Wind. — Há is, Rh., Kahl. — er isch, Dk., Asch. — er eïs, Stockh.;
mer senn, B. — m'r sinn, W. — Mai sint, Rh. — mir senn, Dk. u. Gunz. — mer sánn, Kahl., Roth.;
iä sätt, B. — ihr seid, W. — Eu seid, Rh. — ihr sett, Dk. — ihr säeḋ. Kahl.;

sie senn, B. — si sinn, W. — Sü sinn, Rh. — Sie senn, Dk. — si sa͂n. Eich.
— si sann. Asch. Roth., Kahl. — sie seind. Gr. Heub. — si sei͂, Orb;
ich woä(r), B. — ech woarn, Rh. — i wurt, Dk.;
du woäscht, B. — du woarscht, Rh. — du wurscht, Dk. u. Gunz.;
eä woä(r), B. — Há woar, Rh. — er wurt, Dk. — 'r wor, W.;
mär (mä) woän, B. — Mai worrn, Rh.;
ihä woät, B.— Eu worrt, Rh.;
Sie woän, B. — Sü worrn, Rh.;
i weä(r), B. — du weäst, eä weä. B. — eä wá Neuh. — mer weän.
iä weät, sie weän, B. (W. mit vorherrschendem r;)
i bi gáwesn, B. — i bin gáwäst, W. — ech sinn gáwást, Rh.;
i wärr sei͂, B. — ech wärr sinn, Rh.;
du wärrscht sei͂, B. — du wärrscht sinn, Rh.;
sei͂ Infin., B., W. — sinn, Rh. — gesei͂, Mellr.;
gáwessn, B. — gáwäst, Ansb., W., Wilh., Roth. — gwásst, Stettf., Kl. Ebr.,
Kön. — gwäst, Neuh., Och., Teusch. — gweă, Baun. — gwenn. Weisch.,
Dorm., J. — gwäá. Graf. — gáwöhn, Hof — gwá. Wies., Spess.
haben:
i hob (ho), B., Roth., Gunz., W. — i há, Dk. — ech hunn, Rh. u.
Hochspess. — eĭch höei, Graf.
du host, B., Rh. — du häppst, C. — du huscht, Dk., Gunz., Roth
— du hoscht, Gr. Heub, — du ho͂uscht, Weissen.;
eä hott, B. — eä häppt. C. — er hoht, Schwab. — er hat, Dk. —
Há hoht, R. — ea hot, Gr. Heub., Asch.;
mer (mä) hamm, B., W. — m'r höbbă, Och. — m'r hömm Kl. Ebr.
Volk., Wies. — mir hann, Teusch. — Mäi hunn, Rh. — m'r
hebbá, Dk., Roth. — mir hent, Schwab. — m'r hoeeiwă, Graf.
— mir hábbă, Gr. Heub; mer hemm, Gunz.;
iä hatt B. u. Gunz. — ihr haht, Kl. Ebr. — ihr hott, Volk. — ihr hent,
Schwab. — ihr hett, Dk., Roth. — Eu hoht, Rh. — ihr hött, Wülf.;
Sie hamm, B. — Sie hömm, Kl. Ebr. — Sie hent, Schwab. — Sie
hebbă, Dk. u. Roth. — Sü hunn, Rh. — sie hoeeiwă, Graf. —
sie hábbá, Gr. Heub., — sie höiwă Wülf. — sie hömm, Wies.;
i hett (Conj. Imperf.), B. — i heăd, Dk. — i hätt, Rh.;
du hettst, B. — eä hett, mä hettn, iä hett, sie hettn, B.;
i ho ghatt, B. — i há ghoht, Kl. Ebr., Ampf. — ech hunn gáhoht.
Rh. — i há ghett, Dk.
i hett ghatt, B. — du hettst ghätt.;
i wer homm, B. — Ech wern hunn, Rh. — i werr hábbă, Dk. —
hamm Inf. zá hamm, B. — hëib. Wies. — hábbă. Asch. u. Dk. —
höbbă, Ochs. — Höibă, Graf. — homm, Gunz.;
ghatt, gáhoht, ghoht, ghett, wie oben, im Perfektum;

werden:

i wärr, B., W. — ech wärd, Rh. — i wärr Dk.;
du wärrscht, B. — du würscht, Rh. — du wiärst, Dk. — du wárrscht, Gunz.
eä wärrd. B. — ha würd, Rh. — er wurt, Dk. — er word, Gunz.;
mä (mer) wärrn, B. — Mai wärrn, Rh. — mir wärră, Dk. — mir währn, Gunz.
iä wärrd, B. — Eu wärt, Rh. — ihr werdt, Dk.;
Sie wärrn, B. — Sü wärrn, Rh. — Sie wärră, Dk.
i wärät. du wäräst, eä wärät, mer wärätn, iä wärät, sie wärätn, B.
i würet, (Condit.), B. etc. — ech würn, Rh.;
i bi worn, B. — ech sinn gáworn, Rh. — i bi worră, Dk.
werrn (Infin. Präs.), B. — werră, W. — Werdă Dk.
worrn (Infin. Pf.), B. — gáworrn, Rh. — worră, Dk.

wollen:

i will, B., Rh., Roth., W.;
du wist, B. — du willst, Rh., Roth. — du witt, wilt, Dk.
eä will, B. — há will Rh.;
mä (mer) wölln, B. — wöllă. W., Roth. — Mai wunn., Rh.;
iä wöllt, B., W., Roth. — Eu wohlt Rh.
Sie wölln. B., — wollă W. — Sü wunn, Rh. — Sie wöllă, Roth., Dk.;
i wöllt, B. — ech wollt, Rh.
du wöllst, eä wöllt, mä wölltn, etc. B.
Wölln, B. — Wöllă, W., Asch.
gawöllt, B. — găwohlt, Rh.;

Sollen:

i söll (schöll), Jură;
mä sölln, B. — mäi sunn, Rh.;
iä söllt, B. — Eu sohlt, Rh.;

mögen:

i mohg, B., du mockst, eä mohg, mä möhgn, iä möcht, — sie möhgn, B. maï munn, Rh.;
i möchtät, du möchtäst, B.;
i ho gámöcht, B.;
möghn, gámöcht;

müssen:

i muss, B. — i muăss, Dk. u. Gunz.;
du musst, B. — du muăscht Dk. u. Gunz.
mä müssn, B. — mer müăssă, Dk. u. Gunz. — mäi münn, Rh. — mer münn, Seig — mer muhn, Dorm.;

Lassen:

i loss, du lesst, eä lesst, mer lossn, etc. B. —
ih losset (Condit.), i ho gálossn. B. — i ho gálohst, C., glohn (gelassen), Jura;

können:

i ka, B. — i ká. Dk. — i ka͂. Württ. — i kohn. Gr. Heub. — i konn, Gunz.;

du kast, B. — du káhnscht, Dk. — du káhscht. Württ. — du kunnst. Rh. — du konnscht, Gunz.;

eä ka, B. — eä ká, Dk. — há ka͂ Rh.;

mä (mer) könná. B. — mir kinna. Dk.; mer könnet. Württ.;

iä könnt. B. — ihr kinnt, Dk. — eu könnet, Rh. — ui könnet. Wies. — ihr kennt, Gunz.;

Sie könná, B. — wie oben: 1te Pers.;

Könná (Inf.), gákönnt, gákunnt, könnt.

Intransitive Verba.

thun:

i tu, B. — ech tunn, Rh. — Impf. i teht, B. — mir tehtn, B. — mäi tettă, Rh.;

du tusst, B. — du thust, Rh.;

eä tutt, B.;

mä tunn, B. — (mir theăna, Dk. — mer thünn, Württ. — mer thönn, Kahl.;

iä tutt, Sie tunn und wie oben. Tha͂ (Inf.) Thoă, Dk. — getha͂, B. — getho͂u, Rh. — getünn, Wülf.

sagen:

i sohg, B. — i ság, Dk. — i söh, Rh.;

du seggst, B. — du seist. Dk. — Du söhst, Rh.; du seggschst, Gunz.

eä secht, B., Gunz. Roth., W. — er seit, Dk.— há söht, Rh.;

mä sohgn, B., Gunz., Roth. — m'r sagă, W., Asch. — mäi sünn, Rh.

iä secht, B. — Eu söht, Rh.;

sie sogn, wie oben. Infin. Sohgn (sagă, Asch.), B. — gsacht, B. — siehe oben;

gehen:

i geh, B., W. — i gäh, Roth., Gunz.;

du gehst, B. — gehscht, Dk. — du gohschst, Württ.; du gähst, Roth. — du gähscht, Gunz.;

eä geht, B., W. — get, Dk. — er goht, Württ. — geit, Ampf. — gätt, Gunz.

mä(r) genn, B. — m'r gähnă, Roth. — mir gángă, Dk. — m'r gánget, Württ. — mer gengă, Bay.;

iä gätt, B. — ihr gángt, Dk. — ui gángt, Württ. — ihr gátt, Seig.;

Sie genn, B. — gehnă, Schill. — Sie gängă, Gunz.;

geh (Inf.) gáng, Dk. — go, Schwab. (ga͂u);
gángá (Part. Perf.), B.;
wissen:
i wáas, du wáast, eä wáas, mer wissn, iä wisst etc., B.
gáwisst, B.

Anderwärts wahrscheinlich seltener vorkommende Verba.

Abráckern (sich müde arbeiten), B, W.
Atrogn geh (einsammeln), Ampf.
˜Akárrigirn (gegenreden), Z.
˜Asteupern (sich anstemmen), B.; astübern, (Rh.).
Aufdámá (recht haben wollen), B.
Aufzindă (züchtigen), Dk.
Ausfranzn (Fäden ausziehen), B., W.
Auswudlă sich (Flatus lassen), Dk.
˜Awärrn (verschwenden), B.
Behă (Brodaufweichen), B., W.
Beïglă (Würgen), Schill.
Beïkă (Weinen), Neuh.
Betha˜ (sich reich machen), Poss.
Biehsn (ausreißen, von Vieh), Münn.
Blieslă (Lispeln), Dk.
Bizzeln (vom Most), B., W., Rh.
Blöwm (blaufärben), B.; blöha, Rh.
Bodn (waten), B.
Bockă (trotzen), Münn.
Böhlă (sich aufbäumen), W.; pölln, B.
Bommă (schaukeln), W.
Börnt es (brennt), Rh.; bürt, Hein.
Bröseln (Brodzerkleinern), B., W.
Dátzn (Spiel der Mädchen mit Schussern), B.; Schollern, Weism.; Hürtn, Ampf.; Merbln, Bayr.; Klikkeră, Och.; Schieseră, Roth.
Döbern (überwältigen), B.
Dorkln (taumeln), B., Rh.
Dráäschn (stark regnen), B.
Drensln (langsam arbeiten), B.; Drendlă, W., Duitln, Rh.;
Drláh (erleben), Haus.
Dütză (saugen), Münn.
Dorf geh (Besuch machen), Ampf.
Eibstehă (in Dienst treten), Dk.
Eikindn (Feuer im Ofen anmachen), V.
Embern (Antworten), Wind.
Fáckn (mit Schussern spielen), B.
Fälln (Schlagen), Culm.
Fitzn (fein treffen), B., W., Z., Rh
Flöhsn (pissen, von Kindern), B.
Funscheln (nachgrübeln), B., Culm.
Fretzn (Atzen), Rh.
Gázzn, (gackern), B.; Gähzln; Glucka, Rh.
Goäzn (Juchheschreien), Weisch.
Grölzn (Magenwinde lassen), B.; gröpsá, W., Rh.
Grohna (Aechzen), B., W.
Grona (Grollen), W.
Guzzn (Juchzen), Neuk.
Guizn (laut sprechen), Rh.
Hammern (klettern), Münn.
Hámsă (Kinder an sich ziehen), Württ.
Hámschteră (Geld aufhäufen), Württ.
Hählă (Hageln), Rh.
Heină (Weinen), Neuh.
Himpern (weinerlich thun), Münn.
Hoăra (sich raufen), Dk.
Höhsn (schnell gehen), B. W.
Höschln (Auf dem Eise schleifen), B.; Schuppern, Stettf. Zöschln, Münn.; Hälsln, Ench.;
Hutzn (anstoßen), B.; Puitzn, Rh.
Inbäumeln (einwickeln), Schill.
Kaltern (hänseln); nach meinen Erfahrungen nur in der Stadt Bamberg üblich. Fotzlă, Neuh.
Kerfln (Bohnenkerne ausnehmen), B.; ausleffln, Münn.
Kärrn (Kreischen), B.; Kirră, W.; Kärră, Rh.
Knistern (Krachen), Teusch.
Kläubln (mit Unlust essen), B.; gickă, Rh.
Kerkern (quälen), Rh.
Knáppm (hinken), B., W.
Knöhtschn, (drängen), Knautschn, W.
Knaunschn (Aechzen), B.
Koäsn (plaudern), Münn.
Korglă (Purzeln), W.
Kreln (Krallen, von Katzen), B., W.
Kröpfm (sich zusammenbiegen), B.; Krömmă, Rh.
Kulchn, (stark husten), B., W.
Lábári gehă (Laubholz lesen), Schill.
Läglă (leugnen), Münn.; Laugná, B.

Läutern. (Geld vergeuden), Schill.
Luosn (Hören), C.
Mánschn (Mischen), B., W.
Möhrn (drängen), B. Knörä. W.: Pfuitza. Rh.
Mossln (würgen), Bay.
Müchnä (nach altem Mehl riechen), B.: muldern. Rh.
Mumplln (Kauen), B.: Mufflä. W.: Kaubln. Rh.
Nátzn (nicken zum Schlaf), Neuk.
Neipupplä (Kinder niederlegen), Dk.
Neissn (ahnen), B.; gneissn, Schill.
Nausbussn (durchgehen), Schill.
Nolln (sich schwer auflegen), B.
Nopplu (langsam arbeiten), B.
Noddln (rütteln), B., W.
o͂fussä (sich — ablaufen), Schill.
Päckn (hüsteln), B.
Pámpln (baumeln), auch gangln, B.
Panschä (flach aufschlagen), Dk.
Pauschä (Vordreschen), Münn.
Pflöckln (Pflegen), B., W., Rh.
Pfludern (im Wasser spielen), B., Rh.
Pfuchzn (von auffahrenden Katzen), B.: Pfutschä. Rh.
Plätzn (treffen mit Geschossen), B., W.
Pöppln (kleine Handarbeit thun), B.
Pössln (detto). B., W., Rh.
Polätschn (fremd sprechen), B.
Präschn (reich thun), B., W., Rh.
Quaukä (munkeln), W.
Quästern (einen drängen), B.
Quirkln (abzwacken), Schill.
Räh (Vieh abarbeiten), Haus.
Ráttln (fest schnüren), Reitln, W. Rh.
Raunzn (weinerlich thun), B.; Graunzä, Och.
Renkn sich — eitel bewegen), B.
Ritln (abfasern), B., W.
Rollern (etwas wünschen), Neuh.
Sáppm (in seichtem Wasser gehen), B., W.: Trähtschn, Rh.
Schächä (kränken), Schill.
Schaffä (arbeiten), Gr. Heub.
Schegä (Schwanken), Wilh.
Schálánzä (unthätig herum gehen), Dk.
Schehkä (krummtreten), Asch.
Scherkln (mit den Zimmenfüßen an den Hosen streifen), B.
Schiggln (schielen), B.; Schickä, W., Rh; Schänkä Och.: Scheikn. Neuh.
Schmeissä (die Orgel spielen), Rh.
Schmitzn (aus Fenster regnen), B.
Schmotzä (fein lächeln), Dk.
Schmorgln (nach altem Schmalz riechen), B., W., Rh.
Schnähgln (spritzen, herumwerfen), B.
Schnäckln (sich putzen), B.; dockln, W., Rh.
Schiessn (eilig gehen), B., Rh.
Schnä (sympathetisch heilen), Haus.
Schärzn (Mägde wechseln), Rh.: nur hier allein gebräuchlich.
Schnorr geh (Fensterln gehn), Culm.
Schnuhfern (stark Athem durch die Nase einziehen), B., W.
Schockn (werfen), B., W., Rh.
Schorfln (Rüben aushölen), B.; Höllern, Rh.
Simpln (herumlungern), B., Rh.
Schwahnä (ahnen), B.; Schwuhnä, Rh.
Státzn (stolz einhergehen), B.
Steifm (Kinder eigensinnig machen), B.
Stráhgn (treffen), B., C.
Stenzn (Jagen), Bay.
Strickä (binden), W.
Strupfä (strafen), W.; Stipfä, Rh.
Stülpa (sich — ins Bett legen), Schill.
Stärn (nachsuchen), B., W.
Tärgä (schlummern), W.
Thürängeln (strafen), Hof.
Uislünn (auswinden), Rh.
Umsigih (herumspazieren), Wind.
Verbiädä (anrichten), Dk.
Verbowitzn (verschwenden), B.; Verolbern, Och. u. Rh.
Verho͂hfezlä (hänseln), Dk.
Verhümbln (böse machen), B.
Verhonneckln (detto), B. u. Ampf.
Verlächzn (Wasser lassen, von Fässern), B.; verlächä W., Rh.
Vermossern. (verläumden), Schill.
Verschwettern (verschütten), Schill.
Verurezn (verderben v. Brod), B.
Vertolln (verschwenden), Eberst.
Wittwerfä (Knabenspiel im Frühling), Münn.
Wonnern, (gespenstig umgehen), Rh.
Wulchern (rund machen in der Hand), B.
Zäcken (sich necken), B.
Zampuffm (Flüchtig ausbessern), B.: Zammahämplä. Rh.
Zampitzln (zerreißen in kleine Stücke), B.
Ziepfm (kränklich thun), B.; Ziefä, B., Rh.

Zockn (schmerzlich reißen), B.; héerä, W. Zwágä (durchtreiben), Dk.
Zwärbln (drehen), Zwirblä W. Zwiefln (strafen), B.

Dehnungen und Schärfungen.

Pleonasmen und Ellipsen.

Dehnungen am Hauptwort. Die Vokale werden in den verschiedensten Gegenden Frankens und Schwabens oft übermäßig gedehnt. So ist z. B. das Wort Hahnd (Hand) in dieser Dehnung gebräuchlich in Rh., Och., Graf., Kön. — Huhnd (Hund), Spess. — Wahnd (Wand), deßgleichen auch im schwäbischen Antheil, in Wies. Dahmpf. Eben da Kihnd, Och., Roth. — Ehgä (Egge), Och. — Mohst (Most), durchgängig in Franken und Schwaben — Saak (Sack), Rh. — Zohrä (Zorn), Och. u. Schwab. — Mehnsch, Och. — s' is káhldä Noächt (Kalte Nacht), Dk. — A Knoopf am Behthuch (Knopf am Betttuch), Dk. — das is ä grohber Strihk, Dk. u. B. — s' grï̃ne Fehld (Feld), Roth. — ä schmohlá Kihn (eine schmale Kette), C., 's leit aufm Tehlä (liegt auf dem Teller), — die Káatz, das Sahlz (Katze, Salz), Eltm. — Eä frisst mit Drehk un Spehk (mit Dreck und Speck), B. — s' is ja hehl (hell), Teusch. — An Sohning und Mohning (an Sonntag und Mondtag), Wies. u. Hein. — Die Gáhrstä steht gut im Láhnd (Die Gerste steht gut im Land), Eus. — ä Hahnd vohl Cahfe Bohnä, Rh. u. Och. Die Hehná is aufm Mihst, B. — ä Pfihf un dä Schlihn steht (ein Pfiff und der Schlitten steht), B., C. — ä Náhr helt des Hohlz vor án Wahld (ein Narr hält dieses Gebüsch für einen Wald), Weisch. — s' is kä Wuhnär (Wunder), Och. und so in einem Athem verkehrtes Dehnen und Schärfen: du Gizzháhls (Geizhals), Rh. Eben so werden auch Adjektiva vielfach gedehnt. In Rothenb. Bamb. u. Cron. ist alles rähcht (recht), in Bamb. u. Cron. kommt man speht (späte).

Im Gegentheile werden aber auch Haupt- und Eigenschaftsworte regelwidrig geschärft gesprochen: Der Aschaffenb. ist zefriddä (zufrieden) — der Bamb. kömmt widdä (wieder) — Die Bamb. Bäuerin spinnt án Strenná (Strähn) — der Aschaff. u. Rothb. tritt in die Stubbä (Stube), — die Höferin knetet Tägg (Teig), der Kahlgründer geht hämm (heim) — der Windheimer liebt die Forrln (Forellen) — Der Rhöner mag mit dem Aschaff. keinen Jüdd (Juden) — der Bamb. tutt (thut) alles — der der Ampferb. Knabe geht in die Schull — der Aschaffenb. spielt auf dem Wássn (Rasen) — der Orber hat sich verschribbä — im Elsava Thal hat man verzächlt (erzählt) — der Spessarter kennt sein Klásstr (Kloster) — in Bamb. schläffert man die Kinder ein und daselbst und in der Rhön auch in Münnerst. schreibt man mit dem Stiffrt.

Dehnungen am Verbum sind weniger häufig; der Großheub. hat

manches gebrohcht u. gemahcht (gebracht u. gemacht) — die Oberpf. hat indeß das eigene, daß sie just da, wo durch Verdopplung des Consonanten ein rascheres Sprechen indicirt ist, verlangsamt, und im Gegentheil Verschärfungen braucht, wo Verlängerung angezeigt ist. Auch der Bamb. hat einzelnes davon aufgenommen: die Kinder spilln (Spielen) daselbst, doch ist man hier nicht Schmerzerfühlt (Schmerzerfüllt) wie in der Oberpf.

Im Gegentheil sind aber Schärfungen sehr häufig, die aber meist in Verkürzungen übergehen. Dahin gehören zuvörderst alle verkürzten Infinitiva des Unterfranken, die aber in der Rhön zu noch größeren Kürzungen führen: Há kunn goud schri á tri (Er kann gut schreiben und treiben) — Er is an Stärr (Er ist am Sterben), Stockh. — m'r sollts net mäh (Man sollte es nicht meinen), Mellr. — des will i net d'rláh (das will ich nicht erleben), Münn. — du dörfsts net námm (du darfsts nicht nehmen), Baun. — Dahin gehört der zum Theil Oberfr. Infinitiv gwenn (gewesen), auch in Gr. Heub. Dahin das Bamb. u. Würzb. mer hamm. homm. Gunz. (haben). Dahin gehören auch alle Verkürzungen der Perf. Reduplikation: 's is ghupft wie gsprungá B., W. Der Bayr. Ansb. hat darin seinem Pfälzer Herrn Papa alle Ehre gemacht, er ist gloffm. hat gnannt, globt. glebt, (gelobt, gelebt), er hats gmácht und nachet z'rissn (nachher zerrissen), ja er hat dafür ein vollkommen speziell eingerichtetes Organ, denn z'tou(ă) z'b'zohln könnte mit ihm der Bamberger unmöglich sagen, noch in Rothenb. sind g'ringi (geringe) Leute. Dahin gehört auch die vollkommene Abwerfung jeder Reduplikation Seitens der Oberpf.; Bál's trunkn hamm, hamm's tált (Sobald sie getrunken hatten, theilten sie) — der Bamb. legt seine Forçe in Verkürzungen zumeist in die Präpositionen: roghaut un zámgáklaubt (Heruntergehaut und Zusammengeklaubt). — Aber der Oberpf. gibt sich alle mögliche Mühe den Artikel als Präfix und Suffix so zusammenzustutzen, daß meistens nur ein Schwänzchen s von ihm übrig bleibt: s' gängă s' láffă (Sie gehen, sie laufen) und mit den Präpositionen macht ers auch nicht anders. Was kann er, und auch der Großheub. d'vor (d'fir). dass d' Kinner d' Fiss erfrirn.

Ellipsen durch Ausfall eines oder mehrerer Buchstaben sind außerordentlich häufig. Wer kennt sich aus, wenn in Münnerst. d'r Wö (Wagner) einen Hof (Hafen) hat. Wer findet aus dem Würzb. Lober (einen Lohgerber), aus dem Dinkelsbühl. Dowert ein Tagwerk, aus dem Bamb. Dohgles Taglöhnerarbeit heraus? Die Wernz bei Dinkelsb. und die Renz bei Vorchheim (Wörnitz, Regnitz) sind sicher eines Commentars bedürftig. Dem Schill. Wählder, den Rothenb. Ebihră siehts kein Mensch an, daß das Wachholder und Kartoffeln sein sollten, und wenn man in Orb will ho den Farr, so denkt gewiß kein Mensch daran, daß das heißen soll, den Pfarrer holen. Im Of von Mellrichst., in Grunds von Hilters, im Brendi von Dinkelsb., in Há von Cussenh. glaubt man gewiß nicht Ofen, Kartoffeln

Brandwein, Hab und Gut zu finden. Der Bamb. und Würzb. Kopp verräth gewiß keinen Kapaun, und wer in Dinkelsb. Háchsed nennt, meint sonderbarer Weise darunter Hochzeit. Aber wer mag alle die Verkürzungen der Ortschaften nennen; das wär eine wahre Sträflingsarbeit; als bekanntes Curiosum sollen hier nur die sieben Rhönstädte genannt werden, im Hexameter: Mürrscht, Neuscht, Malscht. Käsgá, Künshofă, Bischămă. Fládă (Münnerstadt, Neustadt, Mellrichstadt, Kissingen, Königshofen, Bischofsheim, Fladungen) und von Oberfranken Luhscht (Ludwigstadt).

Ellipsen, durch Ausfallen ganzer Wörter. Dadurch entstehen oft sonderbare Illusionen: Der Windheimer kann sagen do bi i hi (da bin ich hingegangen) — der Bamb. sagt sie hamm mei Birn ro (sc. herunter gestohlen) — die Teuschnitzer Frau fragt im Wirthshaus nach ihrem Eh'gemahl mit den Worten: Es meinä net do? (Ist meiner nicht da?) — beim Possecker gehts heuä widdä (geht dieß Jahr wieder drauf, was voriges Jahr gespart worden ist) — aber folgender Possecker ist gewiß ein non plus ultra der Ellipse: Gáthählt. án Assessä naus. 'n annern Dog gstorbm (Soll heißen: Erst theilte der Vater mit den Kindern ab, dann ließ er das Gericht zum Testament kommen, und andern Tags darauf starb er auch gleich). Dahin gehört auch oben berührtes Bamberger: Mein O . . . . . Von den Abkürzungen der Vornamen kann des Raumes wegen hier nicht die Rede sein, doch seien nur einige erwähnt. Mats! wu is 'r'n (Matthäus? wo ist er denn), Rh. — Willm laff (Wilhelm lauf), Rh. — Els! (Elisabeth), Rh. Meich (Margarethe), B. — Die Orschl un die Sánná sie dräschn Hiäsch á Bánná (Die Ursula und Susanne dreschen Hirse und Bohnen) B. — Babl, wu is die Sabl (Barbara, wo ist die Sabina?) B.

Durch Ausfall der Hauptwörter entstehen Ellipsen wie Hämlis, Ochsis, Rinderis (sc. Fleisch), Dk. — oder das Bamb. Schweines (i. e. Fleisch). Gegentheilig werden durch Einschiebung von erklärenden Worten oder in umschreibender Weise kurze Ausdrücke sehr verlängert. Charakteristisch für den Bamb. ist: dä Keäl, net faul, geht här un bläppt lign (statt einfach: bleibt liegen). Do geht mä här un nimmt, (statt da nimmt man), B., Asch. Tatt mer ner á mol á wäll à weng án Brandáweĩ reĩ (Bringt mir etwas Branntwein), B. Mei Bu geit euän Bum kán Bum net o (Mein Junge läßt sich von euch nicht schimpfen), B. — nuch nonich net (noch nicht, noch noch nicht nicht), B. Wenn i net justáment und grohd örscht ausgärührt hett (Wenn ich nicht eben gebuttert hätte), Ampf. Zu den muss mer ümä sogn: Mockálá! Mockálá! (Dem muß beständig geschmeichelt werden), Ampf. Du host á nu kán Schukáhn gfrässn (Du wirst mich nicht einschüchtern), Ampf. Wást woás i gthaĩ hob? dánohch bin i fortgángá (darauf ging ich fort), Bay. — des is ärgä ás wie: Banä kumm raus (Das ist zu arg), Bay. Eä hot net gsacht: ei wie oddä wos, oddä Hund, oddä Kátz, oddä s' aĩ, oddä s' annä (Er sagte

gar nichts darauf), B. u. Bay. Mit dem gehts zun Obund (Abbinden), (Mit dem ist's aus), Licht. Der verliert nu sein A . . . . wenn er nit a͂gwachsn wär (Ist sehr vergeßlich), Dk. u. B. Sie dreht si wie drey Äer in Kreblä (wie drei Eier im Korbe), (stolzirt einher), Dk. M'r mähnt d'r Hoos hat'n geleckt (bildet sich wunder was ein), Dk. Roätha Hoor un ärlä Häckä (Erlenhecken), wassn (wachsen) uf kän guta Fleckä (Hüte dich vor mißgebildeten), Rh. Wer zum Sch . . . häfä geborá is, kinnt sein Lebdog uf kán Dressirkäschtă (arm bleibt arm), Dk. Der sicht aus wie dä Tod von Ypern (sieht schlecht aus), B. S' is ĕm än Eul aufgsessä (er ist betrogen), W. Des isch vo sellmol wu die Maikäfer Dächer trägä hebbä (Niemals), Dk. Wenn állä Härtn ärbm, ärb i kán Härtnstäckn (Hirten), (ich werde arm bleiben), Höchst. a./A. Er is net von Gebähausa (ist ein Knicker), W. J wáás net wu ich'n hi͂ tha͂ söll (hin thun soll), ich kenn ihn nicht genau, B. 'S Brod von die Müllä hot neunerley Kreftn (ist gemischt), C. Morgn nach der Dumpredigt (nie), W. Hiemit gerathen wir aber ins Bereich der Sprichwörter dessen kein Ende sein würde.

Verkleinerungswörter.

Wie dieselben in den drei Franken und in Schwaben gebildet werden, in Oberfr. Bamb. Antheil auf lá. in Unterfr. Würzb. Antheil auf li oder lich, eben so in Schwaben, in Aschaffenb. auf che oder chä. in der Oberpf. auf l, wurde schon früher besprochen. Meichálá! wu senn die Stäffálá! (Margareth; wo sind die Treppchen), B. Lisi, wu senn die Veicheli (Lischen, wo sind die Veilchen), W. Äss Hitzeli (Ist gedürrte Kirschen), Roth. Wättlá host á á Börschlá (Elisabeth, hast du auch einen Bursch?), Ench. Lor! sich nach die Zibali und Pappali (Eleonore sich nach den jungen und alten Hühnern), Z., Steff. Zwá Seidli Biär, Wilh., Ebr., Ansb. Mädcher stumpt da Schabällchä bey (Mädchen schiebt das Fußbänkchen her), Asch. Gränze. Majä! hostä ä Horjä un ä Wäckjä (Mädchen hast du ein Hörnchen (Kaffeebrod) und ein Weckchen?), Rh. Des Jöngjä is á májes Dängjä. Dieser Knabe ist ein kleines Ding, Rh. Mádli do is ä Zeisli (Mädchen, da ist ein Zeischen), Wilh. á Schisselchä Melch (Schüsselchen Milch), Orb. Veilá riegn bessär als Hadlwatsch (Veilchen riechen besser als schlechter Kaffee), Hof. Di Mádli hamm die Veicháli gärn. Ansb. S' is ká Utheterlá an in (kein Fleckchen an ihm), B., C. Du Poätschälä, willst Büschelä máchä (Du Täppchen willst Intriguen spielen?), Dk. — Auch die Ausdrücke für Kinderspiele gehören hieher. Wellä mer Háselis, Soldátelis, Reiberlis, spiĕlä (Hasen, Räuber, Soldaten spielen), Dk. In Bamb. spielen die Mädchen Dockeläs (mit Puppen) — Eben so Bezeichnungen für Aermliches: a Schulherrlis Leich (Ein Leiche, die nur vom Schullehrer begleitet wird), Dk. Oder für Nettes:

á Nägeläs Stock (Ein Nelkenstock), B. Außerdem gibt es eine reiche Auswahl von Worten, welche Geringes, Weniges ausdrücken. Darunter spielt eine Hauptrolle durch ganz Franken und Schwaben: án Ärfálá (ein Arm voll), án Ärfálá Holz á Hempfálá (Eine Hand voll), á Hempfálá Stroh. Dieses ist natürlich nach dem Dialekt variirt in Hampfali etc. Der Bamb. unterscheidet aber án Ärfálá von án Arfl; denn das ist ein größeres Quantum. In Wilh. spricht man án Ärblá, so auch in Bayr. In Dinkelsb. hat man ă Hahmpfali; á Hahmpfl ist auch in Rothenb. gebräuchlich, aber in Lichten. á Hendlávoll. Der Bamb. hat ká Stáhblá (kein Stäubchen Taback) mehr in seiner Dose; er hat auch oft ká Spreissálá (sc. Holz) mehr in der Küche. Im Barren des Ampferb. ist ká Gáhsl Hafer mehr. Dem Bamb. Fischer ist es nicht gelungen á Schüpplá (ein einziges Fischchen) zu fangen. Beim Würzb. sitză die Ducátă un ham Hüätli auf und beim Münnerst. laufă die tlee Häfelich tleich über.

In Bamb. heißt eine kleine Fuhre Holz: á Kanzlistn Führlá, was aber jetzt seit der Gehaltsaufbesserung wahrscheinlich verschwinden wird; aber á Schlötterlá Hai (eine kleine Fuhre Heu), wie sie in Windh. und Lichten. vorkommt, wird immer fortbestehen, vielleicht auch ă Brommer Färtlá (ein Brombacher Führchen) in Gunz. Die Bamb. u. Würzb. sind aber nicht zufrieden aus Substant. oder Adjektiven Deminutiva zu machen, bei ihnen müssen sogar Interjektionen dazu sich bequemen. Was ist Ehzĕtlă, hoppálá. sodálá. Das wird ein Norddeutscher schwerlich entziffern; das ist jetzt, hopp und so. Beim Einsteigen sagt man etzetlá und beim Aussteigen vom Wagen: sodálá; und der Bamb. Gärtner macht suhdálá daraus. Mit Kindern wird der Franke und Schwabe wieder zum Kind. Der Bamb. verlangt vom Töchterchen án Eiálá (Schmätzchen); aber der Rhöner ein Eieichä, der Weismainer án Eidálá. Der Bamb. läßt das Söhnchen ein A'álá und ein Wiserlá machen, er geht mit ihm gássálá (spazieren), er zeigt ihm á Hánkálá (junges Pferd) und verlangt von ihm á Pátschálá (Händchen). Der Würzb. ist mit seinem kleinen Hornung (Februar) noch nicht zufrieden, er heißt ihn s' tlee Horlă und öfters setzen Beide zur besseren Volubilität der Zunge den Deminutiven liquida ein: á Mentlá (Männchen), B. á Mántălă (Männchen), Dk. Und komisch genug machen sie wieder etwas kräftiges aus etwas minutiös schwachen: denn ein kleiner schwacher Kerl ist ihnen ä Krätzbörschtn (Bürste). Damit sei es genug, und wenn ich auch nicht erwarten kann, daß man mir dieser kleinen Arbeit halber á Stenderlá mecht (einen Abendgruß bringt), so wünsche ich doch nicht, daß man im Gegentheil von ihr sagt: den söllt mer 's Pfötschlá (Pfote) vägoldn (sollte das Schreiben bleiben lassen).

Sprachproben.

I. Um Aschaffenburg (Ascheborg).

Es is a˜ Mol en Exequirer (Káschper) über Fèld gange˜ in e˜ Dòrf, un hàt wolle˜ Schulden ei˜treibe˜ bey e˜m Bauer. Dá kümt der Táiwl zu em un se gèin mi˜nan˜er. Wi se dorch e˜ Dòff kume˜, dà flennt e˜ kle˜ Kind. Di Modder wèd bèis und sèght: ey so kreisch! du Krische˜! das dich gleich der Táiwl hèit! Der Exequirer sêigt zum Táiwl: Herschde, da git me˜ der e˜ Kind! Warum nemst des nét. Der Táiwl säght: Mei˜! derr is s nét ánst, die is zânich. Wi se waiter gange˜ sein, sén se e˜ gròse Herd Sái uffem Fèld. E˜ di lèft nebenaus, der is der Hêêrt nàchgeláffn un hàt mi˜m Steckn uff se gewaffe˜, und hàt gekrische˜: Wann dich norr gleich der Táiwl hätt! Warum nemst de se nét sâght der Exequirer zum Táiwl? Was tou ich mit der Sáu sêght der Táiwl, wenn ich se nêm, müsst se der arm Schêlm bezale˜. So sein se-n-endlich zum Bauernhouf kumme˜, wou der Exequirer se tou˜ hatt, un der Bauer is grád in der Scháien gstann und hàt gedrosche˜. Hol dich der Táiwl! seîgt dèr wier den Exequiri sit. Hèrscht des, seîgt jetzt der Táiwl zum Exequiri, dem is s árnst! und hàt n fòrt gfüert.

NB. Die Zeichen sind die Schmellerschen. (Schmeller p. 447.)

II. Um Miltenberg (Mildebòrgh).

Im Spêssert stêt e˜ Wertshaus, mr hêsts bey dr Krane˜. Da kèhrt e Màl unner Mittágh en ármr Hándwerksporsch ei˜. Dr làsst sich en Schoppe˜ Wei˜ ei˜schenke˜, un zight e˜ Stick schwatz Broud aus dr Tásch un gêt in di Kich 'enaus, wo die Wertn grád e˜n Bràdn àm Feür hàt. 'r nemmt sái Broud, schnaid ên Rèml nàchm annern 'rab, und halts an de˜ Bràte˜ das dr Dampf devon drai˜ gêht. Das isst 'r un trinkt dezu sai˜n Wai˜. Jetzt bezalt 'r di zwe Batze˜ für sai˜ Scheppche˜, un will fort gên. Dà fòdert di Wèrtn noch ˜en Batze˜ von em vor dêss, dass s'em hàt sai˜ Broud làssn an de˜ Bràte˜ halte. Was! sêigt dr Borsch, soll mr á' noch vor de˜ Dampf zahle˜? Si wellen dorchaus nit fort làsse˜ und gen endli' vor de˜ Scholze˜. Wi dêr de˜ Handl vrnomme˜ hàt, sèight 'r: Libe Leüt! dà is gleich geholfe˜; Hàbt ir em de Dàmpf von àiem Bràte˜ gêbe˜, so is rècht un billigh, das r áich bezalt mit'm Klàng von sai˜m Batze˜.

(Schmeller p. 448.)

III. Ochsenfurter Gau.

Dr Hannes it e Màm gwásst, wenn dár zu tief in de Krugh nei˜ geguckt hat, so hat r âlles dopplt gsáh. E Mol kümmt 'r hèm,

und hat e tüchtie Rausch ghàt. Sái Frá sitzt àn Oufn un spinnt, und hat e Liecht vor ir. Most zwee Liechter àubrenn? No, sêigt si, I ha doch nit me á's ês. Wist de mi wohl blind mach? — E Mal àun en Feyrtàgh it 'r tleich nàchn Asse fòrtgange zon Wai˜; und wi's gèighen Abed wòrn it, künnt er gànz vrhungrt widdr hêm, und get tlei˜ in die Küch. Da it e Hàf mit Flêsch báin Fair gstane. Was hàst in annera Hàfe? sêigt 'r. In annere Hàfe, lieber Màn'! dá háb i e guede gedämpfté Hue'. Wèst wàs! I will dàn Hàfe nám, nim du 'n annere. Jetzt greifft si nàchn rèchte Háfe, und wi dr Hannes de sáinige nâm will, so tappt'r in s Fair und hat die Hênd rèchtschàffe vrbrönnt. s' it má auf dés di Dopplsichtigkait brâv vrganga und hat von dâr Záit au di Sach nur êfach gsáh.

Schmeller p. 452.

IV. Um Eltmann (Eldmá).

e Màl gêt e Bauer nei˜ di Stadt Wizbrgh und will si in em Kràmlán êppes kèff. Da kimmt er á vorn Ladn von e Putzmachere, un blèt stèn und betracht di War, di dà drin it, und sit s for e Wundr à. Endli frêght r di Frá, wo drinne sitzt, was da fèl git? Giaffm! sêgt di Frá. No seght dr Bauer, dà möt r er scho vil vrkèfft há, weil nor mèr èner dà sitzt.

Schmeller p. 460.

V. Würzburg (Werzburg).

Dem Frankenwein.

I.

Bai Werzburg unn im Fránkäland
Do wechst a gsunder Saft,
Ă wáhre Gáb aus Gottes Hand,
Voll Faier, voller Kraft.

II.

Do siehăt mr Wengert wät ă brät
Un Bärg in Räbăschmuck.
O wär denn nur dän Wai˜ all hett
Viel hunnert taused Stuck!

III.

O Fránkăwai, du liaber Kunn!
I sing dai Lob, dai Ehr,
Du bist mai Mond, du bist mai Sunn,
Mai Stärn! — was will i mehr?

IV.

Du lustiăr G'sell, du bist so guăt,
'rfraist mr Kopf ă Härz,
'rquickst mai Zungă, wärmst mai Bluăt,
Vrtraibst mai Prást ă Schmärz!

V.

Do drickt ke Sorg, ke Kummer mehr,
S' is Alles Lieăbs ă Guăt's,
Nur ee Moas um die annră här!
— s' kost fraili Gäld! — was thuăt's.

Sartorius p. 191.

VI. Bamberg (Bomrig).

S' Bamberger Saufmännlein.

An der öbern Pfarrkerign is á kláhs Törndlá a˜gábaut, wu mä nauf die Saitnorgl geh ka˜. Wie deä Baumástä mit deä Bauerei bál ferti woä, so hot er á á Last Schuldn ghatt, obä ans Bázohln hot eä net gádacht. Worüm? wál eä jedn Bátzn, wu er ei˜gánummá hot, glei zárá güldáná Kándl gátrogn und väsuffn hot. Wie nu des Törndlá á ferti woä ('s hot á spitzis Dächlá, á stánneres, kright), sá sperrt eä si á poor Dog ei˜ und máhslt á Mendlá aus, wos án Mooskrug mit zwá Hendná helt, und n' Kopf záruck biegt, ás jo s' letzt Tröpflá nu nuntä muss. Des hot eä zá öberst aufs Dächlá gesetzt, un do stehts nu. Wos nu. Wos sölls denn háásn? — Wie ka denn áánä zohln, wenn eä alles väsuffn hot, des hot eä sogn wölln, und fort is eä, host'n net gsägn! Obä es will mä doch so vorkummá, as wenn die Bambergä an den stánnerá Mendlá, sich á guts Beyspiel nehmetn, und i gláhb si könnts nu bessä wie deä Baumástä selbä, wenn mä mer in Bámberg nu án gutn Tropfn kriegn könnt.

Hpt.

VII. Bamberg.

Ach! frogt mi net.

Die Sunná scheint, die Sterndlá scheiná
Sie soghn: es wär á schönä Dog,
A' schöna Nacht — und i muss weiná!
Ach frogt mi net!
Iä glábt mersch doch net, wenn i's sog.

Die Wiesn stenn voll Saft un Blummá
Sie soghn es wär á lautrá Pracht.
I sieg's; mir will ká Freud net kummá.
Ach frogt mi net!
Mir gehts durchs Härz, wenn ááner lácht.

In taused Aágn Lust un Lebm
Sie soghn es wär á hellá Zeit,
Und i sitz still un traurig nebm
Ach frogt mi net!
Fort, fort is áll mei Seeligkeit.

Sie wor mei álles! Gott uñ Vaddä!
Wu is á Freud, wu sie net is!
Draus licht sá hintän Kerchhof gaddä
Ach frogt mi net!
Draus licht in Grob meï Paradies.

Hpt.

VIII. Hausen bei Schweinfurt.

I ho doubm Pfáffngrund gáckert. In dr Näh stähnt e grássr Birnbám, ár ghöürt 'n Schulzedick. Uf dán Bám sen zwä kráckä gsássä, un nit weit d'rvā hob i gsáhn, äs ä Hoos sou hie un hár mecht, äs wenn ár öppes hätt. Uf ämāl scheusst ä kráck ro un drwüsscht ă jungs Háslä, un mecht mit sein Kummrádä ufm Houlz zu. — Dr alt Hoos obr läfft, wos r ner geläaf kâ, nāuch, un mecht ümr drbei Männli, äs wenn 'r nauf hopf wöllt. J áckr widdr ruhi furt, un bis i ä por moul rümmkumm, sáh i 'n altä Hoosä widdr beym Báám sōu rümm machä. Dr Teifl, denk i, i muëss dōu ä mol sáh, wos mit dán Hoosn it. I gäh also nā, un wie i nā kumm ze hát dr Hoos ä jungs Háslä untr ä Häutlä Ardä vrschárrt, äs gor nes rausguckt. I ziech mei Háslä mit dr Öührli raus un denk: du Háslä bis scha rácht. Di Kráckn un die Jágä müëssn nit öll ho. I schneid mr also ä Stück va meinr Foutschnour ro, un bin a mein Kittl n Ärml zu, stecks Háslä nei, un lëig mein Kittl na. Wies nachet Zeit woër zun Ausspánnä, un i sáh nāch mein Kittl, hörrt ä mōl a! it mei Háslä fuert. Wos wöer obr Schuld? Vourn hobi zuëgebundn, un hinnä wuëmar mitn árm nei kreucht, wöer uf. Wuë hätt i gádacht, äs dr Nihkl á hinnerschich gegäh könnt? Dā hob i's obr vrredt: Wenn i widdr äs kriech, schmeiss is dleich rácht nei di A'nkn, ná läffts nes mäh drvá!

Rothenhöfer.

IX. Cronach (Cronich).

Dä Flüösä vo Cronich hots malädа gähn ghātt, wenn ä an Cummeron deä auf sein Būon (Floß) stet un si nietkā ghelf, a weng hot könná gáutz. So hot hált á ámol á lustigä Kauz á Rieg (Floß) gsäh vábey schwimm, un ás dä annä aufm Buon hot ogázwickt ás ä nümmä

hot könn gáláaf a˜ns Uëfä, so hiebt mei Göig aufm Land sein Flüössbohkn auf und schreit durich die holá Hend:

Hánnes! Wu fähschtá hi?
Auf Wezbäig (Würzburg) Göig!
Auf Wezbäig?
Jo Göig!

G. Hannes! Lo dein Bum án Eckálá fürig geh ás eän Stümml (Vordertheil) rümbrengt, un geh hä. i muss dä wos sogn. — Wenn dá auf Wezbäig kümmst, sá sei so gut und geh nei die Dumgass, glei vo dä Bruckn ro; dott wohnt á Zihgiesä, den wistá leicht finná. loss dä von á zehá Pfund siedhääs Bley in H.... nei giess, es söll dä kán Kreuze kost. Wenn i auf Wezbäig kum so wärr is scho bázohl.

H. A' Gáwittäkeil söll di schträhg; Wenn i ner naus könnt, i hähwet di, dass d'es Kreistn kriegest, du Kähl, du Kreistnkähl. Hpt.

X. Culmbach.

Di gnädingá Frá von S..., wisá nuch jung woä, woär an ewig schená Fráh, und hot ámol in ihrná Wogn auf dä Strohsn a˜ghältn. Do hot sá gsägn, wi á Moh mitn Stumml in Mául sá fát un fát a˜gáglotzt hot. Wie er á wáll so gstándn woä, hot ä glächt un gschriá: Dä Himml sägná Ihná, gnädingá Fráh! J wullt se lossetn mi mein Stumml an Ihrná leignáta A'ágn a˜zindn. Des hot dä gnädingá Fráh gor gro˜uss gfälln, und noch dä Hend, wenn erá wos Schess gsogt hot, hot sá gääntwot: säh scheh! obä nex gengá den Moh mitn Stumml.

Hlm.

XI. Hinterrhön.

Der Milseburger Hannes.

Mette im Bärk dä sprengt däs St. Gangolfüs Börnjä, klähr bi Chrystähl r'uis; bánn dávon di Weiber treinkä, kriege si gesuïndä Jongä oder Majä Lëinks vom Börnjä geht a schmál Pfädjä durch die Felsä in Wald nach dem Kälberhutweinstein. Dá hätt für A'ltersch geláht ä Moh gar viele Jahr; hä hiess Göllenhörner, denn hä waër ä riëcher Wirth zun goldne Horn in Fo˜ull (Fulda) gewässt; die Schwedä háttä in áber ganz árm gemöicht. Dä baute er sich ä Hüsjä auf der Melseburg u' ä Gärtjä dázu, on hät fromm geláht on viel gefásst on gebät. Für dem Hüsjä waër ä gross hölzer Krütz; des potzt 'r wi di Zit es gáb an den Sonn a Festdä mit Melseburgs Blummä, u' benn dá di Lüht zu im kámä, so hát er si gelährt: alle Schätz der Welt sinnd nüscht, seht aüch öm Schätz für den Himmel

öm, di finnät Eu ner beym Krütz Christi, on di Lüht gingä nachdenket náh ins Thál önd láhta gut u' waëra fromm.

(Nach Schneiders Rhön von Pf. Krick.)

XII. Rothenburg an der Tauber.

Der Deifl is ä moal auf d' Gebsáttler bäs gwäsă, und hot derwege d' Tauber zuëstemma un die Kerl minander derseife wölle. Etz hollt er si án fetze Sta͂n, i wáas nimmi wuher, und schleppt'n án sánn kláane Finger weit weit heer. Wie's banoch O͡abeds worde nis, kummt er nach Röidersdorf, norr á hálbi Stund vo Gebsattel; wáll owwer 's Röïdersdorfer Hölze derzwische-nis, hat ers Do͂urf nit seege kenna, und hat Wundersch gmáhnt, wie weit er no dervou͂n wäck wär. Der Sta͂n wörd'n owwer noächet noäch doch z'schwär, und wáll grood ă-nálti Fráa vo Gebsáttel rauf kummt, froagt er die, wie weit's noch nach Gebsattel wär. Die Fráa sichts owwer den Kerl gleich o͂un, dass er nit sauber is, und dáss der nir gûets vor hat, — thu͡et owwer nid, als wenns wos merket und secht zu'en: o d͡oa is noch mäe denn 10 Stundä hi, d͡oa kummt Er heind nimmi hi͂. Etz kriegt der Deifl an fetze Zo͡urn und schmáast 'n Sta͂ aufn Bo͡ude hi͂, und kährt widder um. Der Sta͂ leit heind noch selde und háast der Deiflsta͂, und mer konn noch's Lo͡uch seege, wu der Deifl sánn kláana Finger drin ghat hat. Des Lo͡uch is owwer so͡u gro͡ass, das a Mou͂n nei͂ schlupfe konn.

S'is schood, dass der Sta͂ álli Joahr klenner wird, denn d' Röidersdorfer schloge den Sta͂ noachet noach záme und mache Wetzsta͂ draus.

Dr. Pürkhauer.

XIII. Gunzenhausen (Gunzähausă).

A Schu͡almáschtr hat ăn klána Metzgersbum in där Nammito͡agschu͡al g'frougt: Zu wos hat unser Herrgott 'n Menschn d' Ohrn gebm. Där Bua, der nit recht áufgmerkt hot, secht: Diă thuăt mei Vattr in Presssack nei͂.

Mádlá háscht denn goăr ká Gwissă
Dáschtd'mär ei͂schenkscht suh beschissă
Wenn i ăn Groschn zohln soll
Will i á mei͂ Halbă voll.

Es is án altr Bauer im Ri͡eas
Der hot á dunderschlechtis boor Fi͡ass.

L. Fehr.

XIV. Neuhaus.

Der angehende Maler.

'A Vodda ha͡ut sein Bo͡um in Minchà b'so͡ucht, deä durt 's malá lerná will auf dá akádemie. Wenn͡ i dá Voddá mährá Ühlgmöld un Bleistäft Zeichningá gsähá ha͡ut, deeï saĩ Herr Sũh gmácht ha͡ut, is á rächt zfridn gwest. Etzá liebá Vodá ha͡ut dá Sũh gsacht, soll ès á sähá, wos i mit dá Kreim gmácht ho, kummás ner mid in die untá Stumm. Ha͡ust denn du da͡u druntn á nu án 'Atelier? Freile! da͡u sitz i öft Stundnlang, kummás ner mihd ás werd ená scho͡un gfälln. Da͡u sen's áll zwei á gángá. Dá Suh ha͡ut d' Thir áfg'mácht, und nau sen's in dá Beïástumm gwest. Weeï dá Voddá un dá Sũh á poá Seilá trunkn ghatt homm, ha͡ut dá Molá sein Voddá bá dá Hend gnummá und ha͡ut gsacht: Etzá wäll i ihná á zeign, wos i mit dă Kreim g'mácht há. Eä macht deï Táfl an Schenkkástn áf, un draĩ steïht: Härr Zàchlhubá sechzeá Guldá un drei Kreizà. Dä Alt ha͡ut wuhl á wülds Gsicht g'mácht, tha͡ut obá net lang un zohlts. »Malmá etz mährá in Ül, dös Kreimgchmiá dös wüll má ga͡uá net gfälln.« —

Pf. Rttl.

XV. Dinkelsbühl. Sprichwörtliches.

Wu mer liăber d' Feărschá sicht, ás d' Zähă, do bleib'ch weg. — A Freïnd in Rod isch mer liăber, ás án 'Apostl in Himmel. — Frihă Rägă und frihă Betleit gángă spet hám. — Deăr kindt d' Huăt auf, wiĕ dr Hirt von Ulăm. — Mer dárf d' Leit ner làfă heră so kámmers seă. — I kã drsch in Báchschmálz widder eĩbringă. — 'A guăds Riàhlă isch besser ás á guăds Briàhlă. — Des Mádlă wurd eher ă Hutzel ás á Bieră. — Maierkäfr fliăch, deĩ Vader sitzt in Kriăg, Deĩ Muĕder sitzt in Lefflkrewã, Kã dr nix ze frässă gewă. — Auf wás sol i mi denn setză? Wu d' Kaiseri gsätză isch. — Es hát mi treămt, meĩ Muedr hát z' mir gságt, i soll kã fauls Fleïsch trágă. — Do isch mr schõ, ás wenn meĩ erschter Kindlesbrai raus miăst. — 'A dr Dohănă dă wáchsá scheenă Bloămă, ám Rheĩ wechst siiser Weĩ, Andrĕ Máhdlă kãnn i liăbă, miăssă grád kã Dinkelsbihler seĩ. — Bei es tháhlt mer ehrli, wie in Feichtwáng, do isch hált d'r Mittwuch di Mittn dr Wuchă. — Du deăscht eĩziĕgă, sunscht kummst nu drecki weg. — Wás gehts mih ã wenn dr Teifl ãn ándern holt, do záhl i kã Fuhrlă. — Mit Stimpf un Schuă kummt mer nid in Himmel. — Der wáhs ă seină Bieră, wenn ándeă Leit ihri zeiti sin. — Doă isch ă Hausshált wie beim Bendelă von Láaf. —

XVI. Münnerstadt.

Das Vogelnest.

Nic. Bos mehnstă Hánnes! ich wees á Vögelsnestlă. Unzignáchtă wors ocht Dog, do homm di Altă noch dro͂n gábaut. Han. Härst Nickălă! i gá dr öppes, weiss mrs á. Nic. Ja benn du mirn Kreuzer gist, weiss ich ders. H. N' Kreuzer? Bos sinds vor Vögl? N. Sinn Finkă, bis diánner Wochă müssă Jungă drin sei͂. H. N'o du sösst 'n Kreuzer krieg, weiss mirs Nästlă. N. Erst thu dein Kreuzer hár. H. Gelt du getraust m'r net. Do host á Gröschlă, gá mr zwèe Kreuzer raus. Bo is nu dei Nestlă? Uf n Öpfelsbámă in mein Herrlă sein Goătă; i steig on Stomm nauf, heb mi ner á Bislă. N. Ja gá ober ácht, dass du net ro fellst Hannes! H. á! d'r A'lt sitzt drinn er brüt noch. I möcht doch gwäss, bie viel dáss Eilich drinn sinn; der A'lt is raus gepfirrt, jetz ko͂ mr nei͂ geguck. N. Du fellst ro, Hánnes! steig net soweit naus. Han. Auwiéses! do lieg i mit sammt den Nestlă. N. Sicksts! i hod'rs gsohgt, du süsst net so weit naus steig, etz is es Nestlă hi͂h. Nu mach ner, dass mr fortkummă, süst kriegă mer á nuch Riemă wenn mei Hárrlă raus kummt. Krei͂ net, ge hár i huck di auf un trohg di zun Goătă naus. So! Nu geh hem, i schweig mäusles still dazu. H. Nu gá m'r örscht mein Kreuzer widder, was hülft mich jetzt dei͂ Nästlă? N. So! jetzt hostă mei Nästlă ro gebrochă, nu wisst á á nuch dein Kreuzer? i ho d'rs gsohgt, du sösst net so weit naus steig, d'r Kreuzer is jetzt mái. —

Pf. Wr.

XVII. Bayreuth.

Kenná und net Kenná.

A' Student hot inárán Gásthaus viel von sein vieln Kenntnissn grett, so dass endli án Gást die Gádult ausgángá is und er ziemli bársch sogt: Ez hamm mer wärkli gnug von den ghert, wos sie kenná. Sogn sá á ámol u͂gheiglt, was sá net kenná, und i steh gut defier, des ka͂-n-i. Ihch, sogt der Student, no i ka͂ mei͂ Zäch nit zohln, und es frait mi, dass Sie des kenná. Alles hot g'lacht, un der Gást hot bázohlt.

XVIII. Halsbach bei Karlstadt.

Die Teufelsbeschwörung.

D'r ált Gypsmüller — i hoăn no gekennt, wie 'r áls mit seiner weissă Zipflkoăppă dunnă in Thoăl rümgángă is, oăder unnerm Öpflbáám für sei͂ Haus in Schäppi gsátză is, un hoăt groád naus geguckt. — Nábă dr Mühl is dr Schüără, doă doŭbă woăr á moŭl á Nunnăkloăstr, m'r siehăt no 's ált Gámäuer. Die Schweïdă hönns zámmgárissă un honn die Nunnă nei die Fássr geknöhrt, Neïgl nei͂ gschlágă

háar ă do͂r gáwärgalt, un 'n Berg noa͂ nei͂n Meeh loăss pámpl. 'As is no á groăsser Káhlr doŭbă un doă dinn is no erschröckli viel Gááld. 'As sitzt oăber á schwoărzr Huhnd druff mit glüăbedă A'ágă. Dán Schoătz hoăt mei͂ Gypsmüller wöll heĭb. 'Ar hoăt d'r freili miă gekönnt, wiés Broăd ässă. 'S Christopheles gebăat hoăt 'r hintr si un fürschi gewisst. Etz hoăt 'r gsámn, dass 'r á poăr ánnerä werwágnă Káárli d'rzuă kriăgt hoăt; d'r ált Schuălmestr vo Neuedorf mit seim Schelchhuăt woăr á däbei, dàr hoăt 'n Toăbernoăkl rausghoubă, un'n nuff 'n Schüără gschleppt. Wie sá doubă woărn, woa͂rs fister wiebeli Noăcht, kee Schei͂ hoăt gleucht, m'r hoăt goăr niĕs gsámn. Ez hoăt d'r Gypsmüller á Liăcht gemoăcht, un 'n Krääs gezo͂ugă, un hönn sich minanner nei͂gstellt. Noăchert hoăt d'r Gypsmüller o͂gfángt zá bááta un hoăt die hälg Coronă gezitirt. Sie is uffm Toăbernoăkl gsátză un hoăt goăr árig gschriă über die Schláchtigkeit vo denná Káárli. Wie doăs ferti woăr, hoăt 'rs Christopheles Gebáat o͂gfangt — uff eemoăl thuăt d'rsch an Schloăg, ás wann á Dunnerkail in A'árdboudă nei͂fäihrt, un d'r Taifel mit seim Gääsfuăss stehăt doă mit 'n fetză Soăck vo͂ul Gááld — un schmeisst 'n no͂ dass ner sou gschmátzt hoăt. A'ágă hoăt 'r gmoăcht, wie á poăr gluăwenigă Schmiedsklöäs un präscht: Wäller vo euch is mei͂? Senn oăber mein Schuălmeestr die Engstă in Leib nei͂gfáhrn dass 'r no͂gárámmlt is wie án Oss, un 'n Plärrer gethuăn hoăt, wie á Káálb. Hääbt dr Taifl hi͂ un gait rn eenă uffn Ko͂upf, dass á Beulă gáába hoăt wie 'n Knuurz ám Ächbáám (dán hoăt 'r no mit nei͂ A'merká genummă). Wär 'r gaanz aus 'n Krääs rausgfállă, sou häät 'n d'r Taifl leibendi ghoult. Oăber verhunzt woăr etz die gáánză Gschichtă. D'r Taifl hoăt sein Soăk widder uffgepáckt, un is mit bleïdă gángă. Dá etz lááfft n noăch! — dáána is oăber die Koă räsch vrgángă gwást. Die hönn geïlă, dass sá aussn Kááler kummă senn, un 'n Berg is noă gángă, woas gaist dá, woăs hoăst dá. Doăs is oăber die gwiesătă Woărăt, wos i doă vrzeïhlt hoă. Miech bröăchtă kee zeïhă Taifl nei͂ dán Káhler; mei͂ Láábă is m'r liăber, wie sou á verrectă Schoătz. Liăber will i Grumbirrn fráss mei läddi, dáss m'r d'r Dáámpf zun Hááls nausfeïhrt.

Pf. Ebrt.

XIX. Teuschnitz.

's Piterskärchlá.

In Schweedekreeg war 's Piterskärchlá bey Teuschnitz in Trümmer zerfälln. Do ging á Bauersmoh vom Simmáröher Bärk in á hehlă Nacht met sen kláan Böblá nách Possig. Sie kneehá neder an den Kärchläsplatz un der Vodă sprecht á Gábäht, un geht henn weiter,

und máhnt der Bou wer nohch kummá. Ober s' Böbla war so frumm, as 's Kärchlá sich vor em von selbä baut, un á Pfárrherr á heil. Máss lest, un 's Görglá àls Ministrant met dient, un St. Piter in zá Lohn án Groschn geit. 'N Vodä wárds ángst ás Böblá niet kummt, un er láaft zerück und findt 'n un der Bou drziehlt wos er gsihn hot, un ás er àn Groschn hett. Wie nu der Bou 'n Vodä 'n Groschn geit hot der Kláa widder en ánnern in der Hahnd. Do wur der Alt net satt von Gehld un plogts Böblá Dog un Nacht bis der liebe Herrget s Kind gnummá hot. Numm schwelgt der Alt un wur widder árm, es druckt en in der Sihl un in áner Naacht geht er naus zun Piterskärchläsplatz un kneet un bätt. Do hürn die Leut dreymol lautn, un laafn strässlich hi˜, do lag der Bauer tudt, un in senn Gebätbooch lag á Breef, dren sei˜ Läbesgschicht gäschriebm wor.

Flrian.

XX. Ansbach.

Die Urinprobe.

A Bauer is á mol in d' Stadt zu án Doctär kummá und hotn eili á Fläschn Uri˜ bracht. Sein Redn noch is des Ding grod so rauskummá, ás er gmáhnt hot, der Doctär wäred ausn Uri˜ nit närr die Kranket, sundern á die Perso˜ und álli Umstend von Krankn derkenná. Ehräs si der Doctär aufs A˜segn von Uri˜ ei˜glossn hot, hot er'n Bauern álläháund Frogn vorglegt, ás er si á bisslá auskennt hot. Auf á mol hot er á rechtá glehrtá Miena gmácht und 'n Uri˜ von álln Seitn gnau o˜gschaut, und fengt a˜ z'prophezeihá: i siech, secht er, der Patient is á Mannsbild, nuch mähr, er is eier Suh; er is d' Stiegn ro gfálln, und hot si an sein Ba˜h wehtha˜. Der Bauer hot A'agn und Maul aufgrissn und frogt in Doctär weiter: Sicht er ober á des, wie viel Stáffl mei Suh rogfálln is? Der Doctär hot etz die a˜gfángtá Kumedi fortspieln missn und aufs Derrothen sich gelegt un zehná grothn. Ná, secht der Bauer: sell hot er hált doch nit rähcht gesegn. Es sen zwöfá gwesn. Ober der Doctär hot si z'helfm gwisst und frogt n Bauern: ob denn des á der ganz Uri˜ is, den sei Su glassn hot. Ná secht der Bauer, es is nu á weng über bliebm, wos nümmer ins Glos gángá is. Des gláab i gärn, secht der Doctär, ihr habt den Uri˜ nit ganz nei˜gáthă, hettet ihrn ober ganz bracht, so hett i die zwáá ándern Stáffl á nuch gsegn. Der Bauer is etz fort und hot denkt: Des is obber á Kärl!

Vierter Abschnitt.

Volkssage und Volksglaube in Oberfranken.

Von Eduard Fentsch.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Es geht die Sage, daß unter dem schweren Fußtritte der Riesen Berg und Thal sich gebildet habe zu einer Zeit, da die Oberfläche der jungen Erde noch weich und plastisch war. Die Thalzüge sind die Gangsteige eines uralten Hünengeschlechtes. Wo sich die Ebene ausflacht, verliert sich diese Fährte. — So haftet am Berglande die älteste Mythe. Im flachen Gau versickert der Märchenquell mehr oder weniger; es fehlt die äußere Anregung, die Stimmung in der Landschaft, welche auch auf diesem Gebiete der Volkskunde von maaßgebender Bedeutung ist. Nur weitgestrecktes Moor- und Haideland machen eine Ausnahme.

Doch ist der Reichthum dieser Quelle auch im Gebirge ein unterschiedlicher. Den größten Sagenschatz magst Du finden, wo der Bergmann seine Stollen schlägt und zur Grube fährt. In der Tiefe der Erdkruste, in erzreichen Gängen und in der Dämmerung des Grubenlichtes gedeiht das Märchen am wundersamsten. Deshalb ist auch das Fichtelgebirg — gleich dem Harze — unerschöpflich an Sage und Mythe, reicher als Frankenwald und Jura, als das südbayerische Hochland und die übrigen Höhenzüge Ostfrankens; denn der Bergbau auf dem Fichtelgebirge ist wohl der älteste in ganz Deutschland. Der Mönch Otto von Weissenburg setzt die ersten derartigen Versuche bereits ins neunte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. Eine Berechtigung dieser Annahme liegt darin, daß, als die harzischen unter der Regierung Otto des Großen ac. 968 entdeckten — Bergwerke im Jahre 1005 zufolge der Pest und Theuerung entvölkert waren, fränkische Bergleute den Bau wieder aufnahmen. [1])

Die frühesten Bauversuche gingen unstreitig von den alten slavischen Siedlern am Fichtelgebirge aus. Derselbe Hang, welcher das verständige Volk zum Ackerbautrieb, veranlaßte es auch, den geheimeren Schätzen unter der Scholle nachzuspüren. Slaven waren die ersten Seifner und Erzwäscher an den Bergbächen bei Weißenstadt und Kirchenlamitz, an der Saale und

---

[1]) Vergl. Gmelin's Beiträge zum deutschen Bergbau 1783, § 37 sq.

Fattiga, am Silberbach und bei Geroldsgrün, an der Regnitz und am weißen Maine. Am Zoppater Bächlein, das nächst der Goldmühle in den weißen Main sich ergießt, will man noch heutiges Tages Spuren der alten Waschwerke erkennen. Späteren Datums sind die Schürfversuche nach Gold, und fallen etwa in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Der Mittelgang am Gold- oder Zoppatenberg bei Goldkronach ist vielleicht der älteste.

Was ausgeteuft ward, — mehr noch was die Phantasie hineinlegte, die schimmernden Spuren, die einen märchenhaften Reichthum in der granitenen Tiefe ahnen ließen, verbreiteten den Ruf des Fichtelgebirges. Wo seine Bergleute hinkamen, wußten sie von den Schätzen zu erzählen, die noch zu heben wären. Da entstund die Sage, daß am güldenen Sonntage oder am St. Johannistage, wenn in Bischofsgrün zum Vaterunser geläutet würde, der Ochsenkopf seine Kammern öffne und seine Goldwände zeige, von denen — wie Pachelbel in seiner ausführlichen Beschreibung des Fichtelgebirgs im Nordgau vermeldet — das Gold wie Eiszapfen und Edelsteine wie Zwiebelstränge herabhängen. So lange der Pfarrer von Bischofsgrün das Evangelium liest, kann der fromme und einfältige Mensch die Wunderblume pflücken, die am Eingangsfelsen wächst. Sie dient ihm als Schlüssel, welcher die Pforten dieser Goldhallen öffnet, und er kann sich daraus Schätze holen, so viel er eben zu tragen vermag. Nur darf er den Zeitpunkt nicht versäumen, wo das Evangelium schließt, sonst wird er in der Tiefe zurückbehalten. — Viele haben auch durch die Spalte des obersten Felsens, wenn sie just die Zeit trafen, einen Blick erhascht in ein glänzendes Gewölbe, gleich einer Kirche, in dessen Mitte ein Altar von gediegenem Golde prangt; aber einzudringen gelang nur Wenigen. Es ist dafür gesorgt, daß die Mysterien des Gebirges dem profanen Auge entzogen bleiben. Darauf deutet allbereits dessen Sinnbild, einen Bergkogel vorstellend, der von einer Goldkette mit schwerem Schlosse umschlungen ist. Am Scheitel prangt der Ochsenkopf, vier Quellen sprudeln am Fuße, das Gehänge aber ist mit Fichtenhochwald bewachsen und mit Köpfen von verschiedenem Gewilde verziert.

Besser als den Autochthonen — so erzählt die Sage — ist es zugewanderten fremden Gesellen gelungen, von den Schätzen des Fichtelgebirges Kenntniß zu erlangen. Aus dem fernen Welschlande, sonderlich aus Venedig kamen sie vor vielen Jahrhunderten beigezogen, angelockt von dem Rufe der unerschöpflichen Erzführung. Des Bergbaues kundig und wohlbewandert in der Scheidekunst, hatten sie insonders das Geheimniß weg, aus allerlei Zeichen die Fundorte auszumachen. Sie streunten durch die Thalschluchten und krochen durch die Felsklüfte der wilden „Knöcke", verborgene Reichthümer ausschürfend, meist einsam und nicht geheuerlich von Ansehen. Ein oder der Andere mag wohl — um seine Absicht zu erreichen — einen Pakt unterschrieben haben, den kein Amtmann ausfertigte. Daher wird es

auch wohl kommen, daß noch heutzutage bisweilen Einer im Gebirge geistert und dem Wanderer in die Hände läuft, namentlich wenn diesen der Weg vom Dörflein Fichtelberg aus über den Silberanger nach Schönbrunn führt, und es zu dämmern beginnt.

Das sind die „Walen" oder „Wallonen" („Venetianer", „Welsche") von denen noch viel Sagenhaftes im Munde des Volkes lebt. Noch finden sich in einzelnen, meist sehr geheim gehaltenen Exemplaren die Büchlein, in welche jene goldsuchenden Fremdlinge ihre Erfahrungen niederlegten. Das sind die Fichtelbergischen Walen- oder Geheimnißbüchlein, welche nach Pachelbels Angabe insbesondere von dem Venediger Giovanni Carnero und seinen Landsleuten Sebastiano Verso und Gratiano Grundello herrühren, welch' letzterer achtzehn Jahre hindurch das Fichtelgebirg durchstrichen und im Jahre 1531 seine Erfahrungen aufgezeichnet haben soll. Wir müssen das Räthsel, woher diese Kunde geschöpft ist, ungelöst lassen. —

Abschriften dieser Walenbüchlein finden sich da und dort im geheimen Archive eines Tropfhäuslers oder Dorfwebers. Wer davon Einsicht erhält, mag sich einer besonderen Gunst rühmen. Es sind aber auch gar wunderliche Mysterien d'rin enthalten, wovon etliche Beispiele Zeugniß geben sollen. Da heißt es unter Anderem:

„Wann die Bäume am Gipfel verdorren, als wären sie erfroren, oder sind kröpficht und zwieselicht, oder wo viel Hirschschwämme stehen, daselbst sind gern Ertze enthalten."

„Wann die Blätter der Bäume im Anfange des Frühlings bleich und etwas blaulicht erscheinen, und die oberen Zweiglein schwärzlich oder andersfarbig sind als sie natürlicher Weise pflegen, zeigen sich gleichfalls darunter enthaltene Ertze."

„Berge, so mit der Spitze gen Mittag und mit dem Fuß gen Mitternacht stehen, als der Schneeberg, Schönbronnerberg, zeigen, daß sie mit Ertz schwanger gehen, tragen der Erfahrung nach gemeiniglich Silber, deren Adern gehen gerade von Osten nach Westen."

„Wo viel Molche und andere giftige Thiere sich häufig aufhalten, wie zu Gold-Kronach, da pflegen gerne Goldgänge zu sein, denn sie lieben derlei Oerter sehr." u. A. m.

Noch heutzutage behauptet der Siedler am Fichtelgebirge, daß seine Heimat dem Welschen besser bekannt sei, als ihm selber. Ihm genügt die Ahnung der vorhandenen Schätze und er gibt ihr Ausdruck in dem gemeingiltigen Sprichworte:

„Wirft Mancher einen Stein nach einer Kuh,
„Ist der Stein mehr werth, als die Kuh!

Ob aber die Sage von diesen bergkundigen „Walen" nicht eine blose Metabole ist — ein Wiederauftauchen der Erinnerung an jene uralte Zeit, wo das friedfertige Volk der Wenden, von den deutschen Eroberern in die

geschützten Bergthäler zurückgedrängt, zuerst Gold wusch und nach Erz schürfte? Die Zwerge, die in den unterirdischen Gemächern des Fichtelgebirges hausen, verwechselt der Volksmund nicht selten mit jenen Walen oder Wallonen, und trägt damit das Gedächtniß einer unterjochten fremden Bevölkerung fort. Vielleicht ist es selbst die nachklingende Erinnerung einer vorgermanischen Zeit, der keltischen Epoche, wie Fr. Schönwerth (aus der Oberpfalz II. S. 236) vermuthet. Der ersteren Ansicht steht eine scharfsinnige, wenn auch gewagte Conjectur zur Seite. v. Baumer leitet Name und Abstammung der Wallen oder Wallonen von den Vallen des Plinius ab (hist. nat. VI. 11. Vergl. Archiv für oberfränk. Gesch. und Alterthumskunde Bd. II. Heft 3). Die Wallen sind ein slavischer Volksstamm, dessen ursprüngliche Wohnsitze der alte Geschichts- und Naturforscher angibt: „a portis caucasiis per montes Gordyaeos", und hiezu bemerkt: „indomitae gentes auri tantum metalla fodiunt." Beim Vordringen der slavischen Völkerschaften — so vermuthet der Conjekturant — seien nun auch die Vallen in die Fichtelgebirgsgegend gelangt, und hätten dort ihre alte Kunst geübt. —

Um die Höhen des Fichtelgebirgs tönt jene gewaltige deutsche Sage von Kaiser Karl dem Großen, der in der Tiefe des Ochsenkopfes schläft. Sie gehört der Oberpfalz wie dem äußersten Ostfranken an, denn das Gebirge bildet die Grenzscheide zwischen den beiden Stämmen. Wir haben ihrer deshalb bereits früher Erwähnung gethan (vergl. Bd. II. S. 219). Vom Fichtelgebirg herüber klingen jene mantischen Sprüche der „Sibylle Weiß", von denen nach allgemeinem Volksglauben bereits eine namhafte Reihe in Erfüllung gegangen ist. — Einmal schritt sie über einen Steg von Wachholderholz. Der brach, und sie fiel in die Tiefe. Da fluchte sie dem Wachholderbaume, und seitdem kriecht er als niederer Strauch am Boden hin. — Wie sich an des Kaisers Bart, wenn er sieben Mal um den Tisch gewachsen sein wird, die Prophezeiung vom Beginne der „bösen Zeit" knüpft, so weissagte die Sibylle den Ausgang aller Dinge, wenn erst alle Wege und Stege zu Wies und Feld umgewandelt sein würden. — Der Fichtelberger weiß viel Wunderbarliches zu erzählen von diesem geheimnißvollen Weibe, das bei Münchberg an der Saale im Walde gewohnt haben soll. „Als sie starb, verordnete sie, daß man ihre Leiche auf einen mit Kühen bespannten Wagen legen und die Kühe ohne Führer gehen lassen solle, wohin sie wollten: da, wo sie stehen bleiben, solle man sie begraben. Und es geschah so." (Schönwerth l. c. II. 237). Eine zu Goldkronach befindliche Handschrift spricht sich unbefangener aus. Darin heißt es: „Im Jahre 1693 trieb sich im vorderen Theile des Fichtelgebirges an der Bayreuth-Nürnberger Grenze ein Weib, Anna M. Weiß, zu Ulm geboren, herum, war bereits zu Erlangen wegen Hexerei auf dem Pranger gestanden. Später entstund zwischen dem Amtsvoigt zu Marktschorgast und dem Kastner zu Gefrees

Streit, in wessen territorio sie mehr peccirt. 1696 ward sie nochmals zu Goldkronach aufgegriffen und soll bei Kornbach zwischen Gefrees und Weissenbach begraben liegen. Das soll die Sibylle Weiß gewesen sein." [1])

So quillt geschichtliche und vorgeschichtliche Sage, Mythe und Märe, kaum irgendwo in bayerischen Landen reicher als am Fichtelgebirge. Selbst das Paradies versetzt der Volsglaube dahin, und wendet die mosaische Urkunde (I. 2. v. 10): „Es ging aus von Eden ein Strom zu wässern den Garten, und theilete sich daselbst in vier Hauptwasser" auf die vier Flüsse Main, Naab, Saale und Eger an. Wahrscheinlich ist es das biblische „Hevila, woselbst man Gold findet!!" Daß die ursprüngliche Fülle edlen Metalles, wie sie weiland zu Tage ging, in späteren Zeiten so auffallend sich verringerte, auch dafür weiß der Märchenglaube die schlagendsten Gründe anzugeben. Bei Reichmannsdorf war früher ein Goldbergwerk. Ein Steiger ward verdächtigt, daß er Gold entwendet habe. So wurde ihm der Prozeß gemacht, und der Nachrichter mußte ihm den Taubendruck geben. Da streute seine alte Mutter einen Metzen Mohn in die Grube, und verwünschte sie für so viel hundert Jahre, als der Metzen Mohnkörner enthielt. Von der Zeit an ward kein Gold mehr gefunden. Das Bergwerk ging ein und der Schacht verfiel. — Aehnliches vernimmt man anderer Orten. Schönwerth (l. c. II. 2 238) erzählt: Eine Goldader trat bei Münchberg in der Dicke eines Bloches zu Tage, in der Goldgrube, welche noch heutzutage zu sehen ist. Ein altes Weib verwünschte sie in ihrer Bosheit auf so viel Jahre, als Körner in einen Metzen gehen; seitdem ist kein Gold mehr zu finden. Denn was die Alten wünschten, wurde wahr." [2]) — Bei Selb ist

---

[1]) Bei Lonnerstadt stund ehedem ein Eichwald. Ein tiefes enges Thal daselbst heißt der Wolfsgraben, da soll das Schloß der Sibylle Weiß gestanden sein. „Wenn sie auf den Antoniberg ging, um dort ihr Gebet zu verrichten, nahm sie ihren eigenen Weg über den Weißbachsgrund und über die Wiesen; wo sie hintrat, bleibt jetzt noch kein Thau und kein Reif. . . . . . Vom Grab der Sibylla Weiß rollt der Sand, aber der Hügel wird nie kleiner. Das Grab ist bei der Antonikapelle. Wenn einst — so sprach sie — mein Grab von der Mauer weichen wird, daß ein Reiter herumreiten kann, dann naht der jüngste Tag." Vergl. Panzer II. S. 54.

[2]) Der Glaube, daß vor Alters die Wünsche wahr wurden, hängt mit der Sage von den „Wünschelfrauen" zusammen. Grimm hat in seiner deutschen Mythologie I. 126 die mythische Bedeutung des Wunsches und I. 391 den Zusammenhang zwischen „Wünschelweib" und „Waltyre" dargethan. — Die Hofer Stadtchronik von M. Enoch Widmann (Cronicon oder historische Beschreibung dessen, so sich zum Hof Regnitz nach Erbawung der stadt auch etwan sonsten zugetragen &c. Mscrpt. 1592) erzählt ad annum 1276, daß eine Gräfin Margareta von Henneberg den 3. Aprilis 365 Kinder geboren habe, jedes in der Größe eines Daumens, welche noch desselben Tages mit der Mutter Todes verschieden, und liegen im Nonnenkloster St Bernhardi-Ordens zu „Leußdim (?) in Holland, ein halbe meil von Hage" begraben. „Ein armes, doch ehrliches Weib" so bemerkt der Chronist: „welches zwei kleine Kinder in den Armen getragen, hat von gedachter Gräfin eine Haussteuer begehrt, welches ihr

der „Goldberg“, der seinen Namen zu einer Zeit erhielt, wo man in Stollen den reichen Goldadern nachging. Einmal brach ein Schacht ein, und verschüttete eines alten Mannes einzigen Sohn. Da verfluchte dieser den Berg und seit selbiger Zeit wird kein Goldkörnlein mehr gefunden. — — — —

Es war uns darum zu thun, der Behauptung, welche wir am Eingange diese Kapitels aufgestellt, eine Bekräftigung zu geben. Damit ist jedoch der Sagenkreis des Fichtelgebirges nur angedeutet. Mehreres — wenn auch nicht Erschöpfendes — bleibt den nachfolgenden Erörterungen vorbehalten. Zugleich aber mag aus dem Angedeuteten bereits entnommen werden, daß das Fichtelgebirg, der Knotenpunkt des herkynischen Waldes, auch für den Abschnitt über Märchen und Sage die wichtigste Gruppe Oberfrankens bilde. In seinen Schluchten und auf seinen Höhen tritt noch allenthalben die Erinnerung uralter Zeit, längst verklungener, gewaltiger Ereignisse in mythischer Umhüllung auf. In seinem Innern sind die geheimen Sagenbehälter, wie die Wasserkammern, von denen aus das Land im Norden und Osten, im Süden und Westen gesättigt wird. — Dem Mythenreichthum dieses Berglandes zunächst steht der Frankenwald, dann gen Mittag das Juragebiet. Arm dagegen ist der flache Maingrund und die Regnitzebene. —

Was die Behandlung des Stoffes betrifft, so gab Vorausgegangenes Maaß und Richtung (vergl. Bd. I. S. 292, Bd. II. S. 218). Reiches Material machte der Verfasser selbst bei seinen Wanderungen durch die Provinz findig. Es ist ergänzt durch die bedeutsamen Mittheilungen Fr. Panzer's (bayerische Sagen und Bräuche) und Fr. Schönwerths (drei Bücher Sitten und Sagen aus der Oberpfalz), durch die wunderbarlichen Mären, welche Pachelbel in seiner ausführlichen Beschreibung des Fichtelgebirgs (1716), Döderlein in seinem antiquit. genitil. Nordgaviens. (1734), Wolfgang Rentsch in seinem Brandenburgischen Cedernhain (1681), dann noch ältere Autoren, wie Caspar Bruschius (gründliche Beschreibung des Fichtelgebirgs 1592), Martin Zeiller (topographia

---

die Gräfin abgeschlagen und sie eine Hur genennet, sagend, ein ehrlich weib kunnte von einem Manne zweier Kinder zugleich nicht schwanger werden. Darüber das gute arme weib erbittert vnd mit schmertzen gesagt: so war als ich keusch vnd rein vnd keine ehbrecherin bin, so geb Gott und mein heiliger Wunsch, die mutter Gottes vnd St. Anna, daß du von deinem Mann uff einmal so viel Kinder bekommest, alß tag im Jhar findt, welches dann durch Gottes verhängniß also geschehen, und ist eine wahre gewisse geschicht, welche von ettlichen glaubwirtigen Männern beschriben wird. Denn es haben sich zu selber Zeit, da die leut sehr abergläubig vnd darneben einfeltig vnd schlecht gewesen, vil seltsamme wunderwerck zugetragen, die da zu unserer Zeit unmöglich scheinen, wo dann sonderlich das wunschen gemein gewesen vnd den leuten (da der teuffel in den Kindern des unglaubens gewircket) allzu wahr worden.“

Franconiae 1648), und Pertschius (origines Voigtlandiae 1677) erzählen. Werthvolles enthalten namentlich die Monographieen von J. G. Heuße, (Berneck, ein histor. Versuch, Bayreuth 1790, Versuch über die ältere Geschichte des fränkischen Kreises, Bayreuth 1788), dann Helfrecht (das Fichtelgebirg, Hof 1799), Ruckdeschel, (Geschichte der Stadt Wunsiedel, Wunsiedel 1855), L. Zapf, das bayerische Voigtland, (Morgenblatt von Hauff, Stuttgart 1861), u. a. m. Auch A. Schöppner's Sagenbuch der bayerischen Lande, (München 1852) und Bechstein's Sagenschatz des Frankenlandes (Würzburg 1842), boten mannigfach verwendbaren Stoff. —

Zweites Kapitel.

Geschichtliche Sage.

Wir berühren nochmals die Sage, welche auf verdrängte, nicht germanische Völkerschaften hindeutet. Letztere sind zu einem Zwergengeschlechte verkümmert, das in Höhlen und Berglöchern wohnt. Den Menschen ursprünglich nicht ungeneigt, sind diese Zwerge leicht verletzlich und nicht just heiterer Sinnesart. Ein Zug der Trauer und der Friedlosigkeit charakterisirt sie. So zogen sich die „Hankerln", von den Menschenkindern verletzt, in das Fichtelgebirg zurück (vergl. Bd. II. S. 245). Zwischen Selbitz und Marlsreuth steht ein Gehölz, darin ist das Zwergloch, vor vielen hundert Jahren von Zwergen bewohnt. Aber das Schwören und Fluchen der Leute und die vielen Hammerwerke haben sie aus diesem Zufluchtsorte verdrängt. — Der Zeitelmoosweiher bei Wunsiedel ist von Zwergen und Koboldeu bevölkert, die den Wanderer ängstigen und quälen. Zwerghafte Hankerln hausen unter den Felsen am Südabhange der Kössein. Sie bewachen eifersüchtig ihre Schätze, deren sie in Hülle und Fülle besitzen. In der Hankerlgrube im Steinwalde glitzert alles von Goldzapfen. Am Charfreitage während der Passion, am Frohnleichnamstage während der Evangelien und am Johannistage öffnet sich die Grubenthüre. In der Nähe der Grube — am Hankerlbrunnen — wächst zu Johanni eine Wunderblume, die als Schlüssel verwendet werden kann. Eine andere Sage meldet, daß die Walen (Venetianer) den Schlüssel zur Hankerlgrube in den Hankerlbrunnen geworfen haben. Ueberhaupt klingt die Kunde von den Wallonen mit jener von den Hankerln vielfach zusammen. Beide sind vertraut mit dem Metallreichthum des Gebirges, während der Siedler dort keine Schätze mehr finden kann, weil sie für ihn verbannt sind. Die Hankerln sind kunstfertige Schmiede und weisen also auf slavischen Ursprung hin. Am bedeutsamsten ist aber die gleichfalls früher schon erwähnte Sage (vergl. Bd. II. S. 246), daß das um seine Heimat gebrachte, verkümmerte Geschlecht der Zwerge eines Tages der Rache harre. Es ist

wenigstens nicht unwahrscheinlich, daß die alte Mythe von den Elben eine Metastase erfuhr. Sie ist übertragen auf urgeschichtliche Ereignisse — der letzte Rest der Erinnerung an einen Völkerstamm, welcher der eindringenden Macht des Germanenthums weichen mußte. —

Aehnliche Bedeutung hat die Sage von der Königshaide unweit Berneck. Da soll weiland die Residenz eines mächtigen Heidenkönigs gestanden sein. Als die Christen sich ringsum mehreten, boten sie ihm eine Schlacht an, und erschlugen ihn und all' seine Getreuen. Noch in später Zeit wurden auf der Königshaide vom Rost zerfressene Schwerter und altes Rüstzeug ausgegraben.

Eine weitere Erinnerung an die „Heidenzeit" bewahrt Muggendorf und die Hochebene des Juras zwischen Wiesent und Aufseeß bei Albernhof und Wüstenstein. In Muggendorf [1]) zeigt man noch die Stellen eines ehemaligen Heidentempels und die Spuren eines alten Weges von da in das Witzerloch. Auf jener Hochebene aber soll eine Heidenstadt gestanden sein. Die Knöcke in der Nachbarschaft führen die Bezeichnung „Hundsrück" (Hunnsrück, ein Name der auf der „Hunnen Rückzug" deuten soll Esper in H. Trommlers Sammlungen zur Geschichte des Voigtlandes S. 67). Wir lassen diese Auslegung, welche auch das Dorf Hungenberg bei Tüchersfeld mit seinen Höhlen erfahren hat, dahin gestellt sein, und bemerken nur noch, daß auch von den Mistelgauern die Sage geht, sie seien die Sprößlinge einer zurückgebliebenen Hunnensiedlung. Vielleicht ließe der Spitzname „Hummeln" hiernach aus der Homophonie eine Deutung zu. [2]) —

Im mythischen Gewande lebt auch Kaiser Karl der Große noch im Volksmunde fort. Er schläft — wie wir bereits erzählt haben — in den Goldhallen des Ochsenkopfes, und harret der Zeit, wo er den Kampf mit dem Antichristen auszukämpfen hat (vergl. Bd. II. S. 219). Diese „böse Zeit" wird kommen, wenn die Prophezeiung der Sibylle Weiß in Erfüllung gegangen, Weg und Steg in Wies' und Feld verwandelt sein wird. [3]) Der

---

[1]) In Urkunden des 16. Jahrhunderts heißt es: „Müchendorf." Wir gemahnen an die Stelle Bd. I. S. 69 von Helmold's Chronik der Slaven: „Der Name des Priesters, der ihrem Götzendienst vorstand, war Mike."

[2]) Die landläufige Erzählung über die Entstehung dieses Spottnamens ist, daß die Mistelgauer weiland, als der Regen nicht nachlassen wollte, Einen nach Nürnberg geschickt hätten, um schönes Wetter zu kaufen. Ein reichsstädtischer Spaßvogel habe ihm nun ein Schächtelchen übergeben, darinnen das schöne Wetter enthalten sei. An der Grenze der Flurmarkung holten die Mistelgauer den sehnlich erwarteten Boten ein, und da sie den Deckel von der Schachtel hoben, flog eine Hummel heraus, die sie für die Bringerin von schönem Wetter hielten. Riefen ihr also aus Leibeskräften zu: „Nach Mistelgau, Hummel, nach Mistelgau!"

[3]) Um Erbendorf heißt es: Wenn die Bauern die Stauden ausgraben und die Raine nicht mehr dulden, dann naht das Ende.

Oberfranke weiß auch die Stelle anzugeben, wo diese gewaltige Schlacht wird geschlagen werden. Nicht weit ab von Teuschnitz im Frankenwalde, gen Mitternacht, erhebt sich der „Gerichtshügel." Darauf stund noch vor etlichen Jahrzehenten ein thurmähnliches Blockhaus, halb weiß halb schwarz angestrichen, der alte Richtplatz. Von Norden her, werden dereinst die Heereszüge der Ungläubigen hereinbrechen, und hier mit den Völkern vom Mittag- und Abendlande zusammenstoßen. Da beginnt ein schrecklicher und grausamer Kampf. Vier Tage wird die „Wiesenmühle", ein Viertelstündchen unterhalb Teuschnitz, vom Blute der Erschlagenen getrieben. Der Heidenkönig füttert sein Pferd auf dem Altare der Kirche zu Teuschnitz und die Stadt geht in Flammen auf. Sengend und verwüstend werden dann die Schlachthaufen der Ungläubigen durch Deutschland ziehen, bis endlich ihr Führer zwischen Mainz und Köln von einem Weibe mit einem Waschbläu wird erschlagen werden. Dann wird wieder Friede einkehren, und der König von Bayern von allen Völkern zum Oberherrn erkürt. [1] Mittlerweile aber sind durch den Krieg der Männer so wenige geworden, daß sich „neun Weiber um eine Mannshose prügeln." Die Kirche zu Teuschnitz wird neuaufgebaut, und bei der ersten Messe der Wein geopfert, welcher zur Zeit noch in den verschütteten Kellern des von den Schweden zerstörten Klosters bei Steinbach in den Fässern liegt. —

Jene Sage, die sich an den Birnbaum auf der Walser Haide und den Kaltenbaum bei Leuchtenberg knüpft, findet hier ihr Widerspiel. —

Sei es gestattet, hier noch eine Märe einzuschalten, welche im prophetischen Tone eine gewaltige Katastrophe — nicht durch Schlacht und Krieg, sondern durch eine Sündfluth im kleineren Maaßstabe voraus verkündet. Sie verdient um so mehr einer Erwähnung, als sie nicht vereinzelt dasteht. Wir gemahnen an den in Südbayern noch verbreiteten Glauben, daß dereinst der Walchensee ausbrechen und das ganze Bayerland überschwemmen werde. (Vergl. Bd. I. S. 317).

Im Staffelsberg, heißt es, ist ein großer Weiher, und in diesem liegt ein großer Fisch, welcher den Schweif im Maule hat. Läßt er den Schweif aus dem Maule, so zerspringt und versinkt der ganze Berg. Der ganze Main- und Rheingrund wird überschwemmt, Menschen, Vieh und Alles geht zu Grunde. Damit der große Fisch im Staffelberg den Schweif nicht aus dem Maul lasse, werden in den fernsten Gegenden Gebete verrichtet. Kinder legen das Ohr auf den Boden und horchen auf das Geräusch des Wassers im Berge. —

---

[1] Ich erzähle, was und wie ich es vernommen. Von meinen beiden Gewährsmännern zählte zur Zeit, da mir in Teuschnitz Kunde von dieser Märe wurde, der Eine 96 Jahre, der es von seinen Eltern will gehört haben.

Vielleicht ist die Vermuthung zu gewagt, aber es will uns doch bedünken, als gemahne ein Ton in diesen uralten Prophezeiungen an die Mythe der Götterdämmerung. Wenn die Götternacht (Ragnaröck) herannaht, hebt sich nach der Edda die ungeheure Weltschlange aus den Gewässern an's Land, und neben dem Feuer tritt auch das Wasser als das die Welt zerstörende Element auf. Die bis dahin in Bann und Zwang gehaltenen bösen Wesen brechen los und streiten wider die Götter. In der Teuschnitzer Sage sind es die Horden der Ungläubigen, die von Mitternacht her einfallen und ein Blutbad anrichten vom Frankenwald bis an den Main. Nach den kirchlichen Ueberlieferungen des Mittelalters gehört der unerträgliche Winter mit zu den Vorzeichen des jüngsten Tages. Die Völker des kalten Nordens, welche jene vom Mittag- und Abenlande überfallen, bilden die Personifikation des Winters. — — —

Wir verlassen den Schatten der Vorzeit und der Karolingischen Kaiserperiode und gehen auf die lichtere Epoche des zweiten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung über. Die Sage verliert das mythische Gepräge; sie wird in Form und Inhalt klarer, bestimmter und menschlicher. Selbstverständlich können wir aus der unerschöpflichen Fülle des Vorhandenen nur Vereinzeltes ausheben.

Im Bambergischen zieht sich ein reicher Sagenschatz um den Gründer des Erzstiftes, Kaiser Heinrich II. und seine fromme Gemahlin, die heil. Kunigunde, welche beide dem Gelübde klösterlicher Entsagung bis zum Tode treu blieben. Was insbesondere bezüglich Letzterer noch im Volksmunde lebt, trägt beinahe durchweg den Charakter der Legende, und soll auch unter dieser eine Stelle finden. Die Züchtigkeit der Kaiserin ging aus allen Verdächtigungen glorreich hervor. Hier sei namentlich einer Sage Erwähnung gethan, welche an eine der schönsten deutschen Balladen gemahnt. „Es war ein Edelknabe der Kaiserin, welchen man des sträflichen Umganges mit ihr zieh. Diesen befahl der Kaiser im Kalkofen jenseits des Maines zu verbrennen. Also gab man den Arbeitern die Weisung, den Ersten, welcher kommen und fragen würde, ob des Kaisers Befehl vollzogen sei, ohne Weiteres zu ergreifen und in den Kalkofen zu werfen. Diesen Befehl erwirkte ein gottloser Kämmerling Kunigundens, indem er den unschuldigen Edelknaben beim Kaiser verläumdete. Als nun der Jüngling, das Gebot seines Herrn zu vollziehen, des Weges nach dem Kalkofen wanderte, kam er an der Kapelle der heil. Gertraud vorüber, wo der Priester soeben das heilige Meßopfer verrichtete. Da gedachte der Edelknabe frommen Sinnes dem h. Opfer beizuwohnen und sodann erst seinen Gang nach dem Kalkofen fortzusetzen. Unterdessen war auch der Kämmerling herausgegangen, Nachfrage zu thun, ob des Kaisers Gebot vollzogen sei. Da er der Erste war, der die verhängnißvolle Frage stellte, so ergriffen ihn die Knechte, und warfen ihn in die Glut des Ofens. Gott hatte gerichtet. Der Kaiser erkannte seinen Irrthum

und dankte Gott, daß er der Unschuld Zeugniß gegeben.[1] Ein Truppacher soll es gewesen sein, welcher als Kämmerling der Kaiserin diese bei ihrem Gemahl des Ehebruchs bezüchtigte. Sie mußte, nach anderer Leseart, zum Beweise ihrer Unschuld sich der Feuerprobe unterziehen, und über sieben glühende Eisenschaaren treten. Kecklich schritt sie darüber, und sprach darnach: „Sieh, Kaiser, so schuldig ich Deiner bin, bin ich aller Männer." Da ward die Frau gereinigt mit großen Ehren. Der König fiel ihr zu Füßen und die Herren alle. Sie aber fluchte des Truppachers, daß seines Geschlechtes nie über drei auf einmal den Harnisch tragen würden. Und so geschah es; denn 600 Jahre von jener Zeit an, haben nie vier Truppacher den Harnisch getragen." (Schöppner I. 206, 207 u. 208).

Auf der linken Seite des Domthores zu Bamberg ist des Kaisers Bild angebracht, wie er sich um seines kurzen Fußes willen eines Steines als Stütze bedient. Es heißt, daß der hohe Herr, obwohl sonst nur mönchischem Treiben geneigt[2], einmal des Waidwerks gepflogen habe, und von einem Keuler im Schenkel verwundet worden sei. Fortan blieb sein Fuß im Wachsthume zurück. Die kirchliche Sage, die sich des frommen Kaisers sonderlich annimmt, erzählt aber, er habe sich auf einer Pilgerfahrt nach dem Berge Gargano in die Höhle des Erzengels Michael begeben, und dort die Schaaren der Seraphim leibhaftig zu Gesicht bekommen. Einer der Engel aber habe seine Hüfte berührt, also daß er von jener Stunde an hinkend ward, um seiner Keuschheit willen, weil Gott jene züchtigt, welche er lieb hat!

Daß die Gründung des Bisthums dem jungfräulichen aber schwachen Herrscher die Gemüther des Clerus geneigt machte, und ihn zum Heiligenscheine befähigte, ist erklärlich. Schöner aber klingt die Sage, daß er die Frevelthat, welche hundert Jahre früher seine Thronvorfahren an Adalbert von Babenberg verübt, dadurch sühnen wollte, daß er das geraubte Land dem Himmel weihte. Die Kaiserin festete ihn in seinem Entschlusse, und darum hieß auch Bambergs Privilegium „Kunigundens seidener Faden", der die Stadt besser schirme als Wall und Mauer.

Wir sind hier veranlaßt zurück zu greifen, und jenes Verrathes zu erwähnen, welchem der letzte Sprößling des mächtigen Hauses derer von

---

[1]) In der Kirche St. Gangolf zu Bamberg hängt ein altes Oelgemälde, das vordem in der Gertraudenkapelle gewesen sein soll. Es ist überschrieben: „Da verbrennt man den roten ritter im kalckoffen. Das solt sact Kaiser Heinrich widerfahren sein. Da kam der rote ritter vor ihm dohin." Das Bild stellt die vorbeschriebene Scene dar. Der Apostelaltar der Gangolfskirche soll an der Stelle stehen, wo ehedem der Kalkofen stund. (Vergl. Panzer l. c. II. 175).

[2]) Er wollte — so geht die Sage — zu Straßburg sich sogar zum Mönche scheeren lassen. Aber Bischof Werner nahm ihm vorerst das Gelübde des Gehorsams ab, und befahl ihm sodann, Kaiser zu bleiben.

Babenberg zum Opfer fiel. Chronik und Volkslied [1]) gibt davon Kunde. Das war Herr Adalbert Graf von Babenberg, der stund in Fehde mit Kaiser Ludwig dem Kinde. Seine Brüder waren im Kampfe gefallen und hingerichtet, er selbst in die Reichsacht gethan. Aber er wehrte sich auf seiner festen Burg zu Bamberg wie ein Löwe. Da erbot sich Hatto, der Mainzer Erzbischof, dem Kaiser, er wolle den Babenberger mit List gewinnen. „Er begab sich — so meldet die Steinvelder Handschrift von Widukind's sächsischen Geschichten — in die Burg Adalberts und gelobte ihm eidlich, ihm entweder Frieden mit dem Könige zu vermitteln, oder ihn unversehrt wieder an seinen Ort zurückzubringen. Adalbert, mit diesem Vertrage zufrieden, bat als Zeichen seines Vertrauens und seiner Freundschaft ihn der Ehre zu würdigen, einen Imbiß bei ihm zu nehmen. Als jener solches abschlug, verließ er sofort die Burg. Als nun Hatto den Flecken mit seinem ganzen Gefolge durchzogen hatte, soll er ausgerufen haben: „Wahrhaftig gar oft bittet Jemand um das, was er erst verschmäht; mir graut vor dem langen Wege und der späten Stunde, denn nüchtern können wir nicht den ganzen Tag unterweges sein.“ Adalbert, hocherfreut, wirft sich dem Bischof zu Füßen und bittet ihn, in die Burg zurückzukehren, um einen Imbiß zu nehmen. So wurde der Bischof, als er mit Adalbert in die Burg zurückgekehrt war, wie es ihm dünkte, seiner eidlichen Verpflichtung ledig, dadurch, daß er ihn unversehrt an seinen Ort zurückgebracht hatte. Hierauf ward Adalbert dem Könige von dem Bischof vorgestellt und verurtheilt, und litt sein Todesurtheil!“ Darnach erhielt Konrad, der Neffe des Bischofs Rudolph von Würzburg, das Herzogthum zu Franken und das Erbe der Babenberger, das hundert Jahre später unter den Krummstab gelangte. —

Der fromme Kaiser Heinrich II. starb zu Bamberg und ward im, Dome beigesetzt. Sein Grabmal ist mit dem Standbilde der Gerechtigkeit geziert. Das Zünglein der Wage aber, welche dieser als Sinnbild zugetheilt ist, hält nicht ganz die Mitte. Im Volke heißt es, wenn es einmal mitten stehen wird, soll die Welt untergehen. Bis zur Stunde hat aber die verhängnißvolle Zunge ihren Standpunkt noch nicht verändert, und der sagenkundige K. Simmrock meint:

„Es ist zum nahen Untergang
Die Welt noch nicht gelaunt!“

Auf Bayreuthischem Gebiete klingt uns aus mittelalterlicher Zeit namentlich die Sage von der „Gräfin von Orlamünde“, der Gemahlin des Grafen Otto, des Letzten dieses Stammes (gest. 1340), entgegen. Die Geschichte bezeichnet sie als die Tochter des Landgrafen Ulrich von Leuchten=

---

[1]) Noch im 12. Jahrhundert sang das Volk Lieder von Hatto's Verrath. Der Zeitgenosse Regino berichtet anders darüber, und die geschichtliche Begründung der Sage ist mindestens zweifelhaft.

berg mit dem Namen Kunigunde. In der Sage heißt sie bald Beatrix, bald Agnes. Auf der Plassenburg saß sie als Wittwe mit ihren beiden Kindern, einem Büblein und einem Mägdlein, sie selber noch jung und von sonderlicher Schönheit. Da warf sie ihr Auge auf den stattlichen Burggrafen Albrecht von Nürnberg. Dieser aber erklärte sich zur Ehelichung der schönen Wittwe nicht geneigt, weil ihm vier Augen im Wege stünden. Das bezog die Gräfin auf ihre Kinder, und so war sie darauf bedacht, diese aus dem Wege zu räumen. Also ließ sie die Häuptlein beider am Wirbel mit ihrer Schleiernadel durchstechen, daß sie starben, und im Cisterzienser Nonnenkloster Himmelkron beigesetzt wurden. Der Burggraf aber entsetzte sich der That; denn er hatte nicht der Kindlein Augen gemeint, sondern seine eigenen und die der Frau, die nicht zusammenstünden. Da wendete sich die Gräfin gen Hof, und that schwere Buße in einem Kerker, oder — wie sich das Volk noch heutzutage erzählt — rutschte auf blosen Knieen von der Plassenburg nach Himmelkron. Aber sie konnte ihre schwere Frevelthat nicht verbüßen, und wandelt zu nächtlicher Stunde jetzt noch als „weiße Frau" in den Gemächern und Gängen der Plassenburg. Das Gespenst der weißen Frau ist zum Verhängnisse geworden für die Markgrafen zu Ansbach-Bayreuth, nachgerade für das ganze brandenburgische Haus. Es tritt kein entscheidendes Ereigniß in der fürstlichen Familie derer ein, die zuerst von dem Orlamündischen Erbe Besitz nahmen, ohne daß nicht die weiße Frau in den Schlössern zu Bayreuth oder Ansbach oder auf der Burg zu Plassenburg wie ein „Vorgesicht" erscheint. Ihre ermordeten Kindlein aber, Herkules und Herula, sollen noch unverwest im Marmorsarge ruhen, und ein altes Volkslied nennt selbst den Namen des Dienstmannes, welchen die Gräfin zum Morde dung. Er hieß „Hager." [1] — —

Von den großen tragischen Geschichtsscenen des 15. und 16. Jahrhunderts, dem Hussiten- und Bauernkriege, hat sich die Spur im Gedächtnisse des Volkes bis auf Weniges verwischt. Die Kronacher leiten den Ruf ihrer Tapferkeit, den sie in früheren Jahrhunderten genossen, allbereits von ihrem mannhaften Widerstande gegen die böhmischen Sektirer her, und Bayreuth bewahrt noch das Andenken an das Jahr 1430, wo es — von den Hussiten verbrannt — an günstigerer Stelle wieder aufgebaut wurde. Die Weiber sollen die letzten gewesen sein, welche die verfallenden Trümmer und Brandstätten der alten Stadt verließen. Trotz beschuldigte sie ein

[1] Daß die Gräfin Kunigunde von Orlamünde kinderlos gewesen, ist längst geschichtlich nachgewiesen. Pf. Scherber (im Archiv für bayreuth. Gesch. von Hagen und Dorfmüller Bd. I. Heft 2, S. 51) findet eine Deutung der Sage in dem Erbvertrage der Wittwe mit dem Burggrafen zu Nürnberg, durch welchen die Rechte einer anderen noch lebenden Wittwe Podika von Orlamünde zu Berneck und ihrer jungen Sprößlinge auf das orlamündische Erbe den Todesstich erhielt. —

eifersüchtiger Bürger, solches sei nur um der Hussiten selber willen geschehen, die an ihnen kein übel Gefallen fanden, und sich durch Geschenke ihre Gunst zu erwerben wußten. Dieß war aber eitel Verläumdung und erfolgte eidlicher Widerruf, worüber das Dokument noch im Archive bewahrt wird, nach der Ansicht des sarkastischen C. H. Lang (neuere Geschichte des Fürstenthums Bayreuth, Göttingen 1798 S. 15) zur Beruhigung eines jeden Bayreuthers, welcher sonst argwöhnen könnte, es möchten in ihm doch wohl noch einige Tropfen Hussitenblutes laufen. —

Aus der Reformationsepoche bewahrt unter Anderem Muggendorf eine Erinnerung. Auf seiner Rundreise soll Luther auch dahin gekommen sein und zum Volke gesprochen haben. Das geschah auf einer Wiese, die jetzt noch die „stille Wiese“ heißt.

Besonders zahlreich sind die restigen Denkmale aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Es ist kaum ein Städtlein in Oberfranken, das nicht von Brand und Pest und Hungersnoth in jenen schlimmen Tagen zu erzählen weiß. Zu Scheßlitz setzten die Schweden den Hahn auf die Dächer am untern Ende des Städtchens, das ganz abbrannte, so daß darnach der Pflug über das Land ging. Noch heißen die Aecker an dieser Stelle „Kohlstätte“ und „Brand.“ — Die Stadt Kronach wurde anno 1632 hart belagert. Einmal sollen die wehrhaften Bürger einen kühnen Ausfall gemacht und einen schwedischen Park überrumpelt haben. Da sie just daran waren die Geschützstücke zu verboren, wurden sie von der nachrückenden feindlichen Uebermacht verdrängt und ihrer zwei geriethen in die Hände der Schweden. Diese schunden sie bei lebendigem Leibe und zogen ihnen die Haut ab vom Wirbel bis zur Sohle. Wegen der Tapferkeit ihrer Bürger in jenen Kriegsläuften erhielt die Stadt drei Kronen in ihr Wappen [1]) und die geschundenen Männer als Schildträger, wie sie auch an der Marktsäule in Stein — die Haut überm Arme — abgebildet sind, gerade nicht sehr ergötzlich anzusehen. Noch wird die Erinnerung an jene Zeit durch einen feierlichen Umgang der Bürger auf der Feste Rosenberg acht Tage nach Frohnleichnam wach erhalten, wobei weiland kraft eines Privilegiums des Fürstbischofs Melchior Otto Bürgermeister und Rathsherren ein spanisches Habit wie jene zu Köln und Nürnberg tragen durften. [2]) — Auch die

---

[1]) Im weißen Felde zwischen zwei rothen Rosen die corona civilis, im rothen Felde die corona castrensis und murensis, darunter eine weiße Rose.

[2]) Den Herren vom Rathe zu Teuschnitz stund es auch zu, in Sammet sich zu kleiden. Da es aber an den geeigneten Mitteln zur Anschaffung so kostbaren Stoffes fehlte, so ließen sie sich — wie die Sage geht — lediglich einen sammtenen Aermel vom Schneider zurecht richten, den jeweils Einer nach dem Anderen tragen und sich damit ans offene Fenster der Rathsstube setzen mußte, damit es den Anschein gewinne bei gemeiner Bürgerschaft, als seien die Väter der Stadt in eitel Sammet gehüllt.

Stadt Culmbach wahrt das Andenken an einen tapferen Landsknecht aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, der bei einem Ausfalle das Fähnlein, nachdem der Schaft bereits zerschmettert, um dem Arm geschlungen, und bis zum letzten Athemzuge muthig vertheidigt haben soll. Am Rathhausbrunnen befindet sich ein Standbild in römischer Imperatorentracht, auf der Stadt Wappenschild gestützt, das schwarzweiße Fahnentuch um den Arm gewickelt. Das soll der treue Landsknecht „Zinsfelder“ sein, wie ihn die Sage nennt. —

Daß auch im Sechsämterbezirke der Heldensaame gedieh, davon wissen die Wunsiedler ein Stücklein zu erzählen. Als im spanischen Erbfolgekriege 200 streitbare Mann aus den Sechs-Aemtern vor die Feste Waldeck zogen und solche auch zur Uebergabe zwangen (1704), da stund an der Spitze der „Ausschüsser“ ein weidlich tapferer Hauptman, des Namens „Ritter.“ Die Wunsiedler erzählen sich, daß er beim Anrücken gegen die Feste alle feindlichen Kugeln mit seinem Schnupftuche habe auffangen können. Auch der Commandant zu Waldeck stund im Rufe der Festigkeit. Die Ausschüsser verbrauchten daher keine Kugeln wider ihn, sondern schlugen ihn mit Flintenkolben todt. Noch gelten die bei diesem Kampfe erbeuteten und aufbewahrten Fahnen den Wunsiedlern als Dokument der Tapferkeit ihrer Vorfahren. —

Nicht minder weiß die Sage mancherlei zu erzählen von den adeligen Herren im östlichen Franken und dem Voigtlande. Es war ein rauflustiges Geschlecht, wie die fränkischen Ritter insgemein, und die Namen derer von Sparneck, Luxburg, Nordeck u. a. gemahnen an Raub und Wegelagerung. Auf der Burg zu Heilsberg bei Wiesent sollen vor Zeiten Raubritter ihr Unwesen getrieben, die Dörfler geschunden, die vorüberziehenden Kaufleute ausgeplündert haben. Noch waizt der Geist eines solchen in den zerfallenen Mauern des Burgstals. Er kann erst erlöst werden, wenn eine aus dem „Bergfried“ hervorwachsende Tanne so groß sein wird, daß aus ihren Brettern eine Wiege kann geschnitten werden, in welcher zuerst ein Knäblein geschaukelt wird, das sich seinerzeit der Tonsur bequemt, und bei der Priesterweihe den Bann löst. — Das verrufene rothe Schloß auf dem Waldstein gehörte denen von Sparneck, die von hier aus auf die vorbeiziehenden Kaufleute lauerten, und ihnen die Waarensäcke leichter machten. In der eingefallenen Kapelle läutet noch bisweilen das Glöcklein; wer es hört, dem zeigt es seinen Tod an. Die höchste Kuppe des Felsens heißt die„ Schüssel.“ Da hat sich einst, von dem Burgherrn gedrängt, ein Weib in die Tiefe gestürzt, daß es am Gesteine zerschmetterte. — Auf den Knopfsberg bei Lichtenfels steht ein altes Schloß, das gehörte ehedem den Herren von Schaumberg. Die Letzten dieses Geschlechtes waren Drillinge, welche die Grafen von Meran, um sich des Erbes zu bemächtigen, der Sage nach ermorden ließen. Ein Knappe der Schaumberg, welchen sie zur Frevelthat gedungen, mußte aussprengen, die Drillinge hätten während des Gebetläutens nackt einen unzüchtigen Tanz aufgeführt; da habe sie der Teufel

an die Wand geworfen. Eine andere Kunde lautet: „Ein fremder Knappe habe sich in das Schloß geschlichen, an die Amme gemacht und die Drillinge, welche gewürfelt oder gefackt hätten, verleitet, auf einen Hollerbaum zu steigen, um die zwitschernden Vögel zu fangen. Da seien sie herabgefallen, und hätten sich erstürzt“ (Panzer II. 93). Die Sage bringt hiemit ein Kinderspiel in Verbindung. Drei Kinder fassen sich an den Händen, tanzen im Kreise herum und singen dabei:

Ringe, Ringe, reiha,
Sind der Kinela dreie,
Steig'n sie auf den Hollerbusch,
Schrei'n sie alle: husch, husch, husch!

Dabei fallen sie alle zugleich auf den Boden, und das Spiel beginnt von Neuem.

Eines der verrufensten Raubnester war die Luxburg (jetzt Luisenburg). Die Herren von Eger bemächtigten sich ihrer, indem sie einmal, da die „Losburger“ Ritter auf Raub ausgezogen waren, ihren Reisigen und Troßknechten gleiche Waffen und Röcke anziehen ließen, also daß sie damit die Wachen täuschten, in die Burg eindrangen und das Nest zerstörten.

Einen schlagenden Beleg für den Uebermuth des Adels mag es abgeben, daß es — wie man sich erzählt — einem Hauptmanne von Hof, Johann von Reizenstein auf Schwarzenstein, in seiner übermüthigen und gewaltthätigen Art beikam, den Kirchenstuhl zweier Bürgersfrauen in der St. Michaelskirche zu Hof durch den Stadtvoigt Peter Ochs und seine Diener in das gemeine Frauenhaus bringen zu lassen (ums Jahr 1500 vergl. Dorfmüller, ältere Geschichte der Pfarrei Hof, 1834 S. 39). —

Wir reihen diesem Capitel schließlich Etliches aus dem Sagenkreis der Ortschroniken an, obwohl damit die Grenze, welche wir durch die Ueberschrift „geschichtliche Sage“ uns selbst gesteckt, einigermaßen überschritten wird. An Bau- und Bildwerk, an Ringmauer und Kapelle rankt allenthalben der lebendige Ephen des Märchens hinan, das dem Volke mundgerechter ist, als alle Geschichte. Wunderbarer Weise begegnen wir auch auf diesem Felde manigfach bereits Vernommenem, ein Zeugniß des einheitlichen Stammes, auf welchem die deutsche Volkssage ihre Augensprossen ansetzt. Wir gemahnen Beispielshalber an die versunkenen Glocken bei Burglengenfeld und Pittersberg (vergl. Bd. II. S. 222). In ähnlicher Weise erzählt man, daß die Weismainer während des dreißigjährigen Krieges die große Glocke ihrer Pfarrkirche vergraben hätten. Wildschweine wühlten sie wieder aus, daher das Sprichwort:

„Hätten die wilden Säu die Glock nit g'funna,
So wär' sie nit auf Weismā kumma.“

In einem kleinen Walde nächst Haßlach bei Nordhalben hat ein Schwein

die Glocke aus dem Sumpfe herausgewühlt, welche noch heutzutage auf dem Kirchthurme zu Haßlach hängt. —

Verwandten Klanges mit der Sage vom Dombaumeister in Regensburg und namentlich in Nürnberg (St. Lorenzen) ist jene vom Bauherrn des Bamberger Domes. Diesen habe — so heißt es — alsbald in der ersten Zeit, da das Werk noch nicht weit gediehen war, ein junger Mann mit der Bitte angegangen, daß er ihn zum Gehilfen nehme. Also übergab er Letzterem den Bau des Peterthores, während er selbst das Georgenthor übernahm. Dem Jünglinge aber wollte das Werk nicht recht gelingen, und sein Neid wuchs, als das Georgenthor rascher zur Vollendung gedieh. Da verkaufte er seine Seele dem bösen Feinde. Das half, und so fiel des Nachts am Georgenthor wieder ein, was der Meister den Tag über zuwege gebracht, und das Peterthor stund früher fertig da. Wie aber der Teufel dem Ehrgeiz des Jünglings genüge gethan, lud er ihn ein, mit ihm zur Höhe zu steigen, um das Bauwerk von oben zu betrachten. Oben angelangt schleuderte er ihn unversehens hinab in die Tiefe, daß er eines jähen Todes starb. — Hieran knüpft sich eine weitere Sage. Am Georgenthore des Bamberger Domes liegen zwei große steinerne Thiere; das Volk nennt sie Kröten. Zur Zeit des Baues soll der böse Feind aus Neid über den Fortgang des christlichen Werkes die beiden Unholde — halb Löwen, halb Kröten — gesendet haben, welche bei Nachtzeit den Bau untergruben, und beinahe zum Einsturz brachten. Doch ist das Werk der Hölle nicht gelungen. — Im Dome selbst befindet sich ein Hahn, von dessen Bedeutung man sich Folgendes erzählt: Die alten Pommern verehrten den Hahn. Dieß benützte Bischof Otto, als er zu ihrer Bekehrung auszog. Denn indem er in einen silbernen Arm die Gebeine des heiligen Veit einfassen, und an demselben zugleich das Bild eines Hahns anbringen ließ, bemerkte er, daß die heidnischen Pommern, weil sie vor dem Hahn niederfielen, zugleich den Reliquien des Heiligen Verehrung erwiesen, wodurch sie der gnadenreichen Einwirkung der heiligen Gebeine theilhaftig wurden (Schöppner, Sagenbuch 203, 204).

Die Sage hängt sich insbesondere auch an die Ortschaftsnamen, ohne in naiver Unbefangenheit auf urkundliche Ueberlieferung Rücksicht zu nehmen. So leitet Berneck seinen Ursprung von den Bären ab, die vor Zeiten im Fichtelgebirge hausten, und mit deren Fang sich die ersten Siedler an der Oelsnitz vorzüglich beschäftigten. Auch das nachbarliche Bernreuth soll daher seinen Namen erhalten haben. Plassenburg leitet Gründung und Name von einem Hündlein (Bläß) des ersten Grafen von „Blasinberc" ab. Derselbige soll das Gelübde gethan haben, auf welchem Platze seine trächtige Hündin Junge werfen würde, wolle er ein Schloß bauen. So sei Schloß Plassenburg entstanden.

Der Markt Nordhalben im „Nortwalde" (Frankenwald) will seine Entstehung den Nürnberger Kaufherren verdanken. Auf dem benachbarten

Schloßberge stund weiland ein Raubritternest, dessen Trümmer noch zu sehen. Die Nürnberger, die auf der nahgelegenen Hochstraße ihre Waaren nach dem fernen Norden verbrachten, hatten von den Wegelagerern Plünderung und Mord zu befahren, und bauten deshalb auf dem Hochrücken, der dem Schloßberge gegenüberliegt, etliche feste Häuser zu Schutz und Trutz. Daraus erwuchs mit der Zeit Nordhalben, das also genannt wurde, weil es „der Noth halber“ erbaut worden sei. Etliches von der Noth haftet noch jetzt an dem Märktlein! —

Das Schloß zu Teuschnitz — so meldet die Sage — war ehedem ein Kloster, daran sich allgemach erst der Ort anbaute. Einmal soll ein Klosterfräulein sich in dem benachbarten Gehrnwalde, der zwischen dem Dober- und Kremnitzgrunde liegt, verirrt haben. Da gelobte sie die Stiftung einer Irrglocke, wenn sie sich wieder zurechtfände. Als sie hernach wieder des rechten Weges gewahrte, kam sie auch ihrem Gelöbnisse nach, und vermachte dem Orte eine silberne Glocke, die Irrglocke, die im Rathhausthurme aufgehängt und während des Sommers um 10 Uhr, Winterszeit aber um 9 Uhr eine Viertelstunde lang geläutet wurde. Im Schwedenkriege wurde die Glocke abgehoben und vergraben, die Nachkommen wußten nicht wohin. Erst später soll sie ein armer Bürger des Städtleins zufällig wieder aufgefunden haben, und also zu Vermögen gekommen sein. Die Teuschnitzer wissen selbst dessen Namen anzugeben, der einer noch bestehenden Familie angehört. Hier klingen zwei Sagen zusammen, die an anderen Orten vielfach wiederkehren — neben jener von der vergrabenen Glocke die Kunde einer verirrten Jungfrau, die sich wieder zurecht findet, nachdem sie ein Stiftungsgelöbniß gethan. Letztere wird uns bei der Sagenschilderung Mittelfrankens vorzugsweise beschäftigen. Doch wiederholt sie sich auch in Oberfranken. R. Haas in seiner Geschichte des Slavenlandes an der Aisch I S. 265 erzählt: Die Edelfrau zu Obermelsendorf, welche kinderlos war, ging in dem Walde bei Schlüsselfeld spazieren. Sie wurde aber von der Nacht überfallen, ohne sich herausfinden zu können. Da habe sie die Nachtglocke in Schlüsselfeld läuten hören, sei dem Schalle nachgegangen, und so glücklich vor den Thoren des Städtchens angekommen. Zur Dankbarkeit für ihre Rettung habe sie nun mit Einwilligung ihres Gemahls den ganzen Forst der Bürgerschaft zu Schlüsselfeld auf ewige Zeit geschenkt. — Ein Fräulein von Lichtenstein ging eines Tages spazieren, und verirrte sich in dem Thiereller, einem wilden Gehölze. Da hörte es die Glocken von Seßlach anschlagen, und ward also wieder auf die rechte Fährte geleitet. Aus Dankbarkeit stiftete sie ein Glöcklein auf das Rathhaus zu Seßlach, das noch heute allabendlich geläutet wird. — Der Versuch die Symbolik dieser Märchen zu deuten, bleibe einer nachfolgenden Abhandlung vorbehalten. —

Auch von versunkenen Schlössern und Dörfern weiß der Oberfranke zu erzählen. Im Dorfsee zu Burgwindheim sind noch die Spuren eines

alten versunkenen Schlosses zu sehen. — L. Bechstein in seinem Sagenschatz des Frankenwaldes berichtet S. 204: „An der Seßlacher Flurmarkung und im dortigen Lagerbuch wird ein Theil der Felder „Eckartsdorfer Flur“ genannt; es ist aber kein Dorf dieses Namens vorhanden. Dort in einem schönen Wiesenthale nahe dem Trümmerschlosse Geiersberg und Schloß Wiesen, lag das Dorf freundlich im Thalgrunde der lautlosen Kreck. Aber im Dorfe war viel Unfriedens und Haders, die Bewohner waren ungastlich, gottlos und undankbar. Und da ist es geschehen, daß in einer Nacht das Dorf versunken und dessen Stätte nicht mehr gefunden worden ist.“ —

Farbiger ist die Märe, die man zu Lauenstein im Thüringerwalde von dem Schlosse erzählt, das dereinst auf dem Berge zunächst dem Falkensteiner Hammer gestanden sein soll. Hier wohnte vor langer, langer Zeit eine Königstochter, die lebte herrlich und in Freuden, und ihr Reichthum und ihre Schönheit lockte die Ritter von weit und breit her, ihr zu huldigen. Sie nahm auch diese Huldigungen an, hielt es eine Weile mit einem Jeden, entließ ihn aber dann wieder, wenn sie seiner satt war. Da entbrannte ein junger Edelknecht in Minne zu der schönen Frau, und sie versprach ihm süßen Sold. Während sie aber an Andere leichtfertig ihre Gunst verschenkte, trieb sie mit dem Jünglinge nur Kurzweil, spottete nicht selten über sein Ungestüm, und führte ihn also jahrelang am Narrenseile. Deß' wurde er doch endlich satt, und aus Verdruß und Eifersucht wendete er sich an eine Hexe, und ließ sie sammt ihrer Cumpanei verwünschen. Da versank in einer Nacht das Schloß mit Allem, was drinnen hauste, in die Tiefen des Berges. Am Falkensteiner Hammer aber hört man noch bisweilen zu Walburgi oder sonst in stürmischen Nächten das Halloh und Hussa, das Hundegebell und den Hörnerklang von dem Jagdgefolge der Burgmaid, die seitdem da oben geistert. — Nebenbei bemerkt, so ist es überhaupt in selbiger Umgegend nicht recht geheuer. Einmal — so erzählte man mir — saßen Knecht und Magd des Hammerbesitzers auf einer Wiese zunächst des Falkensteiner Hammers. Da hörten sie deutlich die Thurmuhr von Zell zwölfe schlagen, obwohl Zell mehr als eine Stunde entfernt hinter zwei Bergen liegt. Als sie die Köpfe nach dem Schalle drehten, gewahrten sie ein kleines weißes Männlein mit langem Barte, das ihnen winkte. Erschreckt liefen sie davon. Nach einer Weile aber, da sie sich wieder gefaßt hatten, kehrten sie zurück. Das Männlein war verschwunden, und eine glänzende Silbermünze lag an der Stelle, wo es stund. — Die Schmiedknechte sagen: „Das Hüttenmännle [1]) arbeitet“, wenn das Werk gut geht. Zeichen eines günstigen Werkjahres insbesondere ist es, wenn in der Neujahrsnacht das Gebläse geht, und wenn dafür gesorgt wird, daß beim

---

[1]) Dem Hüttenmännlein steht das Rusmännlein auf der Rusmühle zu Goldmühle an der Seite. Beide können das Pfeifen nicht vertragen.

Schmieden eines neuen Hammers außer den Knechten Niemand die Schmiede betritt. Versündigt sich Einer dawider, so wird er „gepritscht“, es wird ihm ein Brett hinten aufgelegt, und mit dem Hammer tüchtig darauf geklopft. Das gleicht den Schaden wieder aus! —

Der geneigte Leser wird mir diese Abschweifungen vom Urtexte freundlich nachsehen! —

Drittes Kapitel.

Legende. Kirchliche Sage.

Wir brechen ein Paar Blüthen ab von dem duftigen Märchenkranze, der sich um die keuschen Schläfe weiland der schönen Kaiserin Kunigundis schlingt. Das uralte Kloster auf dem Spielberge in Mittelfranken soll späterer Zeit in eine Burg umgewandelt worden sein. Darin hausete ein Geschlecht von Raubrittern. Wie aber hie und da durch Gottes Gunst auch auf schlechtem Boden guter Saame gedeiht, so entstammte die gottselige Frau solch einer schlimmen Sippe, „eine Lilie unter Dornen“, gleich der heiligen Elisabeth von Thüringen. Noch als Kaiserin soll Kunigunde von Zeit zu Zeit die Burg bewohnt, und der Gemeinde Rüdesbronn den 800 Morgen großen Wald „Ossing“ geschenkt haben. Als sie sich längst von der Bezüchtigung des Ehebruches durch ein Ordale gereinigt hatte, ging sie einmal zu Bamberg — so erzählt die Legende — den Domberg hinab an etlichen Dirnen vorüber, die just Wäsche aufhängten. Da deutete Eine mit dem Finger auf die Kaiserin und zischelte der Nachbarin in's Ohr: „die Ehebrecherin!“ Kunigunda hört's und kehrt vergrämten Gemüthes heim. Da befahl sie dem Schaffner, einen Korb mit Brod und etlichen Krügen Weines zu füllen, und solchen den waschenden Dirnen mit den Worten zu bringen: „Von der Ehebrecherin!“ Beschämt nahmen diese das Dargebotene entgegen. Als aber die Verläumderin darnach griff, verwandelte sich in ihren Händen der Wein in Wasser und das Brod in Stein. — Ein ander Mal war die Kaiserin im Dome. Als sie zum Altare hintrat, um zu opfern, zog sie ehrerbietig den Handschuh aus und warf ihn, da keine Dienerin beistund, zur Erde. Da drang ein Sonnenstrahl durch die Mauer herein, hob den Handschuh auf, und hielt ihn schwebend in der Luft, bis das Opfer vorüber war.

Einst lustwandelte Kunigunde mit dem Kaiser in dem großen Walde Hauptsmoor bei Bamberg und beide ruhten auf der Stelle aus, die man „Kunigundenruh“ nennt. Im Gespräche ihre Unschuld betheuernd, nahm die Kaiserin deß' zum Zeugnisse ihren Goldring vom Finger und warf ihn gegen den Dom. Dort durchbohrte er die große Glocke; sie tönt dumpf, und heute noch sieht man das Loch, das kein Glockengießer vermachen kann.

Die Flur, über welche der Ring flog, brachte von nun an das süße Holz hervor, welches nur hier wächst (Mehreres hierüber vergl. Panzer l. c. II. S. 53).

Als der Kaiser Todes verblichen, ging Kunigunde in's Kloster. Einmal, da sie schlief, entfiel ihrer Dienerin das brennende Licht, und das Bett gerieth in Feuer. Auf den Schreckensruf stürzten die Nonnen herbei. Die Heilige schlummerte inmitten der Flammen ruhig fort, und als sie auf den Lärm erwachte, lächelte sie ob der Kleinmüthigkeit der Schwestern, machte das Zeichen des Kreuzes über die hell auflodernde Gluth, und die Flammen erlöschten alsbald, und hatten selbst ihr Gewand völlig unversehrt gelassen. —

Den reichsten Stoff bietet die Entstehung von Kloster und Kirche der Legende. Hier etliche Beispiele. Auf einem Promontorium des Juras liegt die stattliche Wallfahrtskirche von Frankenthal oder „Vierzehnheiligen", stolz auf das Mainthal niederblickend. Von dem Marschalk von Kunstadt ging 1344 der Maierhof Frankenthal käuflich an die Cisterzienser Abtei Langheim über, welche auf diesem Hofe eine ansehnliche Schäferei unterhielt. Als einst am Quatemberfreitage im September 1445 ein junger Hirt (die Legende nennt ihn Herman Leicht) bei Sonnenuntergang die Heerde heimwärts trieb, däuchte es ihm, als vernähme er die Stimme eines weinenden Kindes. Er sah auch wirklich ein solches auf dem Acker sitzen; als er aber näher zutrat, verschwand es. Beklommenen Gemüthes beschleunigte er den Heimgang, warf aber unterweges noch einmal den Blick zurück, und nahm die Erscheinung zum zweiten Male gewahr. Dießmal aber erschien das Kind in verherrlichter Gestalt zwischen zwei brennenden Kerzen, verschwand jedoch wieder bei seinem Annähern. Da vertraute der Hirt das Gesicht einem Pater des Klosters Langheim, der ihm anrieth, im Falle der Wiedererscheinung das Kind im Namen des dreieinigen Gottes nach seinem Begehren zu fragen. Am Vorabende des Festes der heiligen Apostel Petrus und Paulus 1446 erschien in der That das Kind zum dritten Male an gleicher Stelle dem Hirten. Es war glänzend, wie die untergehende Sonne, von 14 strahlenden Kindlein umgeben, und gab auf die gestellte Frage den Bescheid: „Ich bin das Christkind, und diese sind die vierzehn Nothhelfer. Wir begehren hie eine Kapelle zur Ruhe. Sei du unser Diener, so wollen wir auch dein Diener sein!" Drauf ward es mit seiner Umgebung in die Wolken entrückt. Am Sonntage darnach aber däuchte es dem Hirten, als fielen zwei brennende Kerzen aus den Wolken herab auf die gleiche Stelle. Das Alles vertrauete er wieder dem Pater und dieser dem Abte des Klosters, Friedrich IV., der hiernach auf dieser Stelle den Bau einer Kapelle ließ anheben, die anno 1448 vollendet, und vom Bamberger Fürstenbischofe Anton von Rotenhan zu Ehren der heiligsten Jungfrau und der 14 Nothhelfer feierlich eingeweiht wurde. Groß war der Zufluß frommer Wallfahrer, die hier Trost, Beruhigung und Hilfe fanden, und so entstund Wunsch und Bedürfniß,

die Kapelle in einen umfassenden Tempel zu verwandeln. Das geschah unter Abt Malachias von Langheim, und die Kirche, wie sie derzeit steht, ward im Oktober 1772 — zu nicht geringem Theile aus den reichen Spenden der Wallfahrer — vollendet. Noch heutzutage wird Vierzehnheiligen alljährlich von 60 Tausend und mehr Wallern besucht. —

Frankenthal schier gegenüber liegt das ehemalige Kloster Banz, mit seinen stattlichen Bauten die Höhen des rechten Mainufers krönend. Vordem war es — wie jetzt — ein Herrensitz, zuletzt der schönen Wittwe Alberade (Aldeberada) gehörig, die sich rühmte, die mächtigste im ganzen Banzgau zu sein. Aber sie hatte das Schicksal versucht, und binnen Kurzem verlor sie ihre beiden Kinder. Ihr Söhnlein ertrank im Maine und ihr Töchterlein ward von dem Ritter Katzenburger, einem Wegelagerer, geraubt. Da verfiel sie in Schwermuth, wandelte ihr Schloß in ein Kloster, und ließ sich als Nonne einkleiden. —

In der Nähe des Dorfes St. Johannis (vordem Altentrebgast) bei Bayreuth erhebt sich ein Hügel, heißt „heilige Bühl", darauf sollen vor alter Zeit die Heiden ihren Götzendienst verrichtet haben. Also war die Stätte eine unreine, und als die von Altentrebgast ihre Kirche darauf bauen wollten, fiel bei Nacht Alles wieder zusammen, was sie unter Tags zuwege gebracht. Also baueten sie die Kirche St. Johannis dahin', wo sie jetzt noch steht. Gleiches wird von dem Hügel bei Krottendorf erzählt, auf welcher man ursprünglich die Bindlocher Kapelle setzen wollte. — „Im Walde Nonnenkloster (eine Stunde vom Kloster Ebrach) wollte man das Kloster Ebrach erbauen; was man jedoch am Tage aufbaute, fiel Nachts wieder ein. Als aber ein Wildschwein im Walde Nonnenkloster einen Bischofstab auswühlte und ihn an die Stelle trug, wo jetzt das Kloster steht, erkannte man den göttlichen Willen. Auf dem eisernen Gitter, welches den Chor der Klosterkirche von dem Kirchenschiffe trennt, ist ein eiserner Eberkopf, mit dem Krummstabe im Maul, befestiget; über ihm steht ein Ritter."

Vom Bau der Wallfahrtskirche „Maria-Haid" am Maine (zwischen Hallstadt und Eltmann) erzählt die Legende Folgendes: Es träumte an selber Stelle einem Hirten, als stiege ein Engel zu ihm nieder, der ihm gebot, seine Hirtentasche sieben Mal mit Steinen zu füllen und sie hieher zu tragen. Das reiche aus, um eine Kirche damit zu bauen. Der that auch wie ihm geheißen ward, und holte darnach Werkleute bei, um den Bau zu vollführen. Anfangs lachten diese über das Begehr, da sie das kleine Häuflein Steine sahen; als sie aber anfingen zu bauen, wuchsen die Kiesel zu Quadern, und der Vorrath reichte aus, bis Kirche und Thurm fertig da stund, und die Glocken die frommen Wallfahrer von nah und ferne herlockten (vergl. Schöppner l. c. I. 215). —

Wir verlassen hiemit das Gebiet der eigentlichen Legende, und knüpfen

etliche von jenen vielverbreiteten Sagen an, mit welchen sich das Volk biblischen Geschichtsstoff zurecht gemacht und ihm eine spezielle Beziehung auf die umgebende Natur verliehen hat. Allenthalben fühlt sich das Bestreben durch, der christlichen Historie alten und neuen Testamentes eine Heimatberechtigung an Ort und Stelle zu verschaffen. Wir haben bereits gehört, wie selbst das Paradies in das Fichtelgebirg versetzt wird. Das genügt aber noch nicht; denn beim Hendelhammer zwischen Thierstein und Selb zeigt man Dir selbst die Stelle, wo unser Herrgott nach der Schöpfung ausgeruht hat. Das geschah auf einem Steine, der noch den Namen „Herrgottsstein" führt, und auf welchem deutlich Eindrücke wie von Rücken und Ellenbogen sichtlich sind. — Solcher „Herrgottssteine" zählt Oberfranken eine größere Zahl; zumeist beziehen sie sich aber auf die Mythe, daß Christus während seiner Wanderungen auf ihnen ausgeruht haben soll (Christussteine). Einer steht auf einem Hügel bei Marktleuthen, der auf der Rückseite einen zweiten, jedoch minder bequemen Sitz aufweist, auf welchem der Versucher Posto faßte. Den Herrgottsstein bei Selb wollte mal Einer um schweres Geld kaufen und ihn wegführen. War aber kaum eine kurze Strecke Weges mit ihm weiter gekommen, als er ihn nicht mehr von der Stelle regen konnte. Also brachte er ihn wieder an den alten Platz zurück, und das geschah mit solcher Leichtigkeit, als ob der Stein ein Baumwollballen wäre.

Eine wichtige Sage, die sich noch an einen Namen des alten Testamentes knüpft, darf nicht übergangen werden. Das ist jene vom weisen Könige Salomon, welcher gleich dem „Prinzen Karl" im Ochsenkopfe schläft. „Ehe er starb, hatte er verordnet, man solle seine Leiche in silbernem Sarge auf einen mit sechs weißen Ochsen bespannten silbernen Wagen legen und die Thiere ohne Führer des Weges gehen lassen, wohin sie wollten; da, wo sie stehen blieben, sei seine Ruhestätte. Es geschah so, und der Wagen wurde bis zum Ochsenkopfe gezogen, und die Zugthiere hielten an vor der Kirche mit den goldenen Altären, und Sarg und Wagen senkten sich mitsammt der Kirche hinein in das Innere des Berges. Hier liegt er hinter dem Altare, und von oben träufelt Gold hernieder. Auserwählte, welche in den Berg gelangten, hörten den König hinter dem Altare schlafen. Er muß nun so lange rasten, bis für ihn die Zeit kömmt, wo er aufstehen und den Kampf mitkämpfen muß. Den Eingang zur Kirche eröffnet eine Höhle, welche am Johannistage für eine gewisse Zeit offen ist." (Schönwerth l. c. III. 355).

Oberfranken und namentlich das Fichtelgebirg macht in ähnlicher Weise wie die Oberpfalz (vergl. Bd. II. S. 226) Anspruch darauf, den Schauplatz jener Pilgerfahrten abgegeben zu haben, welche Christus der Herr im Geleite mit dem Apostel Petrus durch die ganze Welt unternahm. Wir haben bereits angedeutet, wie diese Sagen mit der altgermanischen Mythe von den Wanderungen Wuotans zusammenklingen. Ihrem In-

halte nach gleichen sie vollkommen jenen, welche Schönwerth in seinem mehrerwähnten Buche „aus der bayer. Oberpfalz“ (Bd. III. S. 294 ff.) zusammenstellte. Diesem Gemeinsamen gegenüber nimmt die Stadt Forchheim etwas ganz Sonderbarliches für sich in Anspruch. Der römische Landpfleger Pontius Pilatus soll nämlich der Sage gemäß daselbst geboren worden sein. Das hat sich bewahrt in dem Spruche:

Vorchemii natus est Pontius ille Pilatus,
Teutonicae gentis, crucifixor omnipotentis.

Eine Waldparzelle in der Nähe des Dorfes Burk führt noch die Bezeichnung „Pilatusin“ oder „Pilatushölzchen“; dort stund eine alte Föhre an der Ecke, hieß „Pilatusbaum“ oder „Galgenföhrling.“ In Forchheim, sagt man, ist des Pilatus rothe Hose. Von der Hausener Gemeindeflur (bei Forchheim) heißt ein Theil „Pilotes“ (Pilatus), und eine andere Sage kündet, Hausen sei des Landpflegers Geburtsstätte. Er habe daran eine große Stadt gebaut, die aber versank, als er das ungerechte Urtheil über den Heiland ausgesprochen. Wenn sich einst Hausen so vergrößert haben wird, daß ein Hahn in den „Pilotes“ gehen kann, so wird dieser die Thurmspitze ausscharren und die Stadt des Pilatus sich wieder erheben. — Eine dritte Sagenvariante kündet, Pilatus sei zu Mainz geboren, wo sein Vater als ein mächtiger Fürst am Rheine herrschte, und ihn mit einer armen Müllerstochter erzeugte. Als Jüngling soll er seinen eigenen Bruder erschlagen haben, deshalb geflüchtet und nach Forchheim gekommen sein. Nachmals ward er von seinem Vater den Römern als Geißel ausgeliefert und kam also nach Rom. —

Das Fichtelgebirg hat auch die Stelle aufzuweisen, wo der Versucher Christo nahte. Der Satan — sagen die Fichtelberger — habe den Herrn auf die hohe Kössein geführt, und ihm von der Kuppe herab die reiche schöne Welt gezeigt. Er habe ihm, wenn er ihn anbeten wolle, all' das umliegende Land versprochen, mit Ausnahme von Nagel und Reichenbach; denn diese beiden Dörfer seien sein Leibgeding! Die Verantwortung für die Richtigkeit dieser Sage mag Pachelbel übernehmen, der sie in seinem Buche über das Fichtelgebirg (S. 128) anführt. —

Wir reihen hier noch eine kleine Auslese aus dem Kreise der lieblichen Marien-Legenden an:

Zur heiligen Mutter Gottes in Maria-Weiher [1]) verlobte sich ein frommer Christ, welcher in harter Sklaverei im Morgenlande schmachtete.

---

[1]) Marienweiher, die Kirche des Franziskanerklosters bei Kupferberg, gehört neben Vierzehnheiligen und Gößweinstein zu den besuchtesten Wallfahrtsorten Oberfrankens. Die umliegenden Ortschaften führen aus diesem Grunde auch die Bezeichnung: „die heiligen Länder“, welche aber — wie die gleichbenannten heiligen Länder im Haßwalde (Unterfranken) — just nicht zu den gesegnetsten Partieen des Frankenlandes zählen. —

Da er also gethan, kam eine tröstliche Freudigkeit über ihn, und er schlief beruhigt ein. Wie er erwachte, leuchtete das Bild Mariens vor ihm, — er befand sich in der Kirche zu Marienweiher. Die Heilige hatte ihn aus den Händen der Ungläubigen gerettet. —

Panzer l. c. II. 11 erzählt aus Horschdorf (am Fuße des Staffelsteins): Eine fromme Magd verdingte sich bei einem Bauer, behielt sich aber vor, jeden Samstag Nachmittags zwei Uhr Feierabend machen zu dürfen. Denn der Vorabend sei heilig, und sie müsse ihn im Dienste der heiligen Maria zubringen. Der Bauer ging den Vorbehalt ein; aber am folgenden Samstag, wo vieles auf dem Felde zu thun war, wollte er nichts mehr davon wissen und trieb seine Leute zur Arbeit an. Nun sprach die fromme Magd: „Ist es Sünde am Feierabend zu arbeiten, so wird meine Sichel in der Luft hängen bleiben.“ Sie warf ihre Sichel in die Luft, und als diese hängen blieb, erschrack der Bauer, und ließ nie mehr am Samstag Nachmittag arbeiten. —

Die heilige Maria ist die Schutzpatronin der Wöchnerinen und der unschuldigen Kindlein. Eine Bauersfrau zu Emersheim — so wurde mir erzählt — lag dereinst in Kindsnöthen und rief in ihrer Herzensangst die Mutter Gottes an, da Niemand im Hause war, der ihr Beistand leisten konnte. Da erschien die heilige Maria, half ihr vom Kinde, und ließ sich auch „zu Gevatter'n“ bitten. —

Die Himmelskönigin ist die Mutter der Fruchtbarkeit. Im katholischen Oberfranken wird das Fest Mariä Himmelfahrt in ähnlicher Weise gefeiert, wie in der Oberpfalz (vergl. Bd. II. S. 227). Blumen und Fruchtbüschel werden geweiht, und gelten nachderhand für heilbringend. Man erzählt sich: In den Urzeiten wuchsen die Aehren an den Halmen bis herab zum Boden. Weil aber das Menschengeschlecht so verderbt wurde, so wollte der liebe Gott die Aehren ganz abstreifen. Da trat die heilige Maria hinzu und bat, er möchte nur die „Köpla“ (Köpfchen) für die Hühner und „Katzla“ (Kätzlein) stehen lassen. Der himmlische Vater willfuhr, und so sind die Aehren auf uns gekommen (Bayreuth). — —

Wenn wir zum Schluße dieses Kapitels die Sagen von den Werken des Teufels der Heiligenlegende gegenüber stellen, so berufen wir uns zur Rechtfertigung auf vorhergegangene Erörterungen (vergl. Bd. II. S. 229, 230). Der Teufel ist im Volksmunde die personifizirte Verlockung zum Bösen. Die voraufgeführte Sage von der Kössein gilt nach dieser Richtung als Prototyp. Er richtet sein Augenmerk sonderlich auf fromme Seelen, denen er in allen Gestalten beizukommen sucht. Zu Bamberg lebte ein wackerer und gottesfürchtiger Mann, seines Zeichens ein Weber, der hatte einen Knappen, einen wilden, unbändigen Gesellen. Der spielte und fluchte und lag Nächte lang im Wirthshause, und dennoch ging ihm die Arbeit überraschend von der Hand. Einmal in der Nacht hatte der Meister schlimme

Träume, und es trieb ihn hinab in die Werkstätte. Sie war erleuchtet, und am Webstuhle saß seine große Katze, mit ihren grauen Pfoten das Schifflein in rasender Eile hin und her werfend. Daneben aber saß der Geselle, stieren Auges, den Kopf in die Hände gestützt. Allgemach fing der Webstuhl an, leiser zu gehen und stund endlich still. Die Katze brach in ein Geheul aus, und warf plötzlich dem erschreckten Weber das Schifflein an den Kopf, daß dieser betäubt niederfiel. Als er morgens wieder zu sich kam, war Gesell und Katze verschwunden. Seitdem hieß er im Volksmunde der Teufelsweber. —

Wie der Teufel allem gottseligen Werk abhold ist, so insbesondere dem Baue der Kirchen. Wir erinnern an die Unholde beim Dombau zu Bamberg. — Er verhilft zu unrechtem Gute. Der Bauer, welcher es mit dem Teufel hat, bekömmt den dritten Theil der Frucht vom Acker seines Nachbars (Mahnung an den Bilmerschnitt). — In Gestalt eines Badeknechts verhalf er vor alter Zeit einem fahrenden Schüler in Bamberg zu der silbernen Büchse, in welcher von der Pfarrkirche St. Martin aus das Allerheiligste zu einem Kranken getragen wurde. Der Schüler hatte, als ihm der Raub gelungen, keine Rast mehr, gestund zu Forchheim sein Verbrechen, und wurde zum Tode gebracht. An der Stelle, wo er die Hostien hingeworfen, die keine Gewalt mehr aufzuheben vermochte, wurde eine Kapelle erbaut, nachmals die Kirche zum heiligen Grabe. —

Mit Teufelswerk darf nicht Scherz getrieben werden; das rächt sich. Einst ging ein Mädchen von Oberwimmelbach nach Unterwimmelbach (Ger. Forchheim) in den Rocken. Ihr Bräutigam, sie zu erschrecken, steckte sich in einen Sack und legte sich an die Stelle hin, wo die Straße nach Thurn führt und noch heutzutage ein etwa 5 Fuß hoher Stein mit einem eingemeißelten Kreuze steht. Als die Dirne vorüberkam, ahmte er den brüllenden Teufel nach. Das furchtlose Mädchen aber schlug mit dem Rocken auf den Sack, und erschlug ihren Bräutigam. Darauf härmte sie sich zu Tode, und geistert noch jetzt an dem Steine, der „die Spinnerin" heißt. —

Die Natur trägt manigfach die Spuren von der Gewalt des bösen Feindes. Solch eine Teufelsfährte findet sich am Teufelsberg bei Hof. Satan machte dermaleinst einen Sprung von da auf den gegenüberstehenden Studentenberg und ließ im Gesteine die Spur seines Pferdefußes zurück. U. a. m.

Viertes Kapitel.

Mythe.

Wir behandeln den nachfolgenden Stoff aus gleichen Gründen in gleicher Weise, wie in dem einschlägigen Capitel der oberpfälzischen Sage (vergl. Bd. II. S. 233 ff.). In Absicht auf den Zusammenhang des

Erzählten mit alter Götterlehre kann demnach manche Bemerkung und Vermuthung unterlassen werden, da sie nur eine Wiederholung enthielte. Das entschuldige die aphoristische Behandlung des Stoffes. Verwandtes, an bestimmte mythische Gestalten Anklingendes ward je in einen Absatz zusammengefaßt, dessen Inhalt die Ueberschrift kennlich macht.

I. Mahnungen an keltischen und slavischen Göttercultus.

Manch' Auffallendes bestärkt uns in der Annahme, daß nicht Alles, was als leise Ahnung eines alten, verdrängten Göttercultus im Volke fortlebt, germanischen Ursprungs sei. Wenn Schönwerth l. c. III. S. 350 bemerkt, daß die im 7. und 8. Jahrhunderte vorrückenden Wenden die Gegenden, in welchen sie sich ansiedelten, weder entvölkert gefunden, noch die Germanen mit Stumpf und Styl ausgerottet hätten, so entspricht das nur unserer eigenen Ansicht, ohne daß wir daraus die gleichen Folgerungen zu ziehen vermöchten. Wie die Deutschen der technischen Kenntnisse dieses Volkes sich bemächtigten, so wird auch ihr religiöser Cultus von slavischen Anschauungen nicht frei geblieben sein. Wenn auch die imprägnirende Macht des deutschen Geistes sich namentlich an den Slaven erprobte, so ist doch schwer anzunehmen, daß diese sofort ihre eigenen Götter völlig vergaßen und sich ohne Weiteres dem germanischen Gottesdienste bequemten. Klingt letzterer selbst noch im Christenthume und noch heutzutage trotz tausendjähriger Verschollenheit nach, warum sollen sich nicht noch Reste slavischer und keltischer Mythe erhalten haben?

Das Nachfolgende bilde einen Versuch, dieses zu bestätigen. Wir erlauben uns zur Vervollständigung dieses Abschnittes sowohl auf die Oberpfalz zurückzugreifen, als namentlich auch die mittelfränkische Sage, soweit sie auf einem von slavischen Händen besaamten Boden wuchert, vorgriffsweise herein zu ziehen. —

Gegenüber dem Schloßberg von Berneck im Fichtelgebirge erhebt sich gen Mitternacht der Köslar (Köstler), davon die Leute sagen, daß auf seiner ebenen Hochplatte in uralter Zeit die Heiden ihren Götzen geopfert haben. Im Böhmischen bedeutet „Kostel" Tempel (polnisch Koßiol). Am Fuße des Köstler, da wo das steilere Gelände unter dem Namen „Kirchleiten" ins Thal niedergeht, stehen etliche Gehöfte, welche die gleiche Bezeichnung „Köslar" führen. Nahe daran, gleichfalls auf der Höhe liegt das kleine Dörflein „Rimlas." Hentze in seiner Beschreibung von Berneck leitet mit einiger Wahrscheinlichkeit den Ortsnamen von dem slavischen „Hrimi," es donnert, und Las oder Les, der Wald, insbesondere „die Haselstaude" ab. Reiches Gebüsch von Haselnußstauden durchwuchert die kleinen Birkenwälder der Umgebung. Der Haselstaude schreibt das Volk eine besondere Kraft beim Gewitter zu. Wo solche stehen, da schlägt der Blitz nicht ein. Es gilt der Glaube, daß drei Pflöckchen aus Haselholz in

das Hausgebälke eingerammt vor dem Wetterstrahle schützen. — Wenn wir auch die Ansicht theilen, daß zur Erklärung der Städte- und Dorfnamen heidnische Alterthümer und Mythen im Allgemeinen nicht herbeizuziehen seien (vergl. P. Cassel, thüringische Ortsnamen, S. 141), so kann doch für den vorbezeichneten Fall eine Ausnahme gelten. Es ist die Lokalbezeichnung, welche erst später auf die menschliche Siedelung kann übertragen worden sein. — So läge hier die Vermuthung eines dem Perun (Perkun), dem slavischen Donnergotte geheiligten Berges nahe.

Perun wurde auch unter dem Namen Ozek, Oz′ (Vater) verehrt. Der Hesselberg bei Wassertrüdingen in Mittelfranken heißt in den älteren Urkunden des Klosters Auhausen „Osel- oder Oeselberg." Das möchte unschwer auf Oz′ zurückzuführen sein, wenn nicht etwa der allgemeinere Glaube, daß der Berg seinen Namen von dem Gotte „Hesus" habe, Vorzug verdient. In beiden Fällen ist die Bezeichnung nicht germanischen Ursprungs. Grimm (deutsche Mythol. I. 185) nennt die letztere Gottheit den keltischen Mars, und stellt sie dem eddischen Tyr (Zio), dem leuchtenden, donnernden Schlachtengotte, an die Seite, dem insonders die Berge geheiligt waren, (ibid. I. 179). Am Hesselberg, heißt es, theilen sich die Gewitter, und ziehen entweder über die Schwaninger Haide oder den Oettinger Forst. Es geht die Sage, in seiner Tiefe glimme ein beständiges Feuer, darum sei er so häufig bei heiterstem Wetter von einem Nebelschleier umhüllt. Einmal vor etwa hundert Jahren soll er wirklich gebrannt haben. — An seinem Gehänge wächst eine Unzahl von Haselstauden. Die Ableitung des Namens von diesen liegt dem Volksverständnisse am nächsten.

Die niedrigere Kuppe des großen Hesselberges heißt Röckinger Berg, darauf ist die Osterwiese, auf welcher alljährlich zur Pfingstzeit eine weitbekannte Bergmesse gehalten wird. Auf der Osterwiese [1]) sollen die alten Heiden ihren Gottesdienst gehalten haben. — Am südlichen Abhange des Berges liegt das Dorf Röckingen. Es ist ebenso denkbar, daß der Berg dem Dorfe, als daß das Dorf dem Berge den Namen gegeben habe. Hentze l. c. S. 17 leitet diese Bezeichnung von dem slavischen »Rock« d. i. Schicksal, Wahrsager ab. Merkwürdigerweise befindet sich zunächst Röckingen die Gottsmannshöhle, in welcher nach geläufiger Sage eine Trudenschule war. Das erwähnt schon Döderlein in seinen antiqu. Nordgav. Jetzt ist die Höhle bis auf eine schwache Spur verschüttet.

Die höchste Kuppe des Hesselberges heißt Gerolfinger Berg. An seinem Südabfall ist das sog. Teufelsloch, das ehedem viel hundert Klafter tief

---

[1]) Ostarâ — bemerkt Grimm l. c. I. 267 — muß gleich dem agſ. Eástre ein höheres Wesen des Heidenthums bezeichnet haben, dessen Dienst so feste Wurzeln geschlagen hatte, daß die Bekehrer den Namen duldeten, und auf eines der höchsten christlichen Jahresfeste anwandten.

gewesen sein soll. Einmal hüteten Kinder dort die Schafe. Da kam ihnen die Neugierde, wie es wohl in der Höhle aussehe. Also banden sie einen Jungen an ein langes Seil, und ließen ihn einsteigen. Mittlerweile lief ein dreibeiniger Hase vorüber, dem die Kinder nachsprangen und ihres Kameraden vergaßen. Als sie wieder zurückkamen und das Seil herauszogen, war es blutig, und ein Geisfuß hing daran. Der Junge aber blieb verschollen! — Uns will es hier an die Verehrung des „Bockes“ durch die Wenden gemahnen. In der Landesordnung des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen v. J. 1577 heißt es noch: Nachdem Zauberei in unserem Lande gemein und auch die „Bocksheiligung“ noch in Uebung sein mag, wollen wir ꝛc.“ Im oberfränkischen Wiesentthale heißt die letzte Garbe, welche auf dem Acker gebunden wird, „der Bock.“ „Der Acker muß einen Bock tragen“ ist dort Redensart. Die Gegend um Wunsiedel führt die Bezeichnung „das Ländlein in Böcklerart.[1])“ —

In Mittelfranken begegnen wir noch einer weiteren Lokalbezeichnung, welche mit Hesus zusammenklingt. Auf der sog. Houbirg bei Happurg (Hersbruck, Nürnberger Schweiz) ist eine Quelle, heißt Hes- oder Hessels-brunnen, im Volksmunde auch Eselsbrunnen. Die Volkssage verlegt in ihre Nähe eine heidnische Opferstätte. Den nordöstlichen Abhang der Houbirg nennen die Leute das „Trudenbergla“, darauf stehen die „Trudensteine“ oder „Teufelskanzeln“ (hervorragende Felsblöcke). Oft stürmt auf der Houbirg der „Trudenwind.“ Die zum Theile noch deutlich erkennbare Schanze auf der Hochplatte, wahrscheinlich der Wall eines alten eingefriedeten Götterhofes,[2]) wird von den Ansiedlern häufig noch als „Hunnengraben“ bezeichnet. Dort sollen sich vor unfürdenklicher Zeit die Hunnen gelagert und ihren König Etzel begraben haben. Die Dörfer Hunas und Etzelwang liegen in der Nähe am Kies- und Hammerbache. Bemerkt muß werden, daß die Verwechslung von Hunnen und Wenden beim gemeinen Manne ziemlich allgemein sei. — —

Grimm (l. c. I. 446) sagt: Auch die Slaven haben einen Feldgeist, der durch das Getraide zieht (ähnlich dem Bilmesschneider). Die Böhmen nennen ihn „Baba“, alte Frau.“ — Zlota Baba, die goldene Alte, war die slavische Gottheit, unter deren besonderem Schutze die Gebärenden stunden, die Göttin der Hebammen. Um Nürnberg werden die Hebammen häufig mit dem Gattungsnamen „Wabe“ (Babe) bezeichnet. (Bädwäben =

---

[1]) Etliche leiten diese Bezeichnung von den Voitsbergen ab, welche nach dem Rittergeschlechte derer von Wunsiedel als Besitzer der Stadt auftreten. Voitsberg habe eine Version in Bocksberg erfahren. Näheres vergl. Ruckdeschel Gesch. von Wunsiedel S. 28.

[2]) Vergl. W. Wörlein, die Houbirg, Nürnberg 1838. Helmold l. c. I. 170 bemerkt, daß die heiligen Eichen der Slaven von einem freien umzäunten Hofraum umgeben waren.

Badfrau, Schmellers Idiot. I. 141) klingt vielleicht auch der „Wawau", das Gespenst, womit man Kinder schreckt, an Baba an? In der Mundart des gemeinen Volkes tauchen Worte auf, welche im Hochdeutschen längst verhallt sind, — die letzten Träger des Saamens, aus dem uns die Kunde vergangener Jahrhunderte aufgehen kann. Wir gemahnen an den in der Oberpfalz häufig vorkommenden Ausdruck „sifern" für leichten, feinen Regen (sifeln, Schmeller Idiot. III. 205) den wir zur slavischen „Siva"[1]) hielten (vergl. Bd II. S. 241, 242).

Wir wagen es nicht, an die Bezeichnung „Baba" anzuknüpfen; dürfen aber doch nicht unerwähnt lassen, daß in den slavischen Bezirken Oberfrankens die Bezeichnung „Böbl" „Pöpl" für eine eigene Gattung Spuckgeister sich manigfach wiederholt. Kronach hat seinen Rathhausböpl, der sich Nachts den Leuten aufhuckelt und sich bis an ihr Haus tragen läßt. Wenn er am Marktbrunnen Wasser schöpft, bricht bald Feuer aus. Vordem kehrte er jedesmal, so oft ein Rathsherr starb, dessen Stuhl im Rathszimmer um. — Ein abgelegenes Gäßchen in Bamberg heißt Pöpelgäßchen; dort geht der Pöpel Mittags oder Mitternachts 12 Uhr um. — Eine Stunde von Kloster Eberach ist ein Wald, welcher der Sage nach Eigenthum der Geisfelder war, durch einen falschen Eid des alten Geisfelder Hirten aber den Geroldshöfern zugesprochen wurde. Der Hirt hatte ein Schöpfer (Schöpflöffel) unter seinem Hute und Geroldshöfer Erde in seinen Schuhen verborgen und schwur: „So wahr ein Schöpfer über mir ist und ich auf Geroldshöfer Boden stehe, so wahr gehört der Wald den Geroldshöfern." Seitdem geht er im Walde um und verführt die Leute. Sie nennen ihn den „Waldpöpel." — Um Stadtsteinach sagt man zu dem weinenden Kinde: „Sei still, sonst kommt der Böbel und holt dich!" — Auch Teuschnitz hatte seinen Rathhaus- und seinen Bräuhauspöpel. Er war von dienstwilliger Art. Seine Kleidung bestund aus kurzen, gelbledernen Hosen, langen farbigen Strümpfen, welche schlotternd an den Beinen hingen, großen Pechschuhen und einem altmodischen Goller. Wurde gebraut, so ließ er sich sehen, tauchte den Finger in die Würze, und je nachdem er mit dem Kopfe nickte oder ihn schüttelte, fiel die Sud gut oder schlecht aus. Wurde auf ihn geflucht, so verschwand er für eine Weile, und man hörte ihn blos ächzen und weinen. Neuerer Zeit läßt er sich nicht mehr sehen.[2]) — — —

Bechstein (fränk. Sagen S. 25) wärmt die Sage von dem alten Frankengötzen Lollus, Loellus oder Lullus, wieder auf (Lollius oder Ulius nennt ihn Döderlein in d. antiqu. Nordgav. S. 36 und bringt ihn mit *Ἀπόλλων οὔλιος* zusammen). Er soll in der Gestalt eines lockigen Jüng

---

[1]) Helmold l. c I. 52 nennt Siwa die Göttin der Polaben.

[2]) Diese und eine erkleckliche Reihe anderweiter Sagen aus dem Frankenwalde verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Eichhorn in Teuschnitz.

lings mit einem Kranz von Mohnsaamentöpfchen um den Hals, mit der rechten Hand nach der Zunge greifend, in der linken einen Becher Weines mit Kornähren haltend, namentlich am Maine verehrt worden sein. Grimm erwähnt dieses Namens in der Reihe der germanischen Götter nicht; eine Spur des Cultus fand ich ebenso wenig. Wohl aber ist im Weissenburgischen der scherzhafte Schimpfname „Du alter Lölle"[1] noch üblich. Löllefeld ist eine topische Bezeichnung. Im Hochstift Eichstädt galt bis Ende des vorigen Jahrhunderts die Sitte, daß zur Fastnachtszeit ein Strohmann durch die Straßen geführt und über ihn am Marktplatze förmlich Gericht gehalten wurde. Alles, was in Stadt, Markt oder Dorf Uebles oder Ungereimtes sich zutrug, ward dem Strohmann vorgehalten, bis er schließlich für schuldig erkannt und verbrannt wurde. Er hieß der Döll oder Löll, und alte Leute sprechen noch heutzutage von ihm. Wie in der christlichen Mythe die Sünde dem Teufel in die Schuhe geschoben wird, so hier dem Löll. Der alte Götze muß sich zur Rolle des christlichen Teufels bequemen. — —

Ein Vorkommniß darf schließlich nicht mit Stillschweigen umgangen werden. Helmold in seiner Chronik der Slaven I. S. 52 und II. S. 12 erwähnt des Zvantevich, Zwantewit als der höchsten slavischen Gottheit. Er ist Bringer des Lichts, Geber des Guten, Förderer der Fruchtbarkeit, Prophete. Zu ihm steht der Hahn, der Verkünder des lichten Tages.[2] Dem gegenüber bemerkt derselbe Autor I. S. 6 von den Slaven weiter: „Sie preisen allein den Namen St. Veits, welchem sie auch mit dem größten Gepränge einen Tempel und ein Bild geweiht haben, indem sie ihm die göttliche Oberherrlichkeit vorzugsweise zuerkennen." Swantewit und Sanct Vit klingen überraschend zusammen. Wir erinnern an die früher erzählte Sage vom Hahn im Bamberger Dome. In der Kirche zu Kottinwörth bei Beilngries rechts vom Eingange unter einem Kreuzgewölbe steht ein schöner Altar mit altdeutschem Schnitzwerke. Das Mittelfeld des Tryptychons zeigt zwischen St. Modestus und Sta. Cresuntia den heiligen Vitus mit einer Bibel und dem Hahne darauf. — Der Schutzpatron der Kirche zu Hagelstadt in der Oberpfalz ist St. Veit. Bei dem zu Pfingsten stattfindenden Umgang (Traidergang) wird eine Fahne getragen, auf welcher

---

[1]) Auch um Münchberg gilt noch „Lölle" als schimpfliche Bezeichnung. Am Böhmerwald, bemerkt von Reinsberg-Düringsfeld: „Das festliche Jahr" (Leipzig 1863, S. 137), macht der Dorfhirte etliche Tage vor dem 1. May die Runde in allen Bauernhöfen, verlangt den Stall zu sehen, und spricht an der Schwelle desselben:

Pfeits Göt, dö Kalwla, Dexla, Rößla ollö
Dö Hoißla, Schafla, weis do jan,
Wenn Ebba schodn wöllt, strof den Lollö rc.

[2]) Im wendischen Lande von Teupiz bis Buchholz, bemerkt Panzer l. c. I. 503, wird aus der letzten Garbe des Winterkorns, welche der Hahn heißt, ein Kranz geflochten.

St. Veit mit dem Hahn abgebildet ist. Im Bibergarten, einem Walde bei Hagelstadt, ist ein Schloßberg mit Garten, man hört da öfter den Hahn krähen. — Der heilige Veit wird angerufen um ein Scheit beim Sonnwendfeuer:

Heiliger Veit
B'scher uns an alts Scheit! (Güßbach).

So trat der christliche Heilige an die Stelle des alten Wendengottes wie die Gottesmutter an die Stelle der slavischen „Om" [1]) — — —

Tracht und Sitte der Gegenwart leiten uns auf die slavische Vergangenheit zurück. Wenn das Volk an diesen vergänglichen Außendingen noch nach einem Jahrtausende seine Treue bewahrt hat, warum soll ihm von seinem höchsten Gute, seinem Göttercultus keine Erinnerung geblieben sein? Im Fichtelgebirge und am Frankenwald hat mancher slavische Brauch germanisches Bürgerrecht erlangt, und sich bis auf die Neuzeit erhalten, obwohl die Wenden bei ihrem Eindringen ins Land bereits deutsche Siedelung vorfanden und ihrer Nachbarschaft sich bequemten. So mögen wir billig zweifeln, ob an gleicher Stelle slavische Mythe von germanischer wirklich spurlos verdrängt worden sei.

II. Wodan. — Wald, Wind und wilde Jagd. Holzfräulein.

Die Sage ältesten Gepräges, bemerkt Schönwerth, welche, wenn sie ihn auch nicht nennt, unzweifelhaft auf jenen Gott hinweist, von dem die alten germanischen Fürstengeschlechter alle sich ableiten, auf Wodan nämlich, lautet wie folgt: So man auf dem Fahrenberge steht, erblickt man einen Theil des Fichtelgebirges. Da haust ein König im Berge; er sitzt auf einem Stuhle vor dem steinernen Tische, um den sein Bart schon zweimal gewachsen ist; seine Füße ruhen auf einem Hunde, während ein zweiter vor der Thüre Wache hält. Dem Könige dient ein Knappe. Aus einem Fäßchen trinken sie Wein, und jeder hat seinen eigenen Humpen. Doch der Wein wird nicht alle. Auf dem Fäßchen sitzt ein Vogel, der fliegt um den Berg, so oft der Bart seines Herrn um den Tisch gewachsen ist, und schaut, wie die Sachen in der Welt draußen stehen, und bringt seinem Gebieter davon Nachricht. Der König selber trägt nur ein Hüftenkleid; doch wenn Besuch kömmt, kleidet er sich in altdeutsche Tracht, und empfängt die Gäste in dem großen Saale neben dem Gemache. Der Knappe trägt ihm dabei den langen Bart nach. — Mit ihm lebt ein großes Heer im Berge; er übt es

---

[1]) Schreiter in den Beiträgen zur Geschichte der alten Wenden (1807) bemerkt S. 19, daß in der Mitte des Hauptaltars der Kirche zu Tossen im Voigtlande das Bildniß der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde stehe, dabei die Worte: MARIA. OM. WRA. E. YR. NORA. E. WOTRA. d. i. Maria Om vestra est, Yr nostra et vestra. —

oft in den Waffen und damit man den Lärm nach außen nicht vernehme, entsteht jedesmal arges Donnerwetter. — Ist der Bart dreimal um den Tisch gewachsen, dann ist auch der Wein alle und der König bricht mit seinen Schaaren hervor aus dem Berge zum letzten Streite!

Ein Schmid am Fichtelgebirge ging einst um seinen Acker und gegen den Wald hin. Da sah er eine alte in Trümmer verfallene Burg und auf der Mauerbank lehnte ein Mann, so alt und grau wie der Stein, und winkte dem Schmid heranzutreten. Als der näher kam, richtete sich der Mann auf, und es klirrten seine Glieder wie Eisen vom Harnisch. „Willst du mir nicht meine Rosse beschlagen?" frug er den Schmid, und als dieser, wenn auch furchtsam sich bereit erklärte, führte er ihn durch ein offenes Thor in eine Halle, wo eine Reihe von Pferden stund, soweit hinaus in die Ferne, daß er sie nicht absehen konnte. Der Schmid staunte und frug: „Alle diese Pferde soll ich beschlagen?" Der Mann aber schüttelte das Haupt, „es genüge schon Eines für Alle." So trat der Schmid zur Esse, wo schon Alles bereit war, und schlug dem Gaule, der zunächst stund, das Eisen auf. Drauf führte ihn der Mann wieder zum Thore hinaus, und als er umschaute, lag nichts als ein Steinhaufen hinter ihm. Er merkte aber im Gehen, daß ihm die Rocktaschen schwer an die Beine schlugen, und griff in die eine, und zog Roßäpfel heraus. Erzürnt warf er sie weg, hinter sich. Da war aber die andere Tasche nicht minder schwer, und er langte in diese, und zog eine Handvoll Goldstücke heraus. Schnell kehrte er um und wollte die weggeworfenen Roßäpfel wieder auftlauben, fand aber nichts mehr. So ging er heim und gerade in seine Schmide. Da stund aber ein fremder Schmid am Feuer. Es waren seitdem zehn Jahre vorübergegangen und das Weib hatte einen Anderen geheirathet.

Ein andermal erschien in der Christnacht bei einem Schmid im Fichtelgebirg ein gewaltiger Reiter auf einem ungeheuerlichen Rosse, und forderte ihn auf, daß er ihm die Buckel und Beulen im Harnisch und Eisenhute ausklopfe. Der erschreckte Schmid schickte sich an, dem Befehle zu gehorchen Aber es wollte ihm nicht gelingen, die Diehlen aus dem Rüstzeug zu hämmern, und er klopft noch heutiges Tags daran. In der Christnacht während der Metten hört man am Schneeberg den Schall seines Hammers. —

Auf dem Weidenberg ist der Osterbrunnen; auf dem Pfeiferberg entspringt ein heiliger Born, daneben stund ein heiliger Birnbaum, über der Quelle der Saale eine heilige Buche. Oberhalb Streitberg steht ein Trudenbaum. Einer gewissen heiligen Scheu vor dem Walde und seinen Bäumen überhaupt kann sich das Volk nicht erwehren. Sie sind die Signale, wo es „waizt." Im sog. langen Thale bei Streitberg stehen drei hohe Eichen beisammen. Dort war es von jeher nicht geheuer. Ein langer, grauer Mann läßt sich zu Zeiten sehen; er ist besonders den Holzfrevlern gefährlich. Auf einem Anger bei Buckenhofen stund eine Eiche, die sog.

Hexeneiche, die erst vor etwa sechzig Jahren umgehauen wurde. Am Walburgistag wiegten sich die Hexen auf ihren Aesten. Wenn sich an anderen Bäumen kein Laub regte, bewegten sich die Aeste der Hexeneiche. —

Durch den Wald insbesondere zieht die wilde Jagd, das „Wüthenheer." In der Büzenreuth, einem Holze zwischen Wunsiedel und Redwitz, jagt der wilde Jäger, desgleichen bei Streitberg und über die Heidenstadt bei Albernhof hin. Vor etwa sechzig Jahren ging ein Jäger Nachts von Streitberg nach Muggendorf. Er hatte über den Durst getrunken. Als er an die Muschelquelle kam, sauste das Wüthenheer über ihn weg. Drauf ist er nüchtern geworden. — Feder erzählt in seinen antiquitates Leostenenses (Lauensteiner Manuscript v. J. 1740): „Auch hat sich zu meines seligen Vaters Zeiten der wunderbarliche casus begeben, daß der Studiosus Papst, ein commilito und guter Freund vom jetzigen Herrn Pastor Schirmer in Ludwigstadt, als er des Nachts von Langenau durch den Thüringer Wald nach Ludwigstadt gangen, von dem sog. wilden Jäger und vielen Hunden verfolget und ganz abgemattet worden, so daß er vier Wochen darnach gestorben." — Einmal begegnete ein Mann von Horschdorf dem wilden Jäger mit vielen Hunden. Er dachte, weil ihrer so viele sind, dürfte er wohl ein kleines Hündlein mitnehmen, und steckte eines in die Tasche. Als er es daheim herzeigen wollte, zog er eine Handvoll Zimmermannsscheiten heraus.

Das Wüthenheer ist namentlich den „Holzweibelen" gefährlich. Das sind kleine graue Weiblein, gutmüthig, fromm, die Niemanden was zu Leide thun. Sie leben von Eichäpfeln (Mispeln). Wenn die wilde Jagd einhersaust, suchen sie den Strunk eines abgehauenen Baumstammes, worein der Holzhauer drei Kreuze geschlagen hat. Solch ein Baumstamm hilft auch den Verirrten wieder auf den rechten Weg. (Streitberg). Wenn das Holzfräulein schreit, wird es schlechtes Wetter. (Berneck). —

Ein betrunkener Bauer kam zum Kreuzweg im Ahornthal, da überraschte ihn die wilde Jagd. Da rief er: „Hui Teufel, jag' mir meinen Theil auch mit!" Als er heim kam, hing an seiner Hausthüre ein halbes Holzfräulein.

Als einst in Staffelbach und dortiger Gegend die Pest regierte, kamen die Holzfräulein aus dem Walde und riefen den Leuten zu:

Eßt Bimellen und Baldrian,
So geht euch die Pest nicht an.

In Wonsgehaig sagte ein Holzfräulein zu einer Bäuerin (am Schöchteleshof):

Reiß nicht aus einen fruchtbaren Baum,
Erzähl' keinen nüchternen Traum,

Back' kein Freitagsbrod,
So hilft Dir Gott aus aller Noth. [1])

In der Gegend von Culmbach ließ man beim Heuen und Fruchtschneiden ein wenig liegen und sprach: „Das gehört dem Holzfräulein." (Panzer l. c. II. 161). —

Der Wirbelwind heißt auch Trudenwind. „Zu Bamberg, als starker Wind wüthete, faßte ein altes Weib ihren Mehlsack, schüttete ihn aus dem Fenster in die Luft, und sprach dazu die Worte: „Lege Dich, lieber Wind! Bring' das deinem Kind!" Sie wollte damit den Hunger des Winds als eines fräßigen Löwen oder grimmigen Wolfes stillen." (Grimm d. M. I. 602).

III. Donar. — Gewitter, Hexenwetter. Trud und Hexe.

Man verehrt den alten Donnergott noch in seiner Wirkung, daher die heilige Scheu vor dem Gewitter. Zu Gefrees fallen die Leute auf die Kniee, damit der erzürnte Gott wieder versöhnt werde. —

Gegen das Einschlagen des Blitzes wissen namentlich die Zigeuner ein entscheidendes Mittel. Das sind die sog. Feuerkugeln, welche in die Häuser eingemauert werden. Sie helfen überhaupt wider den Brand. Am Fuße des Kirchthurmes zu Weißenstadt befand sich seit undenklicher Zeit das Grab eines Zigeuners. Es hieß, so lange er ungestört ruhe, könne kein Brand ausbrechen. Im Jahre 1823 wurden bei Gelegenheit einer Bau-reparatur an dieser Stelle Gebeine ausgegraben, und der Bürgermeister nahm einen Todtenschädel mit sich. Noch desselben Jahres brannte die Stadt ab. — Vor vielen hundert Jahren kamen Zigeuner nach Selb, und mauerten in mehrere Häuser Feuerkugeln ein. Dennoch ward das Städtlein i. J. 1856 durch Brand zerstört. Auf der Brandstätte des Pfarrhofs fand sich eine solche Kugel. Seitdem sind die Selber irre in ihrem Glauben. —

Donar hat seine Priester und Priesterinen. Die christliche Metastase machte diese zu Unholden und Unholdinen. Sie treten insbesondere als Hexen und Truden auf, welche allenthalben eine bedeutsame Rolle spielen. Der Hexenglaube steckt noch tief im Volke; er kennt keine confessionelle Schranke, so wenig als ehedem der Hexenprozeß. Wir reihen hier etliche Beispiele an:

Von den Hexen darf man gar nicht sprechen, sonst plagen sie Einen. Gegen das Hexendrücken hilft, wenn man das Kissen unter dem Kopfe vorzieht; dann muß sich die Hexe darauf setzen, und man ist selber von ihrem Drucke befreit (Forchheim). Ein anderes Mittel ist, wenn man Trudenkraut einbettet (Voigtland). Ein alter Austrägler, der Sponsel zu Streitberg, erzählte mir: Die Hexen fahren in der Walburgisnacht am leichtesten auf der sog. Hexengabel aus. In derselben Nacht muß man

---

[1]) Vergl. Bd. II. S. 238.

deshalb die Ecken der Felder mit Walburgiswasser, welches am Walburgistag geweiht ist, besprengen und drei Kreuze darüber machen, dann kann die Hexe dem Acker nicht an. — Was die Hexen zusammentragen, vermehrt sich blos, wenn sie schon einen Vorrath gleicher Waare haben. Außerdessen verschwindet es wieder. — Erzähler hatte vor etwa sechzig Jahren einen guten Freund, der war von Birkenreuth und hatte eine Liebschaft mit einem Mädchen in Wartleuten. Das war die Tochter einer Trud und trieb nebenbei selbst das Trudenhandwerk. Die Alte wollte das Verhältniß der Tochter nicht dulden und verbot dem Burschen das Haus. Da er aber doch nicht ausblieb, stellte sie ihm einen Trudenfuß von schwarzem Seidenfaden vor die Thüre zur Zeit als sie glaubte, daß er käme. Zufällig kam aber des Weibes Bruder, und trat über die verhängnißvolle Stelle. Da war's ihm angethan; er fing an zu siechen und starb nach Jahr und Tag. — Später besuchte der Bursche wieder die Dirne bei Nacht, und schlief bei ihr. Nach einer Weile bemerkte sie, er möge sie jetzt in Ruhe lassen. Sie flog nämlich mittlerweile aus, während ihr Körper scheinbar liegen blieb. Das wußte aber ihr Schatz nicht, wollte sie alsbald wieder aufwecken, brachte sie aber nicht dazu. Da merkte er, daß sie eine Hexe sei! — Niederfellendorf war ehedem als ein Hexendorf verrufen, getraute sich lange Zeit hindurch kein Jude hinein. — Ein Weber von Schmecketshausen hatte einen Spiegel, der die Hexen zeigte. U. a. m. —

Ein Paar Stachelbeerstauden unter die Thürschwelle gelegt, machen, daß die Hexen und Truden wieder umkehren müssen. — Ein Tisch mit drei eisernen Keilen an drei Füßen, die Spitzen gegen die Thüre gerichtet, ist Hexenzeichen. Wenn man die Spitzen von der Thür abwendet, können sie es nicht vertragen und werden schadlos (Forchheim). Ueber das Bodenloch müssen drei Kreuze gemacht oder es muß darüber ein Heiligenbild aufgehängt werden, das hilft wider die Hexen. Gleiches gilt, wenn man Knödel aus der Schüssel langt, so muß man das Zeichen des heiligen Kreuzes machen. Wenn die Kuh keine Milch gibt, vergräbt man Hagebutten unter der Stallthürschwelle. Das nimmt der Hexe die Macht (Donborf). Wenn die Hexen buttern, ziehen sie sich nackt aus, damit es mehr Butter gibt (Stadtsteinach). Wenn die Milch nicht zu Butter gerinnen will, muß man sieben Hexen des Dorfes beim Namen nennen. Auch wird ein Backstein glühend gemacht, in das Rührschaff geworfen und die Milch darüber gegossen. Rührt man nun „sohin und sohin“, so werden die Hexen verbrüht. — Am Christ- und Neujahrsabend wird Wermuth gesucht und im Viehstall angezündet. Wenn dieser recht „laut“ riecht, vertreibt er die Hexen (Streitberg). Am Walburgisabend werden in Streitberg und Umgebung die Hexen von den jungen Buben ausgeblasen. Von armsdicken Weidenstämmchen schälen sie die Rinde ab und machen sich „Schalmeien“ daraus. Damit blasen sie vor den Häusern, namentlich vor den verdächtigen.

Die älteren Bursche peitschen die Hexen aus — auf der Streitburg kreuzweis. Auch am Fichtelgebirg werden sie auf den Kreuzstraßen ausgepeitscht. Im Regnitzgrunde werden sie ausgeknallt; dabei rufen die Burschen:

„In Eglsham und Buttenham
Da komme' d' Hexen und Trud'n z'samm!"

Unter den beiden Orten sind der Markt Eggolsheim am Stirmigbache und das große Pfarrdorf Buttenheim, eine halbe Stunde nordwärts davon abliegend, gemeint. — Im Voigtlande wird die Hexe am „Walberschtog" ausgeklatscht. Das macht das Dorf sauber. Im Sechsämterbezirke gilt ähnliche Sitte wie in der Oberpfalz (vergl. Schönwerth l. c. I. 315 sqq. — v. Reinsberg-Düringsfeld, das festliche Jahr, Leipzig 1863, S. 137 ff.). —

Die Hexen erzeugen das Gewitter (Hexenwetter). In Forchheim war einmal ein so starkes Unwetter, daß man den Untergang der Stadt befürchtete. Da hielten die Franziskaner einen Umgang, und beim ersten Segen fiel eine nackte Frau aus den Wolken in den Klostergarten. Es war eine bekannte Hexe. Die Franziskaner warfen ein Kleid über sie, brachten sie in ein Kloster und wendeten so den Feuertod von ihr ab. —

Die Hexen können es Einem anthun — zu Lieb und Haß. Doch gibt es hiefür auch Mittel ohne Zuthun der Hexe. Eine Muskatnuß, so groß, daß man sie ganz verschlucken kann und daß sie auch ganz wiederkömmt, bildet — zu Pulver verrieben und unter das Essen gemischt — ein unfehlbares Liebeselixir. Namentlich dienen hiezu auch die Haare von verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers, fein geschnitten. Ueberhaupt hat Menschenhaar dämonische Wirkung. Wenn man die Haare einer Person vor der Thürschwelle vergräbt und sie geht darüber, so ist's ihr angethan, — sie wird siech. — Zu Dörflas im Fichtelgebirge lebte ein Mann, dem eine Silberkette abhanden gekommen war. Er ging zum „klugen Mann" und ließ dem Diebe den Tod anthun. Als er heim kam, traf er sein Kind krank. Man fand die Kette in seinem Täschchen. Bald darauf starb es. — —

IV. Hel. — Burgjungfrauen. Schätze.

Eine vielgestaltige Sage erzählt von elbischen Jungfrauen, welche in versunkenen Schlössern oder in der Tiefe der Erde hausen. Bei Marktschorgast ging einmal eine Frau mit ihrem Kinde in den Wald zum Beerensammeln. Da gewahrte sie plötzlich neben dem Strauche, den sie abgebeert hatte, eine weite Oeffnung in der Erde. Neugierig stieg sie hinab, und drei weiße Jungfrauen traten ihr in der von Gold und Edelsteinen glitzernden Höhle entgegen. Sie erlaubten ihr, von den Schätzen zu nehmen, was sie mit einem Griffe fassen könne. Aber die Habsucht verblendete das Weib; sie machte statt einem drei Griffe in die Goldhaufen, und sprang dann schnell zur Höhle hinaus. Hinter ihr fiel krachend die Thüre zu. Aber

sie hatte in der Hast ihr Kind vergessen, und als sie es holen wollte, war jede Spur von der Höhle verschwunden. Da härmte sie sich ein Jahr lang. Am nächsten Johannistage ging sie wieder in den Wald; da stund wieder die Pforte offen, und als sie eintrat, fand sie ihr Kindlein frisch und blühend wieder. Dießmal achtete sie der Schätze nicht, faßte ihr Kind und trug es eilends wieder ans Tageslicht. —

Von diesen drei geisterhaften Jungfrauen ist gewöhnlich Eine schwarz, oder halb schwarz halb weiß. In letzterer erkennt ꝛc. Panzer die in die Nebelwelt hinabgeworfene Todesgöttin Hel oder ihre Priesterin. Hel wohnt nach der Mythe unter der Wunderesche Yggdrasil, an deren Wurzeln heilige Brunnen rauschen. Die Sagenjungfrauen haben häufig ihren Aufenthalt in Brunnenlöchern. Noch heutzutage gilt den Brunnen sonderliche Verehrung. Im Bayreuthischen werden am Osterfeste die Brunnen mit Kränzen, Moos und Bäumchen verziert. In der Mitternacht vor Ostern gehen die Mädchen unvermerkt an eine Quelle, um sich einen „Osterbrunnen" zu holen. Kein Bursche darf sie beobachten. In's Osterwasser werden Ringlein von Weiden geworfen, welche je eine Person bedeuten. Das Ringlein, welches untergeht, kündet, daß die betreffende Person in diesem Jahre sterbe. Kaum irgendwo dürfte sich ein auffallenderes Zeugniß von der Symbolik der Sage finden, als in diesem abergläubischen Gebrauche. Die Todesgöttin zieht jene in die Tiefe nieder, welche ihr verfallen sind. — Im Frankenwalde holen sie sich bei äußerlichen Krankheiten am Ostersamstag während der Auferstehungsmetten stillschweigend Wasser von einem fließenden Bache. Unberedet damit gewaschen, hilft es gegen die Krankheit. —

Auch der Hund der Unterwelt (Garmr), dessen die Snorraedda erwähnt, tritt in der Sage auf. In der Nähe von Hausen an der Regnitz (Ger. Herzogenaurach) ist die sogenannte schwarze Grube, zum Theil mit Wasser gefüllt. Darin haben drei Jungfrauen ihr Schloß, die bisweilen schon nach Hausen zum Plantanz gekommen sind. Einmal, als sie vom Tanzplatze weggingen, schlich ihnen ein Bursche nach. Der sah, wie sie alle drei sich in die schwarze Grube stürzten. Als er näher hinkam, gewahrte er einen großen schwarzen Hund an der Stelle, der ihm die Zähne wies. —

Die Mythe von den Schicksalsgöttinen, den Nornen, steht im Zusammenhange mit jener der Hel, daher auch das gewöhnliche Vorkommen der Dreizahl in unseren Sagen (vergl. Panzer l. c. I. 321). Die Nornen spinnen den Schicksalsfaden. Im Haghof bei Lohndorf hatten drei Jungfrauen ein Schloß. Auf dem Wege dahin begegnete ihnen einmal ein Bursche. Jede trug einen Rocken mit neun darauf gesteckten Spindeln. Zwei hatten ihre Spindeln vollgesponnen, die dritte aber hatte neun leere Spindeln. Sie war sehr traurig, und die andern sprachen: „Hättest du deine Spindeln nur einmal übersponnen, so wärst du nicht verloren!"

An die Sage von den versunkenen Schlössern, von den Höhlen, in

welchen die drei Jungfrauen wohnen, knüpft sich jene von mitversunkenen Schätzen, von Gold und Edelsteinen, welche an dem Gewände dieser unterirdischen Gelasse in überreicher Fülle prangen. Wir verweisen auf die Goldsagen vom Epprechtstein und den Schätzen der Geisterkirche auf dem Ochsenkopf in Schöppners Sagenbuch I. S. 164 ff. Am Johannistage sind sie zugänglich. — In den verschütteten Kellern der Lurburg liegt auch ein Schatz, der aber nach dem Walenbüchlein von Carnero am Sonntag Epiphanias am besten zu heben ist. — Die Kellerräume des alten Lauensteiner Schlosses bergen ganze Kisten, angefüllt mit alten viereckigen Thalern. Einem Manne von Zobden, der noch nie auf dem Schlosse war, träumte, ein graues Männlein zeige ihm den Weg in den Keller und die Stelle linkerhand, wo der Schatz liegt. Er ging nach Lauenstein und kannte sich auch im Schlosse wunderbarlich zurecht, als ob er zu Hause wäre. Aber der Besitzer gestattete ihm keine Hebungsversuche. — Nördlich von Stadtsteinach auf dem Grünberg, einem kegelförmigen mit Fichten bewachsenen Hügel, ist ein doppelter, kreisrunder Wall von einem Außengraben umgeben; darauf haben die Heiden ihren Götzen geopfert. Große Schätze werden dort von einer weißen Frau und einem Hunde gehütet. —

Wohl hat auch der wirkliche Metallreichthum des Gebirges diese Märchen zauberhafter Schätze erzeugen helfen. Selbst der Aether, heißt es im Fichtelgebirg, ist mit „Luft-“ oder „Gottesgold“ geschwängert. Die Walen wußten das zu sublimiren; uns ist die geheime Kunde dessen verloren gegangen! —

V. Bertha. — Zwerge. Bilmesschneider. Wechselbutte. Aberglaube.

In vielen Orten um Bamberg kommt vor Weihnachten die „eiserne Bertha“ und nach Weihnachten der „Hel-Niklos.“ Letzterer, gewöhnlich in Erbsenstroh gehüllt, tritt Nachts in die Stube, schüttelt die Ketten, brüllt und droht — ein Schrecken der Kinder, die er aber alsbald mit Aepfeln und Nüssen versöhnt. Die eiserne Bertha wirft gleiche Gaben zum Fenster oder zur Thüre herein. — Im Fichtelgebirg und Mistelgau vernimmt man weinenden Kindern gegenüber häufig die Drohung: „Sei still, sonst kommt die Berthe!“ Auch im Voigtlande sind „der Barret“ und der „Rupprich“ (Knecht Rupprecht) Schreckgestalten für Kinder. — —

Ueber die Bedeutung der Zwergenmärchen haben wir unsere Ansicht in der Einleitung zur historischen Sage niedergelegt. Wir ergänzen erstere durch nachfolgende Erzählungen: In der Kremnitzmühle bei Teuschnitz ging vor längerer Zeit Alles zu Gut und Geld. Die Leute auf dem Anwesen waren brav und wacker, arbeiteten aber just nicht mehr als Andere. Dafür sorgten zwei „Schletzchen“, ein Männlein und ein Weiblein, die auf der

Mühle hausten. Sie besorgten das Vieh, reinigten das Geschirr, löschten das Feuer. Wenn der Müller mit seiner Frau von der Weihnachtsmette heim kam, war Alles bereitet, der Tisch blank, der Kuchen gebacken, der Kafe geröstet. Zu gewissen Zeiten des Jahres waren sie sichtbar, was aber Unglück bedeutete. Bisweilen stellte man ihnen ein Bischen Essen an die Thürschwelle. Kam ein Dienstbote in's Haus, der nicht gottesfürchtig war, so blieb ihre Hilfe aus. Die Schletzchen waren von der Größe sechsjähriger Kinder und hatten zerrissene Kleider an. Das merkte einmal die Hausfrau, ließ also neue Kleidchen von gleicher heller Farbe machen wie die, so sie anhatten, und legte sie an die Thürschwelle. Des anderen Tages hörte man sie weinen und klagen, nun seien sie ausgelohnt und müßten also fortziehen. Sie verließen die Mühle, und seitdem ging Alles rückwärts. Nach einer Weile wurde die Müllerin bedenklich krank und die Aerzte gaben sie auf. Da erschien plötzlich wieder ein Schletzchen und rief: „Unstückel, Unstückel, Unstückel!“ Darauf verschwand es. Die Frau aber verstund das Wort, sagte, es bedeute die Wurzel des Beifußkrautes, und als sie davon Thee machte und trank, ward sie alsbald wieder gesund. — Vor etlichen Jahren ging ein Mann, Namens Rebhan, im Zwielichte der Kremnitzmühle zu. Da kam ein Zwerglein querfeldein wie auf ihn zugeflogen, hatte zerrissene Kleider an, einen alten, weiten Goller, einen breitkrempigen Hut auf, und weinte. Als der Mann darauf zuging, erhielt er auf seine Fragen keine Antwort, und das Zwerglein blieb baumfest auf der Stelle stehen, ließ sich nicht rütteln und nicht schütteln. Nach einer Zeit begann es sein Heulen wieder, und war ebenso schnell verschwunden als erschienen (von H. Eichhorn in Teuschnitz). Die Voigtländer haben ihr „Schrezala“, einen kleinen neckischen Kobold, der den Leuten gern in die Haare fährt und sie verwirrt. Er hat's auch auf das Vieh abgesehen. Mal kränkelte bei einem Bauern die Kuh fortwährend, und gab zuletzt keine Milch mehr. Da steckte das Schrezala dahinter. Also hängte man der kranken Kuh ein Glöckchen, einen „Jugisel“, um, und sie genaß sofort. Das Schrezala konnte das Geklingel nicht vertragen, und wagte sich nicht mehr an das Thier. — Am Neunberg bei Wohnsgehaig ist der Zwerglesbrunnen. Ein Schäfer drang einmal in eine Höhle in der Nachbarschaft, und traf zwei Zwerglein. Die trugen ihm königlich auf, und schenkten ihm auch ein Tischtuch, das er nur ausbreiten und die Speisen sich darauf wünschen durfte. Als aber der Schäfer das Geheimniß seiner Frau verrieth, verlor das Tischtuch seine Zauberkraft. — Im Querkelesloch am Staffelstein wohnten die Querkelen, welche den Bäuerinen die Klöse aus dem Topf nahmen. Wie dieß die Bäuerinen merkten, zählten sie die Klöse. Da wanderten die Querkelen aus und sagten, die Zeiten seien zu schlecht, weil die Klöse in den Topf gezählt würden. Bei dem Dorfe Wiesen ließen sie sich über den Main führen, und gaben zum Abschied den Rath:

„Eßt Steinobst und Binellen,
„So wird euch das Herz nicht geschwellen."

Auf dem Schloßberg zu Thierstein handthierte vor Zeiten ein graues Zwerglein. Es machte sich gerne Geschäfte in den Häusern zunächst dem Schloßberge, trieb aber auch ab und zu einen Schabernack mit den Leuten. Es heißt, ein Feilenhauer habe dasselbe vertragen. Zigeuner und Feilenhauer gelten — wie in der Oberpfalz — so auch am Fichtelgebirg für die gewandtesten Geisterbanner. Zu Weißenstadt lebte Einer, ein langer hagerer Mann mit zerlumpten Kleidern, beständig seinen Ranzensack auf dem Rücken, der ging von Ort zu Ort, bot seine Dienste an und vertrug die Geister auf den Waldstein. Dort spielen sie auf einem Felsen im Burghofe zum Zeitvertreib mit eisernen Karten. — — —

Der Bilmesschneider (vergl. Bd. II. S. 251) spielt auch in Oberfranken eine Rolle. Mit mancherlei Mitteln wirkt man gegen sein unheimliches Treiben. Am Walburgistage werden die Aecker mit Weihwasser besprengt und mit Palmenzweigen umsteckt, damit der „Binsenschneider" keine Macht habe (Stadtsteinach). Gleichen Erfolg hat es, wenn man am Johannistag Johanniskraut Morgens vor Gebetläuten unberufen pflückt und damit unberufen das Feld umsteckt (Selb), oder blos die Ecken mit Walburgiswasser netzt, und drei Kreuze darüber macht (Forchheim). Der Bilmesschneider geht meist nur auf Korn- und Roggenfelder, schief von der einen Ecke zur andern; die Sichel hat er am Fuße (Redwitz). Ein alter blinder Bauer, der ehedem ein „Bilwiß" war, gebot einmal seinem Sohne, ihn um den Acker des Nachbars zu führen. Dieser ahnte das Vorhaben, und umschritt mit ihm statt des Ackers ein Fichtenhölzl. Als sie heimkamen, lag die Scheune voller Streunadeln (Voigtland). Der Vorwurf: „Du Billmetschneider" gilt als gröbliche Injurie. —

An dem Glauben, daß das neugeborene Kind durch die Gewalt des bösen Feindes, der Hexe oder Trud mit einer „Butte" (Wechselbalg) verwechselt werden könne, hängt das Volk bis in die höheren Bürgerschichten wie an einem Dogma. Namentlich geschieht dieses in den ersten Tagen nach der Geburt des Kindes vor der Aussegnung der Mutter, welche z. B. im Frankenwalde regelmäßig am 5. oder 8. Tage vorgenommen wird. Die Auswechslung wird nur durch List, nicht durch Gewalt ermöglicht. — Zu Warmensteinach hörte eine Wöchnerin Nachts ihren Namen rufen; sie stund auf und sah nach, fand aber Niemand. Als sie wieder in's Bett ging, war das Kind gegen eine Wechselbutte ausgetauscht, die niemals gedieh. Hier waren es wieder Zigeuner, die sich eben im Orte befanden und die es gethan haben sollen. — Wenn die Wöchnerin ihr Kind ordentlich versorgt, ihm rechtzeitig die Brust reicht, und dasselbe gehörig badet, hat sie keine Auswechslung zu befürchten. Wenn man ein Messer in den Thürpfosten steckt, oder einen Besen verkehrt hinter die Thüre stellt, so kann

gleichfalls die Hexe dem Kind nicht bei (Forchheim). — Auch ohne Verwechslung ist Gefahr vorhanden, daß das Kind ausarte. Wenn die Frau kreist, darf man nicht darüber steigen oder über einen Besen weggehen, sonst gebärt sie schwer, und das Kind wird ein „Büttling", bleibt klein und kriegt einen dicken Kopf. Hat man es unvorsichtiger Weise gethan, so muß man rücklings wieder darüber wegschreiten (Teuschnitz). Ist einmal das Unglück geschehen und eine Wechselbutte in der Familie, so muß sie ordentlich gepflegt und mit aller Liebe und Sorgfalt behandelt werden, dann bringt sie Glück in's Haus. In Gasseldorf (Ger. Ebermannstadt) war in einem Hause eine Butte 16 Jahre hindurch. Die Leute trugen alle Sorge für sie und hatten hinwider Segen in allen Dingen. Darnach starb sie, und das Hauswesen kam herunter. Nach wenig Jahren war die Familie in allen Gliedern ausgestorben. Der Volksaberglaube hat nicht selten eine tiefe, sittliche Bedeutung! —

Bei der Gemeingiltigkeit des Glaubens über Durchschnitt, Wechselbalg ꝛc. und bei dem Gleichlaut der hieran sich knüpfenden Sagen, wie er sich von den Alpen bis zum Frankenwald und dem Rhöngebirge vorfindet, mußten wir uns in diesem Abschnitte lediglich auf einzelne Beispiele beschränken. Die Uebereinstimmung hierin wie in allen Gattungen abergläubischer Formeln und Gebräuche deutet auf jene gemeinsame Quelle, aus welcher sie alle entsprungen sind, das ist die Götterlehre und der Göttercultus unserer ältesten Vorfahren. Die Variationen dieser mysteriösen Bräuche, namentlich jener, welche zu einem Blicke in die verschleierte Zukunft helfen sollen, sind zahllos. Wir vermehren die reiche Ausbeute, welche auf diesem Gebiete Fr. Panzer gemacht und in sein werthvolles Buch (vergl. I. S. 256 und II. S. 303 ff.) niedergelegt hat, durch etliche Nachträge:

In der Weihnachtsnacht stellen sich jene, so es versuchen wollen, auf dem Kreuzwege in einen Kreis, beten das Christophorusgebet, und schauen dabei weder hinter sich noch vor sich. Dann erscheint ihnen der böse Feind, und zeigt ihnen verborgene Schätze (Forchheim).

Am Weihnachsabend werden sechs Zwiebel halbirt, die bedeuten die zwölf Monate. Sie werden in der Reihe auf dem Tische aufgestellt, bis die Mette vorüber ist. Welche Hälfte sich bis dahin mit Wasser füllt, die zeigt an, daß das entsprechende Monat des nächsten Jahrganges feucht wird (Teuschnitz). In der Christnacht, so geht der Volksglaube, verwandelt sich in dem Augenblicke, da Jesus geboren wurde, alles Wasser in Wein, aber nur vorübergehend. Wer den Moment trifft, wie einmal ein Weib in Teuschnitz, kann sich davon überzeugen. —

Am Weihnachtsabend am Kreuzwege unbeschrieen kann man zukünftige Dinge sehen. Es muß aber an einem Felde sein, wo Winterkorn gesäet ist. Der Saame muß sichtbar, darf nicht überschneit sein. Vor etlichen Jahren ging Einer von Tschirn im Frankenwald hinaus. Da däuchte es

ihm, als sähe er zwei Häuser in Flammen. Als er davon Kunde brachte in's Dorf, ließ sich sofort die ganze Gemeinde nebst dem Pfarrer in eine Feuerversicherungsanstalt aufnehmen.

In der Weihnachtsnacht nach der Mette wird das Zimmer ausgekehrt. Findet sich im Kehricht unversehens ein einziges Körnlein, so deutet das auf ein kommendes fruchtbares Jahr. — Ueber Kehricht darf man nicht steigen, das bringt Unglück (Lichtenberg). — Wieder gilt der Glaube, daß der Teufel bei der Wandlung in der Weihnachtsmette sein Hauskäppchen ziehen müsse. Da er nicht in die Kirche kann, so hängt er es außen an die Kirchenthüre. Wer des Augenblickes wahrnimmt, kann sich's holen. Es macht unsichtbar und zeigt die Schätze (Frankenwald).

In der Dreikönigsnacht stellt der Bauer, ehe er zu Bett geht, einen Krug Wasser und einen Brodlaib auf den Tisch, und ladet die heiligen drei Könige zu Gaste (Rothenkirchen im Frankenwalde).

An gewissen Tagen, so namentlich zu Allerseelen und Quatember, sind die armen Seelen in der Nähe, da dürfen namentlich die Ofengabeln nicht verkehrt hingestellt werden. Das schmerzt sie und verlängert ihre Pein (Teuschnitz).

Zwei Kinder soll man nicht mit ein und demselben Wasser taufen, sonst stirbt eines davon. — Wenn man einem Kinde bei der Taufe einen Wurm in die Hand gibt, so kann es für den Wurm „büßen" (Selb). — S. S. 313.

In der Fastnacht darf man die Hühner nicht „Putle, Putle" locken, überhaupt nicht beim Namen nennen, sonst holt sie der Fuchs. — Wenn ein „Wieserl" in den Stall kömmt und die Kühe anbläst, geben sie Blut statt Milch. — Wenn die Kuh gekälbert hat oder das Kalb abgebunden wird, darf drei Tage lang Niemand den Stall verunreinigen, damit nichts über das Vieh komme, und das Kalb sich abgewöhne (Streitberg) U. a. m.

Wir setzen hiemit dem Kapitel über Volkssage und Volksglaube die Grenze. —

Fünfter Abschnitt.

Volkssitte.

Von **Eduard Fentsch.**

Erstes Kapitel.

Des Volkes Eigenwesen.

Der Stammesverschiedenheit zum Trotze findet sich überall in Bayern eine auffallende Gemeinsamkeit der Sitte, das Stigma süddeutscher Volksthümlichkeit. Wie auf dem Gebiete der Sage, so bildet auch auf jenem

der Ethnographie im engsten Sinne des Wortes dieses Gemeingiltige den Schaft, welchem sich je nach Lage, Licht und Erdreich die Blüthe in wundersamen Varietäten aufsetzt. Das Racenverhältniß gibt die Lokalfarbe; die Oertlichkeit bedingt Form und Fülle. —

Wenn in früheren sittengeschichtlichen Skizzen frischweg ein Griff in den Schatz volksthümlicher Gebräuche und Lebenserscheinungen gemacht wurde, so war es dem Leser gegeben, sich auf dem Wege der Synthese ein richtiges Bild von dem Volke selbst zu verschaffen. In Ober-, Mittel- und Unterfranken bedarf es aber einer vorgängigen Ausscheidung der Gruppen und einer Schilderung ihrer Charaktere. Wir haben es hier nicht mit einem Volke aus einem Gusse zu thun, wie in Altbayern und Schwaben wohl auch in der Oberpfalz. Hier tritt vielmehr innerhalb der Kreisgrenze jener wesentliche Faktor auf, welcher nach dem Vorerwähnten jeder Gruppe einen bestimmten Lokalton gibt, — ich meine die Stammesverschiedenheit.

Wir beziehen uns auf den Versuch einer Gruppenbildung, welchen wir dem Capitel über den Hausbau veranschickten. Hiernach scheiden wir Bayreuther und Bamberger Land. In jenem bildet wieder die Centralmasse des Fichtelgebirges den Ausgangspunkt für unsere Studien. Das Bayreuther Unterland — als Gegensatz zum Gebirge — und das Voigtland repräsentiren vom sittengeschichtlichen Standpunkte aus die durch örtliche Verhältnisse bedingten Abstufungen. Den Sechsämterbezirk dagegen scheidet zufolge seiner ursprünglichen Stammeseigenheit eine scharfgezeichnete ethnographische Marke von dem übrigen Bayreuther Lande, dem er nur zufolge der Gleichheit späterer territorialer und confessioneller Verhältnisse näher trat.

Aehnliches ist bei dem Bamberger Lande der Fall. Das oberfränkische Jura- und Steigerwaldgebiet sind Schattirungen des Herzlandes an der untern Regnitz und im Mainthale. Der innere Frankenwald hinwider — obwohl ehedem gleichfalls ein Theil des Erzstifts — hat ein selbständigeres Gepräge in manchen Dingen.

1. Bayreuther Land.

Caspar Bruschius läßt sich in seiner gründlichen Beschreibung des Fichtelgebirges also vernehmen: „Es hat der Fichtelberg und schier das ganze umgelegene Land ein fromm, getreu, freundlich, aber doch fast grob, bäuerisch, hart und starkes Volk, das Hitz und Frost in aller Müh und Arbeit wohl leiden und vertragen mag. In Summa, es seynd Leute, umb von Natur angeborner Stärke willen, wilde Säue und grausame Bären zu fällen und zu fahen, fast geschickt, wiewohl sie nicht von Leib grob und ungeheuer, sondern auch sonsten zum Theil von Art des Hölzleins seynd, das sie selbst gemeiniglich an den Spießen tragen, daher auch ein teutsch Sprichwort erwachsen, daß, wann man von einem guten Knittel will sagen,

spricht man, es seye ein grober Fichtelberger." Pachelbel begleitet diese Schilderung mit folgendem Commentar: „.... woraus abzunehmen, daß zu Bruschens Zeiten die Leute umb den Fichtelberg viel ungeschlachter müssen gewesen sein, denn heut zu Tage, da auch sogar die ungeschicktesten Bauern, welche an dem Wald wohnen, gar vernünftig und gescheit genug von allerlei Weltsachen zu raisoniren wissen, obgleich die Sitten und Sprache an ihnen ziemlich grob heraus kommen, besonders denen, so gegen Osten oder gegen Wunsiedel wohnen ...... So einfältig aber und grob dieses Volck an der Sprach und Sitten zu sein scheint, so klug, nachdenklich und listig ist es doch in der That, daß man sich verwundern muß, was sie für judicia fällen, wann sie treuhertzig werden. Sie sehen gewißlich so gut, als ein erfahrener Staatsmann, ubi lateat anguis in herba, und gleichwohl wissen sie sich so zu verstellen, daß man vermeinen sollte, sie könnten nicht zwei, geschweige vier zählen."

Zwischen Bruschius und Pachelbel liegt ein Zeitraum von mehr als einem Jahrhunderte. Seitdem hat wieder die Fluth von anderthalb Jahrhunderten gar manches Rauhe hinweggespült, Vieles abgeschliffen und geglättet und die Kanten abgerundet. Wenn wir das zu- oder abrechnen, so läßt sich füglich sagen, daß die obige Schilderung noch trefflich passe auf den Fichtelberger, wie er — eine kräftige gedrungene Gestalt mit derben Gesichtszügen, „hart und stark" — im Hochlande und namentlich in den Eisenhämmern noch heutzutage uns in den Weg tritt. Kömmt er auch nicht mehr in die Lage „Bären zu fällen," da ihm schlimmsten Falles der Bärenfang auf dem Waldsteine die Mühe erspart; so deutet doch seine markige stämmige Figur noch auf einen erklecklichen Rest jener körperlichen Vorzüge, welche ihm Bruschius anno 1592 zuschrieb, und ein kühner Conjekturant mag ihm schon um deß willen die Abstammung von den alten Thüringern, den „thewren" (guten, tüchtigen), oder gar den „dürren" (derben, Schmeller Idiot. I. 391) Männern zugestehen. Daß für jene Striche, wo die Heerdstätten in feuchter Niederung, im Dunstkreise der Lohen und Moore hinabgebaut sind, oder wo die Beschäftigungsweise die Entwicklung hemmt und die Armuth ihren Druck ausübt, die Zeichnung etliche Aenderungen zu erfahren habe, ist selbstverständlich. So ist im Bernecker Bezirke, wo seit wenig mehr als einem Dezennium Mann und Weib, Bursch und Dirne am Stickrahmen sitzt und „plauisch näht",[1] eine Rückwirkung auf den Wuchs und die körperliche Tüchtigkeit bereits fühlbar.

Minder kräftig im Allgemeinen ist der Schlag Leute auf der nördlichen äußeren Bergebene und im Osttheile des Sechsämterbezirks, wo an

[1]) Die Weißstickereien werden an sächsische Fabrikanten gegen sehr kargen Lohn abgeliefert. Die meisten Bestellungen kommen von Plauen, daher die Bezeichnung.

der Eger und Kössein ein dem Oberpfälzer im Naab- und Waldsassener Stiftsgebiete verwandtes Geschlecht wohnt. Die Arbeit bedingt die Körperconstitution. Je näher wir dem Bezirke rücken, wo am platten Lande die Zahl der Webstühle schier größer ist als jene der Eggen und Pflüge, desto seltener begegnen wir stämmigen Burschen und tüchtigen, drallen Dirnen. In den eigentlichen Weberdistrikten des Voigtlandes und Wunsiedler Kreises wohnt ein schmächtiges, bleiches Völklein, an dem man die Stubenluft wittert. Aus den Gesichtern liest der halbwegs feine Beobachter die abspannende Wirkung ihrer wenn nicht harten doch ermüdenden Arbeit ab. Das ewige Einerlei des schwirrenden Weberschiffleins, so regelmäßig, wie das Picken der schwarzwälder Uhr in der kleinen, dumpfen, durchräucherten Stube, — der seltene Genuß der freien Luft, von welcher diese rastlos beschäftigten Menschen nur auf ihrem einzigen Spaziergange zum „Faktor" oder Fabrikanten ein Stücklein zu kosten kriegen, — dazu die kümmerliche Nahrung, das ewige Kartoffelstärkmehl, dem schon Franz v. Paula Schrank in seiner bayerischen Flora zumuthet, daß es das Fett schwammig und das Fleisch nicht derb genug mache, — das sind die naheliegenden Gründe dieser Erscheinung.

Anderem begegnen wir da, wo noch eine behäbige Bauernschaft seßhaft ist, wie auf dem Plattlande um Marktleuthen, Kirchenlamitz, wohl auch Rehau und Arzberg, dann in der den Waldsteinen vorliegenden Ebene bis gen Münchberg und im besseren Theile der Voigtlandes. Der Knecht, der im Neubruche hinter dem Pfluge geht, die Dirne, welche die Sense rauschen läßt, der Bauer selbst, der mit handthiert bei Saat und Ernte und Ausdrisch — sie bilden ein kräftigeres, derberes Geschlecht als das der kümmerlichen Weber. Die soziale Stufenleiter, welche der Voigtländer gewissenhaft beobachtet, hat auch in somatischer Beziehung eine Berechtigung. Beim Maientanze eröffnen die Bauernsöhne mit den Bauerntöchtern den Reigen, dann kommen die Bauernknechte mit den Webermädchen, und schließlich erst die Webergesellen mit den Mägden. Durch eine andere Reihenfolge geschähe der Würde des Bauernthums ein unleidlicher Abbruch.

Ein fester Bauernschlag sitzt im westlichen Vorlande, um Bayreuth und bis zum Ostrande des Jura's. Lassen wir den Mistelgauer als Prototyp gelten. Wenn nicht gerade stattlich und hochwüchsig, ist er doch derb und robust; der breitkrämpige Schlapphut beschattet einen gerechten Bauernkopf mit breiten, groben Gesichtszügen; sein Auftreten bekundet noch einen achtbaren Grad bäuerlichen Selbstbewußtseins. Dabei ist er elastischer, körperlich und geistig regsamer, als sein östlicher Nachbar. Es ist der slavisch-thüringischen Grundlage ebenso viel ostfränkisches Wesen beigemischt, wie im Sechsämterbezirke oberpfälzisches. Daß aber überhaupt — von der Eger und Saale bis an die Westgrenze unserer Gruppe — auch in Bezug auf Körperbildung die slavische Vorzeit noch nachwirke, ist unverkennbar. Tiefliegende,

kleine kluge Augen, stark hervortretende Backenknochen und dunkles Haupthaar, namentlich bei Kindern neben dem germanischen blonden auffallend, sind nicht vereinzelte Vorkommnisse. Im Voigtlande gemahnen sonderlich bei den Frauen üppiger Wuchs und ansprechende Gesichtszüge an slavische Mischung. Das Mädchen und das jugendliche Weib überragt nicht selten den schmächtigen Burschen; aber es verblüht schnell und seine Reize überdauern kaum die Flitterwochen. Dabei ist es jedoch seiner Bestimmung in außerordentlicher Weise gewachsen, breit und hochhüftig. Kundige Aerzte versicherten mich, daß die Zahl der künstlichen Geburten in rein germanischen Bezirken jene der wendischen Distrikte um mehr als das Doppelte übersteige. Zudem bildet eine große Fruchtbarkeit die Regel. Was Wunder nun, daß uns aus dem kleinsten Gaden einer verlatterten Weberhütte der überraschendste Kindersegen entgegenläuft? Die statistische Beobachtung, daß der Reichthum an Nachkommenschaft mit jenem an irdischen Schätzen im umgekehrten Verhältnisse stehe, bestätigt sich namentlich in den voigtländischen Weberdistrikten. Wir erachten es für kein geringes Glück, daß bei der Dichtigkeit der Bevölkerung dieser ein so achtenswerther Grad industrieller Strebsamkeit inne wohne.

Thatsache ist, daß am Fichtelgebirg und seinen Vorlanden — selbst in jenen Bezirken, wo die Arbeit am Webestuhle, in der Paterlhütte und am Stickrahmen gerade nicht den günstigsten Einfluß auf den Körper äussert, dennoch der Gesundheitszustand verhältnißmäßig ein guter sei. Auch da, wo die äußere Erscheinung alsbald verkündet, daß in Folge der mühseligen Handthierung, des Mangels an kräftigender Bewegung und frischer Luft manigfach eine Störung in der Entwickelung eingetreten ist, sind organische Gebrechen und acute Krankheiten — namentlich am platten Lande — sehr geringzählig und hohes Alter gehört keineswegs zu den Seltenheiten. Nur in den feuchten, moorigen Niederungen sind Fieber und Typhus theilweise endemisch. Es liegt aber auch eine merkwürdige Zuversicht, ein fatalistischer Glaube in diesen Leuten, daß ihnen nichts „beikönne." Und geschieht es denn doch einmal wider Sternenlauf und Schicksal, so läuft die Sippschaft gewiß eher zu Einem der büßen [1]), als der schulgerecht kuriren kann. —

[1]) Der Ausdruck „büßen" für „heilen" (cfr. Schmeller Idiot. I. 212) ist namentlich in Franken geläufig. Insbesondere werden die sympathetischen Curen damit bezeichnet. Es gibt Leute, welche speziell „für die Gicht, für den Ausschlag, für offene Wunden ꝛc." büßen können. Wer für eine offene Wunde zu büßen und das Blut zu stillen vermag, versteht den „Blutsegen." — Die Kraft des Büßenden ist meist intensiv genug, um auch in der Entfernung zu wirken. Man hat mir vor etlichen Jahren einen Hafner in Walterslohe und einen Schneider in Kirchenlamitz bezeichnet, welche für Gicht und Hautausschlag büßen können, indem ihnen der Patient ein gebrauchtes Gewandstück, vorzugsweise ein Hemd schickt, welches sie einsegnen. Also zurückgelangt und ungewaschen wieder angezogen, wirkt es kräftiger als alle Medizin. Nebenbei gilt insonders

Man darf den Bayreuther Unterländer eben so wie den Siedler am Fichtelgebirge und dessen Vorterrassen mit allem Fuge bildsam, klug und geweckt nennen. Der Bürger wie der Bauer wagt innerhalb seines Wirkungskreises gerne einen Schritt vorwärts; er geht nicht dem Besseren, weil es neu ist, allzeit mißtrauisch und furchtsam aus dem Wege. Selbst der armseligste Weber und Tropfhäusler weiß ein vernünftiges Zwiegespräch anzuheben und fortzusetzen. Liegt hierin das Zeugniß angeborener Fähigkeit und Bildsamkeit, so bemerken wir zudem, daß auf dem platten Lande vom Dorfschulzen bis herab zum Hütjungen fast ein Jeglicher zu lesen und zu schreiben weiß, die vier Spezies und selbst etwas darüber hinaus versteht. Das läßt auf die Höhe der Bildung schließen, bei deren Beurtheilung wir selbstverständlich nur einen relativen Maaßstab anzuwenden haben. Jedenfalls bekundet es eine minder mangelhafte Schulerziehung, als sie anderwärts beim Bauern erbgesessen ist. Sonderlich weiß man im Volke die alten „Schulhalter" aus preußischer Zeit zu rühmen, während man an den jüngeren Pädagogen, wie sie aus den Seminarien herauswachsen, jene Taktik zu vermissen glaubt, welche den Lehrling in die rechte Stellung zu seinem Auffassungsvermögen und seinem nothwendigen Wissen versetzt.

Pachelbel, der „Liebhaber göttlicher und natürlicher Wunderwerke," wie er sich selber nennt, bewährt sich demnach unseres Bedünkens auch als ein sicherer Psycholog, wenn er die Fichtelberger als vernünftige und gescheidte Leute schildert, die über allerlei Weltsachen zu räsonniren wissen. Er hat auch darin nicht Unrecht, wenn er behauptet, daß ihre Sitten und Sprache ziemlich grob heraus kommen, namentlich denen, so gegen Osten oder gegen Wunsiedel wohnen. Zwar spricht man in den Thälern der Centralgruppe des Gebirges dasselbe Idiom, wie draußen an der Rösla und Kössein; denn die Sprachgrenze gegen das Voigtländische läuft von den Kornbergen zu den Waldbergen und von hier aus gen Berneck und südwärts nach Weidenberg. Aber der Autochthone behauptet, es klinge im Gebirge rauher und herber als im Vorlande, und hier hinwieder seien die Leute um ein Gleiches glätter und geschliffener. Sonderlich auffallend ist jedoch der Unterschied nach keiner Richtung.

Ein ähnliches Rivalisiren um den Vorrang in guter Sitte herrscht zwischen dem Sechsämterbezirke und dem Voigtlande. Im Ohre des Voigtländers, der das Bayreuther Fränkische mit einiger Schattirung spricht, klingt der singende, an gebrochenen Lauten reiche, oberpfälzische Dialekt rauh und uneben, und nach dem Klange seiner Rede beurtheilt er auch den Nachbar. Etwas derber mag der Sechsämterer sein, als der Voigtländer; er hat schon das Gefühl größerer Behäbigkeit für sich. Nach dieser Richtung

der Opferstock, ein Theil der zu Ostern geweihten Kerze, als ein Specificum wider mancherlei Gebrest. —

ist es vielleicht charakteristisch, daß z. B. in Redwitz, welches bis in die neuere Periode ein Egerer Lehen war und wo österreichisches Landrecht galt, eine Ohrfeige jede Verbalinjurie von Rechtswegen compensirte. Eine boshafte Sage nennt die Dörfer Nagel und Reichenbach am Fuße der Kössein „des Teufels Leibgeding", und stellt damit die Sitte der Ortsnachbarn nicht in das günstigste Licht. Und dennoch hat auch der Bewohner dieses Theiles der alten Wunsiedler Hauptmannschaft wieder Recht, wenn er sich selbst für „feiner" hält, als die Leute jenseits der Kornberge. Er weiß klug hinter den Bergen zu halten; er ist schlau und listig und kann mit großer Gewandtheit viel reden, ohne seine Gesinnung zu verrathen. Wir stehen auf einem Stückchen oberpfälzischen Bodens, das trotz der weiland Territorialmark und der noch bestehenden Provinzgrenze die ethnische Verwandtschaft mit dem Süden nicht zu leugnen vermag. Im Egerländchen ist der Ausdruck „lauschet" im Schwange, wenn sie nicht recht wissen, ob das Wetter zum Guten oder Schlimmen sich neige. Die Bezeichnung paßt wohl einigermaßen auch für die Leute; sie sind „lauschet." Ihr zurückhaltendes, mißtrauisches Wesen löst sich schwer und nur dann, wenn man sie „treuherzig" zu machen weiß, was nicht Jedem gelingt, der des Idioms nicht mächtig ist. Dagegen nehmen sie auch Antheil an den trefflichen Eigenschaften des Oberpfälzers. Sie sind ungemein fleißig und ausdauernd, und selbst beim wohlhabenden Bauern herrscht eine Genügsamkeit, wie sie unter gleichen ökonomischen Verhältnissen dem Bayreuther Unterländer und namentlich dem Mistelgauer fremd ist.

So kündet sich — trotz confessioneller und territorialer Scheidewand — die Stammverwandtschaft. Der Sechsämterer ist vielleicht geistig frischer und unternehmender als sein südlicher Nachbar, weil er jene bitteren und unerquicklichen Erfahrungen nicht zu erleben hatte, wie sie das vielfach verkannte, vernachläßigte und auf die Seite geschobene oberpfälzische Volk seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges durchmachen mußte, bis es sich endlich zum Standpunkte gleicher Berechtigung und Berücksichtigung durchgearbeitet hatte. Aber das entscheidende Signet des gleichen Ursprungs ist nicht verwischt. Die volksthümlichen Analogieen zwischen ihm und seinem Nachbar nördlich des Epprechtsteins und der Kornberge sind geringer als jene zwischen dem Voigtländer und dem weit abliegenden Colonen an der Aisch.

Gerader und offener ist der Bewohner der nördlichen Fichtelgebirgsvorterrasse (der äusseren Bergebene), welche wir als den bayerischen Theil des Voigtlandes kennen gelernt haben. Er steht dem Franken näher, als der Egerländer, obwohl er jenem weder an Beweglichkeit und Lebendigkeit, noch an Witz und Zungenfertigkeit, noch an anspruchsvoller Genußsucht gleich kommt. Vielleicht ist es die Beimischung wendischen Geblütes, welche ihn ruhiger und ernster macht. Doch ist der Voigtländer keineswegs blöde,

namentlich nicht der Bauer, der neben seiner biderben Offenheit gerade genug Mutterwitz besitzt, um keine Antwort schuldig zu bleiben. Er thut das gerne in Parabeln und bedient sich hiebei des Sprichwortes, [1]) wo es sich um eine schlagende Replik handelt. Gedrückter und weniger schlagfertig ist der Weber. Armuth macht demüthig und bescheiden. Dieser insbesondere theilt mit dem Oberpfälzer einen gewissen Mangel an Reaction gegen den Druck des Schicksals. Das gemahnt an die gefügige Natur des Slaven.

Am gewecktesten und beweglichsten ist der Bayreuther Unterländer. Dem Mistelgauer merkt man das schon am wiegenden Gange ab. Er ist heiter, lebenslustig, anregsam, zum Genusse schneller bereit als der Voigtländer. Damit mag zusammen hängen, daß es ihm an dem industriellen Sinne, an jenem ausdauernden Fleiße und jener minutiösen Betriebsamkeit fehlt, wie sie an der Saale daheim ist.

Also vereinigt das gesammte Völkchen unserer Gruppe eine ganz achtbare Summe liebenswürdiger Eigenschaften; Anstand und Höflichkeit nehmen unter diesen nicht die letzte Stelle ein. Den Wanderer, der von Süden herauf zog, berührt dieses ungemein angenehm. Gefälligkeit und Zuvorkommenheit und die schöne deutsche Tugend der Gastfreundschaft trifft man allenthalben zu Stadt und Land. Ausbrüche von Rohheit sind selten; der Fichtelberger und Voigtländer insbesondere sind nicht exzessiv, das bestätigt die Einsicht der Criminaltabellen und ein Blick in den Schwurgerichtssaal. Groß ist die Sicherheit der Person und — wo nicht die Wellen der Noth über den Häuptern zusammenschlagen — auch jene des Eigenthums. Nur der Waldfrevel bildet eine stehende Rubrik in der Criminalstatistik.

Die Bevölkerung besteht in überwiegender Mehrzahl aus Protestanten. Sie rühmt sich selber einer ungemeinen Toleranz. Das hindert nun freilich nicht, daß z. B. die katholischen Oberpfälzer, wenn sie in den benachbarten Sechsämtern zusprechen, ihre gesonderten Wirthshäuser besuchen, oder daß sich gegen den katholischen Frankenwald und den katholischen Theil an der Warmensteinach etwas wie eine Scheidewand hinzieht. Das Volk meint, es liege nicht an ihm, daß diese Pfahlhecke noch im Gefüge bleibe.

Neigung zum Pietismus findet sich wenig, namentlich wo die frische Bergluft weht. Eher fühlt sich da und dort ein Hang, selbst in religiösen

---

[1]) Die volksthümliche Sprechweise ist reich an drastischen Sprichwörtern, denen das Idiom noch besondere Form gab. Der Voigtländer sagt:

„A guter Weg in der Krimm (Krümme)
Is nix imm (um)“,

oder: „Zwischen Schwieger und Schwier (Schwiegermutter und Schwiegertochter)
Macht mer a eisera Thir“,

oder: „Fremm's Brud (Brod) hasen die Kinner Semmel u s. f.“

Dingen nach Vermögen eine Kritik zu wagen. Hiernach beurtheilt sich auch das Verhalten des Volkes gegenüber neueren kirchlichen Reformen und seine Ansicht über straffere Kirchenzucht. Ein ehrsamer Bürger von .... deutete mir bei Gelegenheit eines Zwiegesprächs über dieses Thema mit dem Finger auf eine Stelle aus dem Abschied des Markgrafen Casimir von Brandenburg, datirt Mittwochen nach Francisci anno 1526 die also lautet: „Es soll auch keinem Beichtkindt Kein offne oder anndere dergleichen Bueß, darauß was oder wie einer gesündigt, vermercht oder Arckwohn genommen, Inn der Beicht auffgelegt werden." Ich vermied es aber, mich in weitere Disputationen mit ihm einzulassen.

2. Bamberger Land.

Es bedarf keiner sonderlichen Unterscheidungsgabe, um mit dem ersten Schritte, den wir auf Bambergisches Gebiet setzen, den gewaltigen Abstand zu fühlen zwischen Sprache und Sitte seiner Bewohner und jener der ehemaligen Markgrafschaft Culmbach-Bayreuth. Der Bamberger bildet das Mittelglied zwischen dem Voigtländer und dem reinblütigen Ostfranken. Er hat bereits ostfränkische Lasur, aber auf rauheren Grund aufgetragen. Körperlich und geistig ist er derber und schwerfälliger als sein Nachbar gegen Abend, und sein Nachbar im Bayreuthischen rühmt sich gleichfalls und nicht ohne alle Berechtigung eines feineren Schliffes. Im Idiome findet sich hiefür allbereits ein Ausdruck. Es klingt breiter und härter, als das unterfränkische und voigtländische, obwohl die Bambergerinen in Zungenfertigkeit und Redegewandtheit sich nichts vorgeben lassen.

Das Kernvolk des Erzstiftes sitzt um Bamberg selbst, gegen den Haß- und Steigerwald, dann den Main und die Regnitz aufwärts bis gen Lichtenfels und Forchheim, — ein untersetzter, kräftiger Schlag Leute, zum namhaften Theile eine wohlhabende, großbesitzende Bauernschaft, die es sich gefallen lassen muß, als grobkörnig zu gelten, und sich dafür mit ihrem Selbstgefühle entschädigt. Der Bamberger geizt nicht darnach, so geschmeidig und weltläufig zu sein, als sein östlicher Nachbar, und wenn er an Bildung, Anstand und Aufklärung hinter diesem zurücksteht, so mag das mehr der Culturgeschichte seines Ländleins und seiner Erziehung in die Schuhe geschoben werden, als seiner congenitalen Fähigkeit. Im Vorlande des Frankenwaldes und um Lichtenfels, wo die Korbflechterindustrie sich Geltung verschafft hat und dem geringeren Erträgniß des zersplitterten Besitzes nachhelfen muß, hat sich der Bauerntrotz schon merklich gebrochen. Ueberhaupt ist der Maingründler [1]) geschmeidiger, als der Siedler an der Regnitz

---

[1]) Daß die rauhere Außenseite des stiftischen Oberfranken schon ein älteres Erbstück sei, dokumentirt, unter Anderem das „Lichtenfelser Stadtbuch." Es enthält die „Commissions-Puncta", welche der hochfürstl. Bamberg'sche geheime Rath Neudeck am 1. Juni 1654

oder der Stockbamberger. Es ist bezeichnend, daß ehedem die Bamberger Polizeisoldaten den Namen „Rumorer" führten. Wo die Organe der Polizeiverwaltung selbst Rumorer sind, darf man die Unterthanen wohl etwas nachsichtiger beurtheilen.

Der Bamberger ist lebenslustig und will genießen. Er ist sinnlich, leicht anregbar, plaudert gern und viel und sein Mutterwitz ist von drastischer Wirkung. Er ist leichtblütig und heiter, und der „lachende Engel" im Bamberger Dome ist nicht umsonst das Wahrzeichen der Stadt [1]). Eine eigene Kaste, ähnlich den Aschaffenburger Schiffern, bilden die Bamberger Gärtner, die sich des Rufes einer „göttlichen Grobheit" vorzüglich erfreuen. Die vielen hübschen Mädchen ihrer Sippe müssen das wieder ausgleichen. Man muthet ihnen das meiste slavische Blut zu. — —

Wir steigen von der fruchtbaren Thalung der Regnitz das Gelände aufwärts, das uns zu den Hochflächen der oberfänkischen Jurariffe geleitet. Die Szene ändert sich; andere Gestalten, andere Formen des Daseins gemahnen an andere Bedingungen und Voraussetzungen. Die Bevölkerung des Frankenjura's, namentlich des Theiles von der Wasserscheide (Bamberg-Culmbacher Hochstraße) südwärts mit Ausnahme des ausgeweiteten Wiesentgrundes von Forchheim bis Prezfeld erfreut sich keiner besonderen Wohlhabenheit. Der Grundbesitz ist geringe, das Juraplateau steril; manigfach herrscht Verkommenheit, die schon in der Physiognomie des Dorfes Ausdruck findet. Wie allenthalben, so äußert auch hier die Armuth ihre Wirkung. Kräftige, geschlachte, untersetzte Gestalten bilden die Ausnahme, und nur die Umgebung von Weischenfeld und Eisfeld rühmt sich eines hübschen Schlages von Leuten. Es finden sich zwar unter den Dirnen manch wohlgestaltete, denen die kleidsame Tracht und das rothe Kopftuch gar anmuthig steht; aber jene frischen „Mariengesichtchen," denen schon C. Julius Weber unter den Bambergerinen begegnete, gedeihen weder auf der rauhen, windigen Hochebene noch in den schmalen Thalrissen. Zudem verräth sich da und dort eine Mischung wendischen und deutschen Blutes — ein birnenförmiger Schnitt des Antlitzes, kleine Augen, starke Backenknochen.

---

bei der Lichtenfelser Rechnungsabhör „zu befolgen hinterlassen." Da heißt es bei Punkt 18: „Die wirth sollen alle durchgehent vnd reisente Persohnen hohen vnd niedrigen standts unwidersetzlich willig vnd gern vndt nit, wie bißhero von Ihnen geschehen, einnehmen, vnd wenn sie sich gleich nichts verkostet haben, sollen sie doch den gesten guete wort geben." Dann Punkt 5: „Solle ein Jedweder seinen Weib, das bißhero in schwang gehende schenden vnd schwehren, so sie fast ohne scheu sogar wider die obrigkeit auff öffentlichen gassen geübt, ernstlich verbiten." Es möchte demnach scheinen, daß weiland die Wirthe und Weiber die gleiche Stufe der Höflichkeit und des Anstandes eingenommen haben. —

[1]) In Franken war ein altes Sprichwort gang und gäbe, das hieß: „Wenn Nürnberg mein wäre, wollt ich es in Bamberg verzehren."

Zu Birkenreuth, Trainmäussel und gen die Neubürg zu läuft Einem manch' ein Bauernweib in den Weg, das Kind auf den Rücken gebunden, ungewöhnlich hochhüftig, mit tiefer Gesichtsfarbe, das den germanischen Typus vollständig verleugnet.

Der Bewohner des Juralandes ist weniger offen, lebfrisch und selbständig, aber auch weniger derb und herausfordernd als der Colone im Regnitzgrunde und um Bamberg. Er ist höflich und artig, aber versteckt und mißtrauisch, und man sagt ihm nach, daß er sich gerne anders stelle, als er sich wirklich gehabt. Je unlieber er selber Farbe bekennt, desto leichter ist er verletzt, hält sich für zurückgesetzt oder in seinen Rechten gekränkt. Die überraschende Summe der Civilstreitigkeiten gibt den praktischen Beleg hiefür. Hinwider verdient sein unermüdlicher, wenn auch nicht gerade rationeller Fleiß, seine Genügsamkeit und Nüchternheit Anerkennung. Durch die letzteren Eigenschaften insbesondere zeichnet er sich vor seinen Nachbarn im Bayreuthischen und Bambergischen vortheilhaft aus; die meiste Aehnlichkeit im Charakter mag er mit dem angrenzenden Oberpfälzer haben.

Die günstigste Gelegenheit zu vergleichenden ethnographischen Studien bietet der Gerichtsbezirk Pottenstein. Hier sitzen auf kleinem Flecke die Vertreter dreier leicht unterscheidbarer Volksgruppen hart neben einander: der altbambergische Juraländer im Städtchen Pottenstein und seinem Umkreise, der Oberpfälzer in Körbeldorf, Püttlach, Püttenbach und Umgebung (wo auch oberpfälzisches Landrecht gilt) und der protestantische Unterthan des weiland Nürnbergischen Pflegegerichts Bezenstein in Bezenstein, Leiboldstein, Hüll, Weidenseeß und zunächst der großen Grenzforstung — dem Bischofswalde. Den Oberpfälzer unterscheidet vorzugsweise das Idiom von seinem bambergischen Gerichtsgenossen; der Nürnberger hinwider ist der fleißigste, solideste, rührigste und intelligenteste, und sein Weib will auch trachtlich ihre Eigenheit wahren. Darum läßt sie die Bindzipfel des dunklen Schlingtuches das Genick hinabhängen, während die katholische Pottensteinerin ihr rothes Kopftuch vorne über der Stirne bindet. Auf diesem winzigen Stücklein Landes zeigt es sich, welch' einschneidende Wirkung die alten Landmarken und die confessionelle Trennung auf die ethnographischen Charaktere äußern. Es wird noch eine Weile dauern, ehe die Spuren dessen völlig verwischt sind, obwohl die Bewohner ihre Steuern einträchtig zu einem Rentamte tragen, dem Spruche desselben Richters, und den Verordnungen desselben Bezirksamtmannes sich fügen müssen. —

Ein eigenes Völklein wohnt im sogenannten schwarzen Winkel, den Dörfern Obertrubach, Gschwand, Bärenfels und Kühlenfels (am schwarzen Holze), das sich durch seine Unstätigkeit und Wanderlust auszeichnet. Es spielt auf dem oberfränkischen Jura dieselbe Rolle, wie der Matzenberger im Leininger Thale der Rheinpfalz. Die Leute treiben Hausirhandel mit Sämereien, Zwiebeln, gedörrten Früchten und Aehnlichem, taufen sich mit

ihrer Erübrigung Flachs ein, den sie selber drüben im Oberpfälzischen den Bauern abhandeln, und verspinnen ihn daheim während des Winters, um beim ersten Thauwetter wieder die alte landstreichende Lebensweise zu beginnen. Damit bringen sie sich durch, und hausen sich schließlich besser, als sie bei den Nachbarn angeschrieben stehen. In ähnlicher Weise ist ein namhafter Theil der Bewohner von Effelterich, Boxdorf, Langenzendelbach und Karsbach (Bezirks Forchheim) jahraus jahrein auf Wanderung begriffen. Doch betreiben diese ihren Handel mit Obst und Obstbäumen solider und kaufmännischer, und finden ihre Absatzquellen selbst in Dänemark und Rußland. Jedes der genannten Dörfer verkauft in günstigen Jahrgängen um 15,000 fl. und mehr Obst. —

Wir sind bei der letzten Gruppe, dem Frankenwalde, angelangt. Tritt hier auf der einen Seite das slavische Element mit aller Entschiedenheit auf, so sind es andererseits die topischen Verhältnisse und die vorwiegende Lebens- und Beschäftigungsweise, welche dem Frankenwäldler einen eigenthümlichen Stempel aufdrücken und ihn vom Regnitz- und Maingründler trennen. Zwischen Letzterem und dem Bauern im südlichen Frankenwaldvorlande, um Kronach und den flacheren Rodachgrund mitternachtwärts bestehen die meisten Analogieen. Das höhere Gebirgs- und Waldland im Norden dagegen hat einen geschlachteren und größeren Menschenschlag aufzuweisen. Am weitesten steht die kräftige, handfeste Flößerbevölkerung im inneren Frankenwalde von den schmächtigen und scheuen Webern im Südosttheile der Gruppe und im angrenzenden Voigtlande ab. Auch die Korbflechter im Südwestwinkel und die Tafelmacher jenseits des Rinnsteiges im Thüringerwalde sind beträchtlich „geringer" als der Kernländer des Frankenwaldes, namentlich jener um Wallenfels und an der wilden Rodach. Ein robusteres, derberes, hochstämmigeres Geschlecht als das der Flößer hier zu Lande hat die ganze Provinz nicht aufzuweisen. Ihre Arbeit bedingt und erhöht die körperliche Kraft, die sich manigfach in Uebermuth und Exzeß offenbart. Die Criminalstatistik des Bezirkes Kronach ist die reichhaltigste. Desto weniger geeignet ist das Flößerhandwerk für die Cultur des Geistes. Den Weber und Korbflechter geleitet die Eintönigkeit der Arbeit zum Nachdenken und legt ihm gar häufig die Falten des Ernstes in's Gesicht. Dazu gebricht es dem unruhigen, stets bewegten Flößer an Zeit. Er läßt sich blos von Gefühl und Leidenschaft beherrschen, und ist deshalb auch naturwüchsiger und offener. Daß es ihm aber an Bildungsfähigkeit nicht mangle, beweist er durch ein schnelles und leichtes Verständniß, durch eine kluge Benützung seines Vortheiles und einen gesunden Mutterwitz. —

Im Frankenwalde drängt sich eine Wahrnehmung auf, die dem scharfsichtigen Beobachter auch anderwärts nicht entgangen sein wird. Wir meinen den Gegensatz zwischen Mann und Weib in Bezug auf die somatischen Verhältnisse. Neben den massiven, stämmigen Burschen triffst Du durch-

schnittlich Dirnen, von kaum mittlerer Größe, verhältnißmäßig fein gebaut, mit hübschen Gesichtszügen, aber selten drall und vollbusig. So steht im gleichen Widerspruche die stattliche slavische Voigtländerin ihrem gebrechlichen Eheherrn, der unansehnliche Bursche des Rotthales (Niederbayern) seinem renommirt hübschen Mädchen, das wohlgestalte und hübsche Mannsvolk in vielen Bezirken des oberbayerischen Hochlandes einem unschönen Weibergeschlechte gegenüber. Wo in unserer Gruppe der slavische Typus am kennbarsten auftritt, sind die Mädchen durchschnittlich am üppigsten und schönsten. —

Gewisse Eigenschaften haben auch im Frankenwalde, wie anderwärts, einen endemischen Charakter und haften an bestimmten Oertlichkeiten. So stehen die Teuschnitzer und ihre Nachbarn als die prozeßsüchtigsten, jene um Effelter, am Dober- und Grümpelbache als die übermüthigsten und derbsten im Rufe, während in den Grenzdistritten der früher sehr lebhaft betriebene Schmuggel noch schadhaft nachwirkt. Die Hochdörfler gelten durchweg als roher, denn die Thalbewohner; doch stuft sich diese Eigenschaft so fein ab, daß man geradezu Autochthone sein muß, um hierüber ein Urtheil fällen zu können. —

Sei schließlich noch einer Bemerkung Raum gegeben. Die Zahl der landläufigen Zigeuner war noch vor kurzer Zeit in ganz Oberfranken eine sehr beträchtliche. Viele Lokalbezeichnungen gemahnen dessen, so die Zigeunergräber bei Weißenstadt, die Zigeunermühle in deren Nachbarschaft. Im Waldbezirke Lamitzlohe oberhalb des Epprechtsteines liegt der sog. „hohe Stein", ein Granitblock mit einer schüsselförmigen Vertiefung auf der oberen Fläche, welche den Zigeunern bei ihrer wandelbaren Niederlassung lange Zeit als Heerdstätte gedient haben soll. In der oberfränkischen Sage erscheinen — wie wir gehört — die Zigeuner gar häufig auf der Bühne. Im Frankenwalde, etwa anderthalb Stunden nordwärts von Kronach, befand sich noch vor kaum einem Jahrzehent ein vollständiges Zigeunerdörflein, Neuenbach an der Grümpel, bekannter unter dem Namen „Wilhelmsthal", dessen winzige Holzhütten — malerisch trotz aller Verkommenheit — wie Schwalbennester dem Gehänge des äußerst lieblichen Thalgrundes angeklebt sind. Das Nomadenvölklein hatte es hier seit Jahren zu einer ungewöhnlich langedauernden Seßhaftigkeit gebracht, bis ihm vor etlichen Sommern der unverwindliche Wandertrieb wieder erwachte. Als die Polizeibehörde dem Gesuche um Ertheilung eines Wandervorweises zu willfahren nicht für gut fand, schrieben sie sich selber den Laufpaß, und eines schönen Morgens war das halbe Dorf mit Kind und Kegel ausgeflogen und spurlos verschwunden. Wenn nicht der Polizei, so möchte doch Einem, der beim Wandern durch die Weiler und Gehöfte des Frankenwaldes die Menschen und ihr Eigenwesen in's Auge faßt, hie und da noch die Fährte dieses unstäten Völkleins zu Gesicht kommen. Ab und zu etwas Ebenmäßiges und Geradliniges, was namentlich von der markirten, in allen Theilen scharf hervortretenden Phy-

siognomie der Slaven absteht, da und dort eine kafebraune Hautfarbe, nicht blos an verwelkten Mütterchen, sondern auch an Dirnen und Burschen, tiefdunkle Augen und Haare, selbst die Art und Weise, wie das Mädchen — wenn auch ohne Verletzung der Landessitte, doch mit sonderlicher Laune, phantastisch und malerisch — das grellfarbige Kopftuch schlingt, erinnern unwillkürlich an Bilder aus dem fernen Morgenlande.

Zweites Kapitel.

Geburt, Taufe und Gevatterschaft. Kindheit und Jugend.

Wir bleiben in diesem und den folgenden Kapiteln der Behandlungsweise treu, welche bei der oberpfälzischen Ethnographie (vergl. Bd. II. S. 254 ff.) beobachtet ward. — Wesentlich gilt auch in Oberfranken noch süddeutscher Brauch von der Geburt bis zum Sterbestündlein. Vieles, was wie Wiederholung klänge, bleibt demnach hier unberührt, oder es genügen aphoristische Andeutungen. —

Beim Bauernweibe geht die Zeit der Schwangerschaft mit ziemlicher Achtlosigkeit ohne ängstliche Rücksicht und ohne Unterbrechung der Alltagsarbeit vorüber. Nichts desto weniger sind schwere Geburten namentlich in den wendischen Bezirken selten. Dafür, wie für das Gedeihen des Kindes überhaupt, wird durch andere Mittel als durch Vorsicht und Schonung gesorgt. Die Schwangere darf über keinen Kreuzweg gehen, wenn sie leicht entbinden, und vor Sunnwend keine Erdbeeren essen, wenn sie dem Kinde nicht die Freude verderben will. Einer Schwangeren darf nichts abgeschlagen werden; sie darf nicht spinnen, sonst wird ihr Kind gehenkt, und aus keinem Brunnen Wasser schöpfen, weil sonst dieser vertrocknet. —

Hat endlich das Kind das Licht der Welt erblickt und die vier Wände beschrieen, also daß gegründete Hoffnung seines Fortkommens und Gedeihens vorhanden ist, so hat der Vater die erste Pflicht zu erfüllen, und einen Taufpathen ausfindig zu machen. Dem Katholiken genügt für jedes Kind Einer, der Protestant wählt deren zwei und drei. [1]) — Wird „auf's G'vatter g'winnen" gegangen, so stellen die neuen Gevattersleute dem bittenden Freunde eine kleine Collation vor (fränkische Schweiz). Es gilt ihnen als sonderliche Ehre, daß die Wahl auf sie gefallen.

Die kirchliche Taufhandlung wird bei den Katholiken am ersten Tage nach der Geburt vorgenommen; in protestantischen Bezirken wird häufig

---

[1]) E. Widmann in dem erwähnten Chronicon von Hof bemerkt ad annum 1576: „Umb diese Zeit haben die Burger auch arme Leut ihren kindern zween Namen vff fürstlich vnd Edelmännisch in der tauff geben lassen, da man auch drei gevattern bei vilen gebeten, vngeachtet, daß es die alten bei einem Gevattern vnd bei einem Namen bleiben gelassen."

zugewartet, bis die Kindsmutter selbst daran Theil nehmen kann. Es herrscht der Glaube, daß das neugeborene Kind, wenn man es längere Zeit ungetauft läßt, schöne große Augen bekömmt. — Eheliche Kinder werden Nachmittags getauft; dabei bläst der Thürmer in Stadt und Markt vom Kirch- oder Rathhausthurm ein ehrbares Stück herab. Die Taufe der unehelichen ist Vormittags — sang- und klanglos. Der Zug zur Taufe besteht gewöhnlich nur aus dem Kindsvater, dem Pathen und der Hebamme. In der fränkischen Schweiz wird das Kind, auch wenn es ein Bub ist, von der Gevattersfrau zur Kirche getragen. Dazu ladet sie selber das Gevattersweib des letztvorhergegangenen Kindes ein, das heißt: „Die neue G'vattere schmolt [1]) die ältere." In manchen Bambergischen Orten, wie zu Staffelstein und Umgebung, ist es Sitte, daß — wenn Eltern und Gevattern es halbwegs vermögen — der Taufzug mit Musik sich zur Kirche bewegt, wobei dann sämmtliche „Vorgevattern", die Pathen der Geschwisterte des Täuflings, sich betheiligen müssen. Im Main- und Regnitzthale wird der Taufzug entweder am Taufhause oder vor der Kirche in ähnlicher Weise, wie der Kammerwagen oder der Hochzeitszug von den Dorfjungen „aufgehalten." Der Pathe muß ihn auslösen, indem er einige Pfennige oder Kreuzer auswirft. Im Forchheimer Bezirke heißt dieses Lösegeld „der Kerzendreier." — Vor dem Taufsteine soll das Kind nicht „greinen", das ist üble Vorbedeutung. Der Priester darf mit demselben Wasser nicht zwei Kinder taufen, weil sonst Eines davon stirbt. Dem „Tod" aber ist es zur Pflicht gemacht, im frischgewaschenen Hemde den Täufling zu heben, weil außerdessen dieser nicht gedeiht (Selb). Bei der Taufe tunkt die Hebamme unversehens den Finger ins Taufwasser, und reibt damit das Zahnfleisch des Kindes, damit es leicht zahne (Wunsiedel).

Nach der Taufe steckt der Pathe dem Kinde das Pathengeschenk, ein Stück Geld in einem zierlichen Beutelchen, in's Taufkissen. Zu Streitberg besteht das „Einbindets" in einer kleinen Sammlung verschiedener Münzsorten. Nach Jahr und Tag wird noch Gewandzeug (Pathenkleid), ein kleines und ein großes Hemd nebst einer Haube, als Pathengeschenk gereicht. Im Voigtlande wird das für den Säugling bestimmte Pathengeschenk an Kleidern, die sogenannte „Schletterwaare", am nächsten Charfreitag vor Sonnenaufgang in dessen Wohnung geschickt. —

Zunächst geht es zum Taufschmause. Im Bayreuthischen tritt großentheils Kafe mit Gebackenem an dessen Stelle; in den katholischen Bezirken wird er aber zumeist noch förmlich ausgerichtet, und Tod und Hebamme spielen dabei die ersten Rollen. Für den Besuch des Tauf- wie des Hoch-

---

[1]) Schmolen oder schmollen, fränkisch, an einem Kindtauf- oder Hochzeitsschmaus Theil nehmen. Daher im Ansbachischen Schmolljungfer, Schmöllerin für Kranzljungfer (vergl. Schmeller Idiot. III. 469.)

zeitschmauses gilt im Juralande der Ausdruck: „auf die Schlemm gehen." Um Teuschnitz, Nordhalben rc. heißt der Kindtaufschmaus „gut Muth" (gout Mouth), wird gar stattlich zugerichtet, und die Krapfen dürfen nicht fehlen. Oft wird bis in die Nacht herzhaft und wacker gezecht. Dabei reichen Freunde und Verwandte die „Gevatterbriefe", in ernsten und lustigen Verslein auf zierlich ausgeschnittenem Papier, zum Fenster herein, dazu eine Semmel mit feinen Drähtchen besteckt, auf denen vergoldete Erbsen und sonstiger Flitter schwankt, nebst einem kleinen Spinnrocken, wenn es einem Mädel, oder einer geschnitzten kleinen Armbrust, wenn es einem Büblein gilt. Als Gegenreichniß wird ein Geldstück je nach Vermögen zum Fenster hinausgelangt.

Etliche Tage nach der Taufe schickt die Gevatterin die „Gevattersuppe" in's Haus, welche im Regnitzgrunde vorschriftsmäßig in Reis, Rindfleisch, Braten und Kafe zu bestehen hat. In der fränkischen Schweiz macht die Gevatterin acht Tage nach der Taufe den „Kindbettbesuch", und bringt das „Waisad" selber: eine zubereitete Henne, Mehl, Reis und Gries. —

Der junge Sprößling wird von der Mutter mit ungemeiner Sorgfalt überwacht; denn die Gefahr der Auswechslung mit einem Büttling liegt — namentlich in der Zeit vor der Aussegnung — nahe. Dieser Glaube ist allenthalben tief eingewurzelt im Volke. Die Kindbetterin darf deshalb acht Tage die Stube nicht verlassen, sechs Wochen lang nicht über die Hofgereut hinaus gehen. So lange liegt auch ein Gebetbuch unter dem Kopfkissen des Kindes. Mittags und Abends während des Gebetläutens muß die Kindsmutter hinter dem Bettvorhange an der Wiege ein Vaterunser beten; Nachts schlingt sie zur Vorsicht das Wickelband um den Finger. Das beste Gegenmittel wider Verwechslung ist, daß die Mutter dem Kinde selbst die Brust reiche und es reinlich halte. Bei Nacht aber soll sie es gar nicht oder nur mit höchster Vorsicht trinken lassen; denn wenn die Butte nur einen Tropfen Muttermilch erhält, ist eine Rückwechslung unmöglich, für die außerdessen doch noch einige Hoffnung besteht. Man nimmt einen einjährigen Schuß von einer Haselstaude, und fitzt die Wechselbutte damit so lange, bis das eigene Kind wieder zum Vorschein kömmt. Bei Zwillingen liegt die Gefahr der Auswechslung am nächsten, weil nicht beide Kinder zugleich mit der entsprechenden Sorgfalt gehütet werden können. In Streitberg gebahr eine Frau Zwillinge. Als sie das eine Kind gestillt hatte, wollte sie auch das andere befriedigen. Wie sie aber das Kissen an die Brust heben wollte, war es leer. Doch fand sich das Kind wieder unter dem Bette. Der Wechsel war noch nicht vollendet. —

Wird der Säugling zum ersten Male in ein fremdes Haus getragen, so muß ihm die Hauswirthin ein frisches Ei verehren (Bayreuther Unterland). Unter einem Jahre darf er nicht in den Regen getragen werden.

Stirbt die Wöchnerin, so gebühren ihr „Pantöffli" vom Schuster weg

zum Sterbekleide. Stirbt das Kind mit ihr, so wird es ihr eingewickelt mit in den Sarg gelegt, und ihr rechter Arm um dasselbe geschlungen. Wenn halbwegs möglich, nimmt die Hebamme noch die Nothtaufe mit dem Kinde vor. Stirbt es vor der Taufe, so trägt es die Hebamme auf den Kirchhof, und der Todtengräber begräbt es ohne Sang und Klang (fränkische Schweiz).

Der „Dod" genießt sonderliche Achtung in der Familie des Täuflings. Am nördlichen Frankenwalde ist es Sitte, daß das gemessene „Herr G'vatter" an die Stelle des vertraulichen „Du" in der Ansprache tritt, selbst wenn der Bruder des Vaters die Taufpathenstelle angenommen hat. Dafür tritt auch dieser in einen Kreis zahlreicher Verpflichtungen, nicht sowohl moralischer als materieller. Er muß jeweils zu Ostern dem kleinen Pathen einen Osterweck, zu Weihnachten aber einen zinnernen Teller, den sogenannten „Pathenteller" mit Obst und Zuckergebäck, im Wunsiedler Bezirke insbesondere aus Pupernickel, in der fränkischen Schweiz aus einem „zuckernen Reiter" für den Buben und einer „zuckernen Puppe" für das Mädchen bestehend, verehren.[1] Im 6. Jahre, bei den Protestanten zur Confirmation, erhält der Taufpathe das sog. „große Gewand" zum Pathengeschenk, dazu ein Gebet- oder Gesangbuch. Insbesondere gilt im Bayreuthischen der Brauch, den Confirmanden zu Tisch und für den Nachmittag einzuladen. Die Hausmutter setzt einen Stolz darein, ihm recht weidlich aufzutragen, und wohl auch etlichen jungen Kameraden die Theilnahme am Imbiß zu gestatten. Damit ist die Summe der Pathenverpflichtungen zum Abschluß gediehen. Bei den Katholiken dauern sie bis zur Firmung, wozu ein eigener „Firmeldod" — häufig der Taufpathe selbst — gebeten wird. —

Sobald das Kind aus den Windeln ist, hört die besondere Sorgfalt für dasselbe auf. Es wird zum großen Theile sich selbst überlassen, bis der Schullehrer die schwere Pflicht der Erziehung übernimmt. Wir haben bereits bemerkt, daß namentlich im Bayreuthischen die Schulzucht bessere Früchte trage, als anderwärts. Häufig liegt die Schuld gegentheiliger Erscheinung an den Eltern. Das Verwenden der Kinder zum Hütdienste, namentlich aber das frühzeitige Auftreten auf dem Tanzplatze wirkt nachtheilig. Im Mistelgau erscheinen Burschen und Dirnen mit vierzehn, fünfzehn Jahren auf dem Plane, wozu sie freilich auch die Frühreife verführt.

An Kinderspielen habe ich nichts Sonderliches wahrgenommen. Der Sage von den „Schaumberger Drillingen" und ihres Zusammenhanges mit dem „Ringe, Ringe, Reiha" wurde im vorgehenden Abschnitte Erwähnung gethan. Anderwärts ist der Spruch beim Ringelspiele völlig bedeutungslos, und es handelt sich für die Spielenden nur um den Rhythmus. So lautet er in der fränkischen Schweiz:

---

[1]) Im Regnitzgrund ist es es Sitte, daß der Gevatter den Taufpathen am 2. Weihnachtsfeiertage zu Tisch lade.

Ringel, Ringel, Rosenkranz
Setz' ein Töpfle Wasser bei,
Morgen woll'n mer waschen,
Große Wäsche, kleine Wäsche:
Gickeriki.

Im Bayreuthischen ist namentlich noch das sogenannte „Bockschlagen" sehr im Schwange. Eines der Kinder sitzt; während das Andere vor ihm knieet und das Antlitz in seinem Schooße birgt. Das Erstere streckt nun abwechselnd etliche Finger zur Höhe, und frägt:

„Rüba, Raba, Rosenstock,
Wie viel Hörner reckt der Bock?"

Das Knieende sucht die Anzahl zu errathen. Gelingt es ihm nicht, so erhält es die Antwort, in welche alle Mitspielendeu einstimmen:

Hätt'st du lieber (eins, zwei ꝛc.) gerathen,
Hätt' ich dich von dannen g'lassen!"

worauf dann das Spiel von Neuem beginnt, bis endlich die richtige Zahl der ausgestreckten Finger getroffen wird. Ich habe dieses Spieles insbesondere um seines Alters willen erwähnt. Das germanische Muserm in Nürnberg besitzt einen Teppich aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, einen Minnehof darstellend, in welchem ein Herr und eine Dame sich mit Bockschlagen unterhalten. —

Daß auch in der Bezeichnung des Kinderspieles Andeutungen liegen, wohin die ethnographische Marke zu setzen sei, ist selbstverständlich. Im Bayreuthischen — wie im Ansbachischen — spielen die Jungen „Schullehrerla's", „Jägerla's ꝛc.", in den Sechsämtern dagegen „Derjägerten", „Derschullehrerten" u. s. f. Das bekannte Kinderspiel „Schneider, leih' mir deine Scheer!" heißen die Wunsiedler Buben „Derecketen."

Wie allerwärts, so hat auch in Oberfranken die Jugend ihren besonderen Festkalender, Tage, denen die Kinderherzen mit Sehnsucht und Freudigkeit entgegen schlagen. Wir stellen hier eine Reihe derselben zusammen:

Am Dreikönigstage gilt im Frankenwaldvorlande, namentlich auch im Bambergischen, dann zunächst der böhmischen und oberpfälzischen Grenze noch hie und da das Absingen des Dreikönigsliedes (vergl. Bd. II. S. 262). — Der Betheiligung der Jugend an den Mysterien der Walburgisnacht wurde im vorhergehenden Abschnitte gedacht. — Der erste Mai selbst oder ein späterer Tag des Wonnemonats ist namentlich in den Städtchen und Märkten des Bayreuther Landes ein Jubeltag der Schuljugend. Da werden die „Mai- oder Wiesenfeste", ein Abklatsch der alten Gregorifeste, mit prunkendem Auszuge, Musik und Spiel und mit obligaten „Kümmelstollen" gefeiert; so zu Hof auf der Wiese neben dem Schießhause, zu Wunsiedel am Katharinenberge. Zu Stadt Schwarzenbach nehmen selbst Pfarrer und Bürgermeister am Aufzuge Theil. — Der Osterstag bringt neben den Pathen-

geschenken die gefärbten Eier. — Der Pfingsttag ist den Hütjungen am Fichtelgebirge von besonderer Bedeutung. Welcher von ihnen an diesem Tage zuerst austreibt, führt das ganze Jahr hindurch den Namen „Frühauf“; der letzte heißt der „Pfingstlümmel.“ – Am Abende vor dem Johannisfeste aber leuchten auf den Höhen des Jura's und namentlich rings um die Ortschaften zunächst den Haßbergen die „Sunnwendfeuer.“ Das Johannisfeuer (Johannis-Fuiala, Kannesfeuer), über dessen Symbolik wir früher unsere Ansicht mitgetheilt (vergl. Bd. II. S. 242), gilt zwar nicht der Jugend allein, doch wird von dieser die Vorbereitung getroffen, der Holzstoß geschlichtet und die verhängnißvolle Lohe angefacht. In der Umgebung von Stadtsteinach führt Einer der Dorfjungen den Rudel der Uebrigen, welche das Holz zum „Kannesfeuer“ im Dorfe sammeln. Er trägt ein kleines, mit Blumen und Bändern fein ausgeschmücktes Tannenbäumlein dem Trosse vor, und vor den Fenstern eines jeden Dorfnachbarn hebt er sein Sprüchlein an:

Ihr Herren laßt Euch sagen,
Wir wollen Holz zusammen tragen.
Zum heiligen Johannisfeuer
Sollt Ihr geben Eure Steuer.
Wollt Ihr Eure Steuer geben,
Sollt Ihr auch im Himmel leben;
Gebt Ihr Eure Steuer nicht,
Lebt Ihr auch im Himmel nicht.
Ist ein guter Herr im Haus,
Langt er 's Holz zum Fenster 'raus;
Ist aber Niemand drinne,
Wer'n mer d' Holzleg schon finne'!
Vivat der Johannis soll leben!

Um Bamberg lautet der Spruch:

Wir woll'n das Holz zusammen trag'n
Zum Johannis-Fuiala.
Wollt Ihr uns kein' Steuer geben,
Sollt' Ihr 's Jahr nicht mehr erleben.
Sieben, sieben Nunna (Nonnen)
B'scher'n en' alte Tunna (Tanne),
Sieben, sieben Narren
B'scher'n en' alten Karren.
Ho, ho, gloria,
Zünd' dem Mädl 'n Rocken an,
Daß sie immer spinnen kann.

Sitzt ein guter Herr im Haus,
Langt uns ein Paar Scheitla 'raus! [1])

Hiernächst wird draußen auf einer Hochwiese der Holzstoß aufgeschichtet, angezündet und darüber gesprungen. Das Uebrige wie in der Oberpfalz. Im Bayreuthischen ist das Johannisfeuer selten; doch flammt es noch am Fichtelgebirge, namentlich an der Steinach und Oelsnitz, nur in anderer Form. Die Jungen erbetteln sich alte Reisigbesen, besteigen sodann die Bergkämme, stecken jene in Brand und laufen damit die Höhen entlang. Schließlich werden sie auf einen Haufen zusammengeworfen, daß die Flamme hoch auf flackert. — Wir erwähnen hier beiläufig noch eines Brauches, der in Teuschnitz erst seit dem letzten Brande im Jahre 1844 [2]) außer Uebung gekommen ist. Bis dahin wurde an der Bildsäule des heiligen Johannis vor dem alten Schlosse von den Metzgern des Städtleins regelmäßig das Johannisfeuer angezündet. Am Abende vor dem Johannistage wanderten die Metzgerlehrlinge von Haus zu Haus, und sammelten unter Vortrag eines ähnlichen Sprüchleins, wie das voraufgeführte, das Holz zu diesem Zwecke ein. Der Schluß dieses Spruches lautete:

„Wir schüren 's G'hannisfeuer,
Das Holz das ist gar theuer,
Drum gebt uns auch ein dürres Scheit,
Damit man's Feuer siehet weit."

Am Johannestage selbst, dem Jahrestage der Zunft, hielten sämmtliche Metzger des Oberamtes einen öffentlichen Umzug, von Schwegelpfeifern angeführt und vom lustigen Hanswurste geleitet, der noch heutzutage mit seinem ästhetischen Beinamen „der Pforzhannes" in der Erinnerung des Volkes lebt. Der Musik folgte ein Geselle, der die geschmückte Lade trug, dann die Meister, die übrigen Gesellen und die Lehrjungen der Rangordnung nach. Der Zug bewegte sich dreimal um das Johannisfeuer, das bereits zu Mittag angezündet wurde, und bildete schließlich einen Kreis um die Bildsäule. Darnach wurde um das Feuer getanzt, gesprungen und getrunken, und der „Pforzhannes", in braunem Gewande, schwarz verlarvt, mit Ochsenhörnern am Kopfe und einen Kuhschwanz hinten angeheftet, rasselte mit seinen umgehängten Ketten, und schwang in der Rechten einen Dreschflegel gleich einer Keule. Der kräftigste und gewandteste Bursche

[1]) Eine reiche Auswahl derartiger älterer und neuerer Sprüche in Oberfranken siehe Panzer bayer. Sagen I. S. 216 ff.

[2]) Das Städtlein brannte in einem Zeitraume von kaum dritthalb hundert Jahren fünf Mal ab. Der vorletzte Brand am Fronleichnamstage anno 1711 soll durch eine Frau veranlaßt worden sein, welche die glimmenden Spähne — als sie beim Einheizen kein Feuer zuwege brachte — fluchend auf den Boden warf. Als das Haus in Brand gerathen war, flüchtete sie, so erzählt die Sage, in's Freie; aber die Flamme verfolgte sie ob ihres Fluchens wie eine feurige Säule eine Stunde weit.

wurde für diese Rolle erkürt, und Niemand als der Altmeister kannte ihn. Beim Umzuge schlug er mit seinem Flegel in den brennenden Holzstoß, daß die Funken davon stäubten, und mit der Kette holte er sich die Jungen aus dem Kreise der Umstehenden, die sich vor ihm niederknieen und eine Strafpredigt anhören mußten. Die braven Bürschlein dagegen beschenkte er mit Bildchen und Zuckerplätzchen. Konnte er statt eines Buben eine Dirne erwischen, so war der Jux nur um so größer. Das dauerte bis die Flamme erloschen war, wo die Stimmung dann wieder in's Ernste umschlug. Ein gemeinsames lautes Gebet ward verrichtet, sodann die Lade zum neuen Ladenmeister getragen, und mit einem Mahle auf der Herberge dem Akte ein würdiger Schluß gegeben. —

Wir setzen unser „Jahrbuch der Jugendfeste" fort.

Der Spätherbst bringt die offene Weide, und die ganze Dorfjugend betheiligt sich an der Hut.

„Michlstog is vobei,
Hit'n alle Heerd'n frei!"

Der Bauer wie der Oekonomiebürger des Städtchens läßt sein Vieh selbst auf die Weide treiben. Der Hütjunge holt sich einen schönen „Riemenstecken", und eine fein gedrehte „Schmitze" ist sein Stolz. Im Voigtlande klingt es in Wald und Flur von den sanglustigen Buben, wenn erst die schweren Herbstnebel niederthauen, und der schärfere Wind das fahle Laub von den Bäumen fegt. Da wird „gelurlt" (gejodelt), daß es über die kahle Flur hinschallt, und die Jungen singen sich Trutzlieder zu:

„Mei" Kuh gibt schena Millich,
Deine gibt nerr Wasserspillig!"
oder:
„Mei" Kuh hot schena Herner,
Deine hot nerr Distelderner" u. dergl.

Gerathen die Schafe eines lässigen Hütbuben in die Wintersaat, oder die Kuh in eine Krautstaude, so klingt es aus der Nachbarschaft spottend herüber:

„Hecka, Hecka, hod'n
Alla faulla Hert'n hit'n Schod'n!"

Das dauert, bis der Reif einfällt, und der Schnee die Haide zudeckt. Dann kommt der Winter, und bringt Weihnachten, und damit das flunkernde Tannenbäumlein, das jetzt auch in den katholischen Bezirken Eingang gefunden, und den Barbarabaum (vergl. Bd II. S. 261) vielfach verdrängt hat. Vom Hel-Niklos und der Eisen-Bertha haben wir bereits erzählt. Im Frankenwald und der fränkischen Schweiz ist auch das „Pfeffern" am Stephanstage (vergl. Bd. II. S. 262) noch im Schwange. —

Erwähnen wir noch, daß der Jugend des platten Landes auch eine Betheiligung an den, auf die beiden Fastnachtstage beschränkten Faschings-

freuden, am Mummenschanze der Fastnachtsnickel und Huralda's, von denen später zu erzählen kömmt, zugestanden ist, während zu allem Ueberflusse die Lehrer zu Hof an die Sitte gebunden sind, in der Fastnacht Bretzeln unter die Schuljungen auszutheilen; so haben wir wohl die wesentlichsten Data des kleinen Festkalenders angemerkt. —

Drittes Kapitel.

Liebschaft. Brautwerbung. Trauung und Hochzeit.

Es geschieht den Fichtelbergern und ihren Angrenzern nicht Unrecht, wenn man ihnen eine besondere Empfänglichkeit für die Freuden der Liebe zuschreibt. Die Burschen fangen ziemlich bald an, ein begehrliches Auge auf die Töchter des Landes zu werfen, und diese finden sich auch schnelle zur Erwiderung geneigt. Im Mistelgau ist kaum eine fünfzehn- bis sechzehnjährige Dirne, die nicht schon ihren „Schnurrer" hat, wie sie den Schatz nennt, der ihr nächtlicher Weile seine Besuche beim Kammerfenster abstattet.[1]) Freilich sind sie auch in der Reife ihren reinblütigen germanischen Landsmänninen jeweils um etliche Jahre vor, und — abgesehen von den Mistelgauern — so mag es einen physiologischen Grund haben, daß sich jenes räthselhafte Gefühl, welches wir Menschenkinder Liebe nennen, da früher und intensiver entwickle, wo eine monotone, entkräftigende, an einen Fleck bannende Arbeit an die Stelle der Frische und Bewegung des Ackerbaues tritt. Damit würde sich auch die Erscheinung erklären, daß die Familienkopfzahl im Bayreuthischen wie im Bambergischen bei der eigentlichen Bauernschaft geringer ist, als in den Weberdistrikten, bei den Korb- und Krätzen-Flechtern im Lichtenfelsischen und an der Rodach, bei den Paterlmachern im Gebirge und den Tafelmachern im Thüringer Walde. Niergends ist die Pharmakopö der Liebestränke reichhaltiger als in diesen letzterwähnten Gegenden.

Der nächtliche Besuch, welchen der Bursch seiner Dirne am Kammerfenster abstattet, heißt am Fichtelgebirg und im Mistelgau der „Schnurrgang." Er ist gerade an keinen bestimmten Tag geknüpft; doch hat der Samstag besondere Berechtigung. Nur am Freitag gehen die Burschen nicht auf die Schnurr, weil an diesem Tage der „Schmerbettler" kömmt. Was mit dieser Redeweise gemeint sein will, konnte ich trotz aller Nachfrage nicht erfahren. Vielleicht ist damit blos auf die verhängnißvolle Bedeutung des Freitags abgezielt, von dem ja auch der Oberpfälzer sagt, er gehöre den Lausigen. — Am Fichtelgebirg und im Voigtlande gebrauchen sie auch für Schnurrgang den Ausdruck „auf die Frei gehen" (aff'm Frei gẽh). Wenn ein Bursche auf die Frei geht, so will das aber keineswegs bedeuten, als

[1]) Schnurren ist der fichtelbergische Ausdruck für „fensterln" (vergl. Schmeller, Idiot. III. 494).

trage er sich mit Freiersgedanken. Das Liebesverhältniß wird ohne bestimmtes Heirathsversprechen eingegangen, und geschieht auch Letzteres, so werden dennoch die Bande wieder scheulos zerrissen, sobald sich ein vortheilhafterer Heirathsgegenstand findet. Die Heirath ist Sache der Speculation, eines wohlüberlegten Vertrages, bei welchem Familie und Verwandtschaft ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben, und wobei dem Standesunterschiede Rechnung getragen werden muß. Dieser Dinge wird bei der Liebschaft kein Acht genommen; aber es versteht sich gewissermaßen von selbst, daß mit dem Eintritte solcher Voraussetzungen die Verpflichtungen des Liebhabers, soweit sie nicht civilrechtlicher Natur sind, aufhören. Trotz alle dem sind glücklicher Weise die Todesfälle an gebrochenem Herzen kaum bekannte Vorkommnisse.

Hat der Bursche auf dem Kirchgang oder im Wirthshause, in der Rockenstube oder sonst wo ein Verhältniß angeknüpft, so steckt er dem Schatze zu Pfingsten ein Birkenreis an's Bett. Tritt Liebesverdruß ein, so hängt er ihm einen Vogelbeerstrauch oder etliche zusammen gebundene Besen in den Rauchfang (Jura). Verläßt er die Geliebte, und ißt er mit einer Andern „Eierschmalz" (s. unten), so wird der Betrogenen zu allem Ueberflusse noch Häckerling gestreut. In der fränkischen Schweiz stellen ihr statt dessen die Dorfburschen einen Strohmann in der Nacht des „Verspruches" vor die Thüre. Das Mädchen hinwider, dem die Hochzeit mehr im Kopfe steckt, als ihrem Schatz, nimmt der geheimnißvollen Zeichen wahr, welche ihm eine Erfüllung seiner Wünsche prophezeien oder zum Vorgesichte des Bräutigams verhelfen. Die Andreasnacht, die Thomasnacht und die Rauchnächte überhaupt gelten als vorzüglich geeignet zu derartigen mantischen Versuchen (vergl. Bd. II. S. 269, 270). Am Andreasabend stellen sich die Mädchen in einen Kreis, in welchen eine Gans mit verbundenem Kopfe geführt wird. Auf welches Mädchen nun die Gans mit Schreien zugeht, das bekommt im folgenden Jahre einen Mann (Wunsiedel). Während der Metten wird ohne Licht in den Ofen geguckt, so zeigt sich der künftige Bräutigam. Das Bettbrett oder der Strohsack wird getreten, wie in der Oberpfalz. Als einmal eine Dirne in der Thomasnacht die Vorkehrungen getroffen und mit dem Spruche begonnen hatte:

„Heiliger Thomas, ich bitt' dich,"

versetzte ihr der Knecht, der sich unter der Bettlade versteckt gehalten, unversehens mit dem Waschbläu einen Schlag und rief:

„Ich bin der Teuf'l, und pritsch dich!"

Da fiel das Mädchen vor Schreck todt nieder (Gefrees). —

Etwas Anderes als die Liebeswerbung ist die Brautwerbung. Sie ist an formelle Bedingungen gebunden und erzeugt Verpflichtungen. Die Reihenfolge der Akte bei der Brautwerbung ist im Allgemeinen dieselbe wie auf dem platten Lande Südbayerns. Wir können uns demnach füglich kürzer

fassen, und betonen nur das Absonderliche. Wenn der Bursche wirklich im Sinne hat, irgendwo „einzuheirathen" so geht er selber vorerst im Geleite eines Verwandten auf's „Baubeschauen" (Hausschau). Entgegen geschieht dieses von der muthmaßlichen Braut und ihrem Vater. Das Baubeschauen beschränkt sich nicht blos auf die Einsichtnahme von Haus und Hof: der Bewerber wird auf dem ganzen Besitzthume, auf Acker, Wald und Wiese umher geführt. Ist das Ergebniß ein befriedigendes, so wird der Tag bestimmt, an welchem das Jawort „angesprochen" wird. Das ist der Tag der „Zusage", bei welcher in bekannter Weise die gegenseitigen Bedingungen gestellt und die Vertragspunkte aufgenommen werden. Haben sich die Parteien geeinigt, so wird ein Gericht „Eierschmalz" (eingerührte Eier) aufgetragen. Sobald davon gegessen ist, erscheint der Vertrag als gefestet. Tritt der Bursche nach dem Eierschmalz zurück, so muß er „Schimpf bezahlen", dessen Größe gleichfalls schon bei der Vorbesprechung festgesetzt ward. Zunächst folgt das Handgelübde und das übliche Brautgeschenk oder D'rangeld, welches in der fränkischen Schweiz regelmäßig aus einem silbernen Ringlein besteht, während das Mädchen dem Burschen ein seidenes Halstuch und einen Westenzeug entgegen zu geben hat.

Nach dem Verspruche wird der Hochzeitstag festgesetzt. Für Landhochzeiten — namentlich größere — gilt ziemlich regelmäßig der Montag, bisweilen auch der Sonntag, für städtische der Dienstag. Diese Termine werden mit großer Gewissenhaftigkeit eingehalten. Wir können uns der Vermuthung nicht erwehren, daß selbst diese Wahl des Hochzeitstages auf slavische Bevölkerung hindeute. Südwärts des Fichtelgebirgs ist beinahe ausschließend der Dienstag für das Hochzeitsfest bestimmt. Es stund wohl dem freien Germanen, nicht aber dem Slaven die Berechtigung zu, den dem mächtigen Kriegsgotte geheiligten Tag (Zistag) für die Feier des Ehebündnisses zu wählen. — Mancherorts wird insbesondere auch darauf gesehen, daß die Hochzeit bei zunehmenden Monde stattfinde, weil sonst die Ehe nicht gedeiht (Sechsämter).

In der Woche vor der Hochzeit werden die Gäste geladen. Die Ladung geschieht im Frankenwalde durch den erkiesten Brautführer, welcher als Zeichen seiner Würde Stock und Degen trägt. Jeder geladene männliche Gast empfängt von ihm Namens der Brautleute ein buntes Schnupftuch zum Geschenke, das beim Kirchgange mit einem Zipfel vorne in das Knopfloch des Rockes eingehängt werden muß. Auch der copulirende Pfarrer erhält ein seidenes Tuch von mindestens einem Kronenthaler im Werthe. Dagegen wird dem Brautführer im Hause des Geladenen vor allen Dingen ein Teller mit Schweinesulz vorgesetzt, welche schier in jedem Bauernhause für die ganze Woche vorräthig gehalten wird. Darauf folgt Kafe, Bier, Brod und Butter. In der fränkischen Schweiz bestund vordem noch das selbständige Institut der Hochzeitlader. Sie trugen bei der Ladung eine mit

blauen und rothen Bändchen geschmückte Gerte in der Hand, von welcher ein seidenes Tüchlein herabflatterte, das übliche Geschenk des Bräutigams an den Hochzeitlader selber. Die Ladung mußte regelmäßig acht Tage vor der Trauung stattfinden. Im Bambergischen, im Regnitz- und Ebermanstädter Grunde ist noch heutzutage das Hochzeitladen ein besonders berechtigtes Geschäft für Musikanten, Thürmer, Flurwächter ꝛc. Neben seinem sonstigen Trinkgelde und dem Anspruche auf Betheiligung am Hochzeitsmahle erhält der Hochzeitslader von der Braut ein buntes Seidentuch und zwei Ellen Seidenband, das er in zwei Hälften auf jeder Seite des Rockes in ein Knopfloch steckt, und herabflattern läßt. — Bei geringen Hochzeiten übernimmt der Bräutigam selber das Geschäft, die wenigen nächsten Befreundeten zu seinem Ehrentage zu bitten.

Der Kammerwagen (vergl. Bd. II. S. 278) geht am Donnerstage oder Samstag vor der Hochzeit. Vorne drauf prangt die geschmückte Wiege, welche der Bräutigam selbst abladen und in's Haus tragen muß. Vorerst aber schneidet er das Spinnrad ab, damit er eine fleißige Hausfrau bekomme (Wunsiedel). — Oben auf dem Wagen sitzt ein kleines Mädchen aus der Verwandtschaft, welches zu diesem Zwecke eigens gebackene Kücheln und weißes Brod auswerfen muß zum „Krapeln“ (Auffangen durch die Dorfjungen). Hintennach geht die Dirne mit einer bebänderten und mit Blumen gezierten Kuh. — Der Kammerwagen selbst muß von Ochsen gezogen werden. Dem Burschen, der ihn führt, und seiner Peitsche darf es an Blumen- und Bänderschmuck nicht fehlen. Für alle Fälle trägt er ein Säcklein mit kleiner Münze, um lösen zu können, wenn der Wagen aufgehalten wird. Im Voigtlande geht der Kammerwagen häufig erst Wochen lang nach der Hochzeit. —

In Streitberg und Umgebung ist es Sitte, daß der Hochzeiter den ledigen Burschen des Dorfes und insbesondere seine Kameraden am Hochzeitsvorabende den sog. „Stotzestrunk“ [1]) zum Besten gibt, bestehend in einem Eimer Bier und etlichen Leib Brod. Am Fichtelgebirg und im Voigtlande dagegen ist am Abende vor der Trauung das sog. „Spießrecken“ üblich. Die Nudeln und Hefenklöse („Heftaklies“ wie sie der Fichtelberger nennt), welche beim Hochzeitsschmause unerläßlich sind, werden bereits am Tage vorher gebacken. Da erscheinen nun die Dorfburschen mit langen Stangen vor dem Hochzeitshause, recken diese von der Straße zum Fenster hinein, und lassen sich nicht eher abweisen bis ihnen nach althergebrachtem Rechte etliche Nudeln angesteckt wurden. —

Wir sind bei der Hochzeit selbst angelangt. Die alte Sitte des Brautschutzes findet noch da und dort einen besonderen Ausdruck. Es gilt —

---

[1]) Schmeller erwähnt dieses Ausdruckes in seinem Idioticon nicht. Ist er vielleicht mit dem altbayrischen „Stanz“, d. h Liebhaber verwandt?

namentlich in den slavischen Bezirken — der Brauch, daß der Braut, welche in ein anderes Dorf einheirathet, etliche Burschen entgegenreiten, und ihr das Geleite bis an das Bräutigamshaus geben. Sie heißen die „Stratzel- oder „Strotzelreiter.“ [1]) Im Fichtelgebirge begleitet der Stratzelreiter den Kammerwagen mit blankem Säbel. — Moderner und jedenfalls weniger symbolisch ist die Sitte zu Lichtenfels, wo jede Braut, auch wenn sie unmittelbar neben der Kirche wohnt, mit der Postkutsche abgeholt werden muß. Dabei bläst der Postillon ein lustiges Stücklein, oft von ganz sinniger Wahl, und ich war selbst Ohrenzeuge, wie er einmal eine etwas überständige Braut mit der schönen Weise: „Schier dreißig Jahre bist du alt ꝛc.“ zur Copulation fuhr. — Im Voigtlande kömmt es vor, daß die Braut schon einige Zeit vor der Hochzeit zu den Schwiegereltern zieht, um das Hauswesen für den Verlobten zu führen. —

Sind die Hochzeitsgäste versammelt, und haben ihren üblichen Glückwunsch zum „Kirchgang“ gebracht, so beginnt der Zug. Bei einer gerechten Bauernhochzeit im Bambergischen wird er von der Musik angeführt, welcher zunächst der Hochzeitlader und ein Bursche mit dem bebänderten und bekränzten Hochzeitskrug folgt. Diesem reiht sich der Bräutigam mit dem Pfarrer an, welcher für diesen Ehrengang noch eigens einen Thaler über die Stolgebühr erhält, ungerechnet das seidene Tüchlein, das ihm die Braut über den Arm hängt. Dann kommen die Ehrenväter mit den männlichen Gästen, die ledigen Burschen gewöhnlich mit einem bunten Tuche, welches ihnen die Braut zum Geschenke macht und mit einer Ecke an den Hut anheftet, hierauf die Braut, geleitet von den „Brautmaden“ (Kränzljungfern) und dem Brautführer mit entblöstem Degen und einem zwei Ellen langen Seidenbande am Hute, das ihm die Braut aufsteckt. Die weiblichen Gäste bilden den Schluß. Am Rückweg ändert sich die Reihenfolge in der Art, daß der Pfarrer mit den Ehrenvätern, der Bräutigam aber Hand in Hand mit der Braut geht. Bei kleineren Hochzeiten bewegt sich in der fränkischen Schweiz — unter Beibehaltung derselben Ordnung — der Zug im Gänsemarsch zur Kirche. Im Frankenwalde hält der Brautführer die Jungfer Hochzeiterin während des Kirchgangs unabläßig bei einem Gewandzipfel, damit sie nicht gestohlen werde. Gelingt dieses den Dorfburschen trotzdem, so hat er die Verpflichtung sie mit Geld, Bier oder Wein auszulösen. Das Aufhalten des Zuges findet wie in der Oberpfalz statt. Im Frankenwalde ziemt es den Brautleuten, daß sie bei dieser Gelegenheit „Krapfen“ auswerfen, um sich den Weg zu bahnen. Damit wirft die Hochzeiterin das Unglück weg. Während des Zuges selbst darf weder Braut noch Bräutigam umsehen; wer es thut, muß zuerst sterben. — Hiernach folgt die Trauung

---

[1]) Heintze, ältere Geschichte des fränkischen Kreises S. 89, leitet das Wort aus dem Böhmischen „Straz“, die Wache.

in bekannter Weise. Die Brautmaden beachten hiebei die Lichter am Altare. Je nachdem dieselben auf der Seite der Braut oder des Bräutigams dunkler brennen, muß das Eine oder Andere das Zeitliche früher gesegnen. Es ist eine eigene, allenthalben wiederkehrende Erscheinung, daß gerade in den Momenten, wo die Ansprüche an das Leben und seinen Genuß mit der entschiedensten Berechtigung sich geltend machen, die Mahnung an das Ende der irdischen Laufbahn beim Volke anklopft! —

Die Stelle des Opferns vertritt in den protestantischen Bezirken der Klingelbeutel, der vor und nach der Copulation geht. Ein Wechseln der Ringe findet bei bäuerlichen Trauungen nicht immer statt.

Von der Kirche weg geht es zum Hochzeitshause, wo das Mahl bereitet ist. Das gilt als Regel. Im Wirthshause zugerichtete Hochzeiten sind — mit Ausnahme des Regnitz- und Maingrundes — allenthalben seltener. Am Fichtelgebirg, im Voigtlande und im Allgemeinen in den protestantischen Bezirken bildet überhaupt die ceremoniöse Hochzeit eine Ausnahme. — Ist der Zug am Hause angelangt, so wird der Hochzeitskrug sämmtlichen Gästen zum Willkomm gereicht, und sie wünschen Glück zum Ehestand (Bamberger Gebiet). Die Braut muß vor der Hausthüre ein Glas Wein austrinken, und das Glas hinter sich werfen. Zerbricht es, so bedeutet es Unglück und sie muß binnen Jahr und Tag sterben (Rothenkirchen im Frankenwald). Sind die Brautleute nicht im Pfarrdorf selbst zu Hause, und muß der Brautzug einen weiteren Weg zurücklegen, so wird nach der Trauung vor der Kirche der Willkommtrunk in Wein herumgereicht (Streitberg).

Das Rituale bei einem angedingten oder freien Hochzeitsmahle im Wirthshause weicht von dem früher geschilderten nur in unwesentlichen Dingen ab. Wir würden uns in Wiederholungen verlieren, wollten wir die ganze Summe der Formeln und salbungsvollen Sprüche nochmals aufzählen. Bündiger wird die Sache abgethan, wenn der Schmaus im Hochzeitshause selbst abgehalten wird, wie dieses namentlich im protestantischen Fichtelgebirge und dessen Vorlanden üblich ist, während im Bambergischen, vorzugsweise aber an der Aurach und Regnitz dem Wirthshause noch sein Recht gelassen wird. Gewöhnlich übernehmen die Brautleute oder deren Eltern die Kosten für das Mahl, und die Verpflichtung der Gäste beschränkt sich auf ein meist bescheidenes Hochzeitgeschenk, zu welchem der Hochzeitlader mit dem Sprüchlein auffordert:

> Große Thaler her,
> Große Thaler her,
> Die Braut ist keine Jungfer mehr.

Das Einsammeln der Hochzeitsgeschenke übernimmt die Braut selbst gemeinschaftlich mit den Brautmaden. Mit einer großen Schüssel geht sie von Gast zu Gast, während die eine Brautmad in einer kleineren das sog. Hafengeld (Trinkgeld für die Köchin), die andere aber in einem Kruge

das Breigeld sammelt, ein anticipirtes Geschenk für die muthmaßliche Nachkommenschaft der Hochzeitleute. — Wenn während des Hochzeitschmauses unvorsichtiger Weise viel Geschirr zerbrochen wird, dann fällt die Ehe glücklich aus (Frankenwald).

Die Braut muß beim Mahle jederzeit in der Ecke sitzen, ihr zur Seite die Brautjungfern, oder — wie es im Frankenwalde Sitte — der Bräutigam, welchem es obliegt dafür zu sorgen, daß vom bräutlichen Kopfputze nichts entwendet werde. Gelingt es einem der Hochzeitsgäste, muß er Lösegeld bezahlen. Im Bambergischen gilt insbesondere der Spaß, der Braut den Schuh zu stehlen, den sie aber selbst rückkaufen muß.

Ist die Schenkung vorüber, so wird der Braut „der Kranz heruntergetanzt;“ sie muß mit Bräutigam und Brautführer so lange tanzen, bis der schon vorher aufgelockerte Brautkranz vom Kopfe fällt (Bamberg). Um auf den Tanzplatz selbst zu gelangen, muß sie über den Tisch springen. Während sie das thut, wird Bier über die Tischplatte hingegossen; dann heißt es: „die Braut kann das Wasser nicht halten“ (fränkische Schweiz). Nach dem Brauttanze betheiligen sich sämmtliche Hochzeitgäste am Tanzvergnügen. Die ledigen Bursche haben sich zu dem Behufe schon vorher ihres Feiertagsstaates — des langschößigen Rockes — entledigt und erscheinen tanzgerüstet im Janker und mit dem weißen „Schürzer“, einem Fürtuch, das beim Plantanze näher zu beschreiben kömmt (Bamberg, Mistelgau). Der Hut mit dem angenistelten Tuche kömmt dabei nicht vom Kopfe. — Bei großen Hochzeiten betheiligt sich schließlich die ganze Dorfjugend an der Lustbarkeit.

Viertes Kapitel.

Familienleben. — Haussitte. — Haus- und Feldarbeit.

Der Oberfranke ist im Allgemeinen rührig und fleißig. In den Bezirken, wo eine industrielle Beschäftigung vorwiegend ist, bei den Paterlmachern, den Verfertigern von Holzschuhen (Schlappen) und den Schwingenmachern im Gebirge, den Korbflechtern am Main und an der Rodach, den Tafelmachern im Thüringerwalde, in den Weberdistrikten des Voigtlandes und des Wunsiedler Kreises, dann um Berneck, wo das „Plauisch-Nähen“ in einem großen Theil der Hütten und Bürgershäuser alle Hände beschäftigt, ist die Arbeit nahebei zur Mühsal geworden. Der geringe Verdienst gestattet nur wenig Ruhepunkte, und auf dem Werktagsleben lastet eine unerquickliche Monotonie, deren Wirkung sich in einem Mangel an Frische und Freudigkeit kündet. Daß unter dem Drucke derselben auch das Somatische Schaden nehme, ist eine eben so unleugbare Thatsache, als daß manche nachtheilige sittliche Folge sich hieran knüpfe. So entwöhnen sich z. B. die Mädchen, welche sich mit der Weißstickerei beschäftigen, der Unterordnung im Haushalte;

sie können sich als Dienstboten nicht mehr fügen, und schätzen schließlich ihre Unabhängigkeit höher als ihre Solidität. Die Handarbeit wird ihnen verhältnißmäßig schlecht bezahlt, und da sie sich selbst verköstigen müssen, so verdienen sie sich kaum so viel, als der Ehehalte eines behäbigen Bauern, trotz alles Fleißes und aller Plage. Aber — sie gewinnen das freie Verfügungsrecht über ihre Abende und Nächte, und diesen Gewinn möchten wir fast für einen Verlust ansehen. —

Wir greifen zu einem andern Beispiele. Im Thüringer Walde sitzen die Tafelmacher in großer Anzahl. Sie empfangen das Material, wie es vom Bruche kömmt, kaufsweise vom Bruchbesitzer, der größtentheils zugleich auch Tafelhändler ist, und mühen sich zu Hause als sog. Heimarbeiter ab. Sie schaben und glätten den Schiefer, fügen ihn in Rahmen ein, und liefern die fertige Waare nach Nummern um fixe Preise wieder an die Händler ab. Wenn eine ganze Familie, 6 bis 8 Hände, die Woche über unermüdet fleißig ist, so bringt sie es etwa zu einem Lohne von zehn bis elf Gulden (für circa fünf bis sechs Schock à 60 Stück), wovon nahezu die Hälfte als Baarauslage in Abzug zu bringen ist. Dabei ist aber kaum eine Sonntagsrast in Anschlag gebracht. Daß bei solchem Erwerbe die Noth sich breit mache, ist eine leicht begreifliche Thatsache. Dennoch läßt sich der Tafelmacher nicht beirren in dem mühseligen Gewerke, das ihn geistig und körperlich abstumpft, und er würde sich trotz der Ueberzeugung, daß der Acker seinen Fleiß höher lohnt, unwillig oder gar nicht in die Bauernrolle fügen, wenn ihm hiezu alle Gelegenheit geboten würde. Ein großer Theil ist von dem ewigen Schaben und Glätten der Tafeln so wenig abzubringen, daß er, um in dieser trostlosen Arbeit nicht gestört zu werden, selbst das Spalten des Holzes für die Rahmen anderen Händen überläßt die er eigens bezahlen muß. Die Hütten der Tafelmacher geben Zeugniß von einer staunenswerthen Bedürfnißlosigkeit, von einer Genügsamkeit, die nur demjenigen erträglich ist, der eben der gewohnten und liebgewordenen Arbeit ein Opfer bringt. Die bedeutenden und einträglichen Forstarbeiten im Thüringer Walde müssen deshalb zum größten Theile Fremden (Arbeitern aus Sachsen und Preußen, namentlich aus Suhl) überlassen werden, weil den Autochthonen Lust und Kraft dazu fehlt. Der Mangel an Ehehalten für die Landwirthschaft ist in hohem Maaße fühlbar; denn auch junge Burschen und Dirnen bleiben daheim und glätten Schiefer, und lassen sich Noth und Entbehrung gefallen, ohne viel auf nachbarliche Hülfe und Unterstützung rechnen zu können. Es ist ein armes Fleckchen Landes, jene Südspitze Thüringens, die bis zum Rennsteige zu Bayern geschlagen ist, — der Grundbesitz beschränkt, Klima und Boden nicht besonders günstig, und selbst im Hauptorte Ludwigstadt ist das Gewerbe schlecht und der Verdienst geringe. Merian nennt dies Städtchen in seiner Topographie „Luder=

stadt" (im Volksmunde heißt es: „Lutscht" oder „Luitscht").[1] Wenn der dortige Bürger recht über die schlechten Zeiten, über den Mangel an Verdienst und den Verfall des Gewerkes in seiner Vaterstadt klagt, gebraucht er noch heutzutage jenen zweideutigen Namen, und bezeichnet damit gerade genug.

Aehnlichen Wirkungen einer anspannenden aber nicht kräftigenden und dabei unergiebigen Arbeit begegnen wir in den Weberdistrikten des Voigtlandes. Wir müssen es dem Capitel über die „Betriebsamkeit" zuweisen, die Art, den Umfang und die Bedeutung der oberfränkischen Weberindustrie näherer Betrachtung und Schilderung zu unterstellen. Hier sei nur bemerkt, daß bei der mittelbaren Abhängigkeit des Webers von den Handelsconjunturen insbesondere auch die Schwankungen des Verdienstes ihren nachtheiligen Einfluß auf den Haushalt äußern. Die zweite Hälfte des verwichenen Jahrzehents wäre geeignet gewesen, die ökonomischen Verhältnisse der Weber in den solideren Bezirken, wie namentlich im Münchbergischen, zum Besseren zu gestalten, wenn nicht die Baumwollenfrage der Gegenwart einen empfindlichen Rückschlag geäußert hätte. Doch ist dem voigtländischen und fichtelbergischen Weber zweifellos mehr Fortschrittstrieb, mehr industrieller Sinn und geistige Regsamkeit überhaupt zuzuschreiben als dem thüringischen Tafelmacher. Die Theilnahme an der Weberschule in Münchberg und ihren Filialen, und die Wirkungen, welche dieses Institut hervorgerufen, leisten hiefür Zeugschaft. —

Wir setzen dem Vorerzählten ein Bild von lichterer Farbe und heitrerer Stimmung als Gegensatz an die Seite. Das derbe, körnige, genußsüchtige Völklein der Flößer im inneren Frankenwalde unterscheidet sich von den ansitzenden Nachbarn zu allen Seiten, als ob es aus anderem Saamen entsprossen wäre. Wieder offenbart sich hier der weittragende Einfluß der Arbeit auf Gemüth und Körper. Der Flößer bedarf zu seiner Handthierung der Kraft und Ausdauer. Sein Gewerk selbst und die frische Berg- und Waldluft stählen ihn. Er selber bringt sein Produkt in den Handel, besieht sich dabei draußen die Welt, und ist ein gereister Mann. Unstät und beweglich, auf Gewinn bedacht und mit dem Gelde Dritter arbeitend, somit auch auf Calcul und Spekulation hingewiesen, nicht fremd in der Fremde, — so streift er mehr oder minder den Bauerntypus ab, und gibt auch seinem Hauswesen eine andere Physiognomie, als wir sie im Bauernhofe finden. Der große und kleine Floßherr[2]) trägt in Allem den Zuschnitt

---

[1]) Feder, der Chronist von Lauenstein, dessen handschriftliche Monographie vom Jahre 1740 sich in Privathänden zu Ludwigstadt befindet, leitet diese Bezeichnung von den luiticis Sorabis her. — Das Land der „Lutizen" erwähnt **Helmold** in seiner Chronik der Slaven I. Buch § 16. —

[2]) Der **kleine** Floßherr kauft das Floßholz in geringeren Partieen auf, und verkauft es an den Hauptstapelplätzen (Wallenfels, Kronach ꝛc.) sofort wieder an den **großen**

eines behäbigen, theilweise sehr vermöglichen Bürgers; er gilt sich selber etwas, lebt und genießt darnach, und wird auch zu gehöriger Zeit „protzig." Die Floßknechte aber, die theils im Accord theils im Taglohne arbeiten, überlassen die Sorge für das Stückchen Wiese und Artland, das zu ihrem Anwesen gehört, dem Weibe, und machen im Winter, wenn die Flößerarbeit beendigt ist, Daubholz. — —

Floßhändler. Dieser besorgt die Verflößung bis in den Main und mainabwärts bis an den Rhein, und treibt den Verschleuß en gros. Die Floßknechte arbeiten für den Floßherrn, sind aber größtentheils selbständig, haben Haus, Weib und Kind. — Geflößt wird im Frühling und Herbst. Zu diesem Zwecke werden die Floßbäche durch das Wasser der sog. Schutzweiher, in welchen es den Sommer über aufgestaut wird, gesättigt und floßbar gemacht. Oeffnen sich die Schleußen der Schutzweiher, so beginnt die Floßbäche entlang, namentlich an der wilden Rodach, der Rodach und Kronach, ein äußerst bewegtes Leben und Treiben. Die Flöße heben sich. Bis diese gewaltigen Massen allenthalben in Ordnung und Reihe gebracht, kostet es viel Schweiß und Drängen und Lärmen, und mancher kräftige Fluch wiederhallt am Gestade. Hoffnung, Furcht und Sorge regen auf; denn da und dort schwimmt das ganze Vermögen eines Floßherrn auf den trügerischen Wellen. Große Flöße erreichen nicht selten einen Werth von 15 bis 20,000 fl. — Die Flöße selbst bestehen je aus 9 oder 10 aneinander gelegten durch Wieden verbundenen Baumstämmen, den sog. Böden (Baumflößen), von denen gewöhnlich eine Reihe von 12 und mehreren aneinander hängt. Das Ganze führt erst den Namen „Floß." Die Böden sind mit Schneidbrettern, sog. Blochholze, belastet, welche in den kleinen eingatterigen Schneidsägen in den Thalungen der Floßbäche zubereitet und nach Stümmeln berechnet werden. Nach der Größe der Blöche hat ein Stümmel 11 bis 12 Bretter in der Breite, 4 in der Länge und 25 in der Höhe, besteht also aus 1000 oder 1100 Brettern. Knechte, die sich etwas erübrigt haben und die sich und ihr Geld d'ran wagen, nehmen Holz auf eigene Rechnung mit. Doch gestatten ihnen die Meister nicht mehr als drei Böden und zwei Stümmel. Der Gewinn, welchen sie aus dieser selbständigen Spekulation ziehen, vertritt dann aber auch zugleich die Stelle des Lohns. Die Floßknechte, denen solche Vergünstigung gewährt ist, müssen nicht nur die Fahrt ohne Entgelt mitmachen, sondern auch die Vorbereitungsarbeiten umsonst verrichten. Nehmen sie blos einen Stümmel auf eigene Rechnung, so erhalten sie halben Lohn. So ist ihnen Gelegenheit geboten, sich ein ganz anständiges Sümmchen zu erobern. Doch wird zumeist der namhafteste Theil des Gewinnes wieder verjubelt. — Auf diese Weise wird der ganze Vorrath schlagbaren Holzes aus dem Frankenwalde direkt bis Mainz spedirt, wo die Floßherren noch vor etwa 25 Jahren beinahe ausschließlich den Markt machten. Jetzt concurrirt die Neckar- und Rheinflößerei und durch Vermittelung des Donau-Mainkanales auch jene des bayerischen Waldes. Um insbesondere der letzteren Concurrenz zu begegnen, haben mehrere Frankenwälder Floßherren auch im bayerischen Walde Schneidsägen erbaut, und betreiben auch von dort her den Holzhandel. Die Spessart-Flößerei tritt nicht in Mitbewerbung, da sich diese vorzugsweise auf Laubholzstämme beschränkt. — Neuerlich gehen die Floßherren selbst mit ihren Böden nicht unmittelbar bis Mainz. Die Händler kommen ihnen schon in Hanau entgegen, und schließen dort den Kauf ab. Nur die Holländer-Stämme (Schiffsbauholz) werden im Frankenwalde selbst von den Commissionären der „unterländischen" Holzhändler, den sog. Meisterknechten, direkt aufgekauft, schwimmen bis Eltmann, und werden dort dem Eichenfloßholze beigebunden. —

Zu all' diesen Schichten der Bevölkerung, denen die Unruhe des Verkehrs und der industriellen Betriebsamkeit einen eigenheitlichen Charakter verleiht, tritt der ächte Bauer mehr oder minder in einen Gegensatz. Oberfranken repräsentirt eine reine Bauernschaft eigentlich blos im Bambergischen, im Regnitzthale, im Ebermannstädter Grunde, auf dem Jura und im Mistelgau. Im Fichtelgebirge, dem Sechsämterbezirke und Voigtlande, im Franken- und Thüringer-Walde ist die Bevölkerung manigfach von jenen industriellen Elementen durchsickert, denen wir im Vorstehenden eine Schilderung liehen.

Die Stätigkeit des Grundbesitzes, so schwankend ihn auch die Gegenwart gemacht hat, die wandellose Regelmäßigkeit der Arbeit und ein nicht von äußeren Conjuncturen und Zufälligkeiten abhängiges Erträgniß dieser Arbeit scheiden gleichmäßig den reichen Bauern wie den armen Tropfhäusler vom reichen Floßherrn und dem armen Weber und Krätzenflechter. Die Ersteren sind mit ihrem Glauben und Aberglauben, mit ihren Mühen und Hoffnungen an die Natur verwiesen, und die gleichen Bedingungen der Haus- und Feldarbeit wie die gleichen Erinnerungen an eine pantheistische Naturverehrung, wie sie aus uraltem germanischen Göttercultus im Volke noch nachklingen, bilden auch den Grund, weshalb wir in Sitte und Hausbrauch des Bauern allenthalben einer überraschenden Gleichstimmung begegnen. Das Meiste von dem, was wir an anderer Stelle über Bauernregel, Haussitte, Wahrzeichen und Aehnlichem vorgebracht (vergl. Bd. II. S. 297 bis 307), wiederholt sich im oberfränkischen Bauernhause. So können wir uns denn hier füglich nur auf Nachträge beschränken, wo sich Etliches in Form und Ausdruck ändert.

Wir betrachten zuerst den Hausbrauch.

Am Neujahrsabend werden mancher Orten aus Waizenmehl Männlein, Hühner, Hunde und andere Thiere für die Kinder gebacken. Im Steigerwalde war Aehnliches Gebäcke unter dem Namen „Hauswolf" gebräuchlich. Davon wird Einiges aufgespart, wenn etwa Feuer auskommen sollte im Hause. Es löscht den Brand, wenn man es hinein wirft. Am Fichtelgebirge wirft man Brosamen und Mehl in den Ofen, wenn er bläst. Das sind die Opfer die dem Feuer gebracht werden, dem zerstörenden Elemente, dem flammenzubringenden Loki, der den Wolf Fenrir zeugte! — Gleiche Bedeutung mag es haben, daß man beim herannahenden Gewitter den Brodkorb ins Freie stellt, damit das Wetter nicht schade. —

Den Winter über ist die Rockenstube noch manigfach in Ehren gehalten. Am Fichtelgebirg und im Wunsiedler Kreise sind es namentlich die kleinen Städte, wo noch der Rockengang gilt. Während die Hausfrau daheim ihr Rädchen schnurren läßt, kommen die Mädchen in einem Nachbarhause zusammen, setzen die Rocken um die Kienleuchte oder das „Lehn-

holz" [1]) und spinnen und plaudern, bis allgemach ein Bursche nach dem andern beikommt. Nun gilt es wohl manchen Muthwillen auszuüben; der Spinnerin wird unversehens „der Faden gebrochen", oder die Schnur aus der Radfuge gehoben, und es erfolgt scherzhafter Verweis und Wortwechsel, schließlich selbst zeitweise ein ernsthaftes Tänzchen. Aber die Matrone des Hauses sorgt für Sitte und Ehrbarkeit. Was freilich am Heimwege geschieht, wann die Burschen den Mädchen das Geleite geben, dafür vermag sie nicht einzustehen, und kann sie auch Niemand verantwortlich machen. — Auch am Jura und sonderlich im Voigtlande finden sich die Mädchen am Winterabend mit dem Spinnrocken zusammen (z'n Rock'n geh, Rockastub'n) und da erklingt manch' feine alte Weise von „den drei Grafen, die am Rhein fuhren", vom „Lindenbaum, darauf die Amsel singt", oder vom „Jäger in dem grünen Wald." Wir sind nicht gewillt, eine Dorfidylle zu schreiben; aber selbst bei der kühlsten Schilderung des wirklichen Lebens können wir nicht umhin, in der gerechten Rockenstube noch ein Stücklein Poesie zu finden. —

Zur Zeit der Mitfasten hören die Kunkelstuben auf. Dem Mädchen, welches in der Fastnacht noch spinnt, wird der Rocken angezündet, und dabei der Spruch wiederholt:

„Zünd' de' Mäd 'n Rock o̅,
Daß se nimme spinne ko̅."

Für die Fastnacht gebührt sich Hirsebrei (Wunsiedel). Wer das ganze Jahr gesund bleiben will, muß, ehe er sich wäscht, Hirsebrei und Säusack essen.

Am Gründonnerstag ißt der Hausvater ein frisch gelegtes Ei, damit er stark heben kann, und in demselben Jahre keinen Bruch bekömmt (Wunsiedel). Auf den Tisch kommt grünes Gemüß. In den katholischen Bezirken gilt der Glaube von den Anlaßeiern (vergl. Bd. II. S. 309).

Am Charfreitag muß die Magd, während es Mittags 12 Uhr schlägt, drei Wanzen unbeschrieen in fließendes Wasser tragen. Das vertreibt die Wanzen im ganzen Hause. Diejenigen Kleider, welche am Charfreitag in die Sonne gehängt werden, bekommen weder Motten noch Schaben. —

Die österliche Sitte, Eier zu färben und unter die Hausgenossen zu vertheilen, gilt zwar nicht allenthalben am platten Lande, doch kömmt sie sehr häufig vor. Die Eierschalen darf man nicht ganz lassen, sondern muß sie zerbrechen, sonst geschieht Unglück. Den Kindern wird ein Osterhase gebacken. In den katholischen Bezirken werden am Ostersonntage Eier, Salz, Meerrettig, Brod und Fleisch geweiht. Die Wasserweihe wird – wie in

[1]) Lehnholz ist ein großer eiserner Rost mit einem desgleichen Rauchfang, worauf gleichfalls Kienholz gebrannt wird.

der Oberpfalz — am Pfingsttage[1]), die Kräuterweihe am Mariä-Himmelfahrtstage vorgenommen. Der geweihte Kräuterbüschel hilft auch wider das Einschlagen des Blitzes. Selbst die gutprotestantische Landbevölkerung des oberen Saallandes nimmt keinen Anstand, am Mariä-Himmelfahrtstage zahlreiche Opfer auf dem Altar der Mutter-Gottes zu Marienweiher niederzulegen, um sich dadurch eine gesegnete Ernte zu sichern. Zapf a. a. O. erzählt: „Nach einer Frohnleichnamsprozession zu Marktschorgast sah ich anwesende protestantische Bauernweiber über die an den Altären aufgestellten Birken herfallen, um deren Zweige mit nach Hause zu nehmen und in ihr Flachsfeld zu stecken. Einige bringen Flaschen voll Weihwasser mit heim, um die Beete damit zu besprengen." — Sonst wird im protestantischen Gebiete statt des Kräuterbüschels die Johannisblume verwendet. Sie wird am Johannistage gepflückt, erst an das Fenster gesteckt, und dann unter das Dach gelegt; so kann kein Donnerwetter Schaden anrichten. —

Zu Weihnachten wird gemetzelt. In den Bauerndörfern des Frankenwaldes wird regelmäßig ein Schwein und ein Rind geschlachtet und geräuchert; das gilt als Vorrath nahezu für das ganze Jahr. Daß am Hofe des vermöglichen Bauern das Metzeln sich öfter im Jahre wiederholte, liegt nahe. Zur Metzelsuppe sind die Befreundeten geladen. In der fränkischen Schweiz nennt man das: „zu den Knochen gehen." —

Von der Befähigung der Christnacht und der darauf folgenden Rauchnächte zu prophetischen Experimenten war schon zu wiederholten Malen die Rede. Wir fügen hier Folgendes zur Ergänzung bei. In der Umgebung Forchheims ist es üblich, am Weihnachtsabende zwölf Nußschalen der Reihe nach aufzustellen und mit Salz zu füllen. Jede Schale bedeutet einen Monat des künftigen Jahres. Mitternachts zwölf Uhr wird Nachschau gehalten. Jene Schalen, in welchen das Salz feucht wurde, künden nasse Monate an. — Vor der Mette ißt das Mädchen einen Häring. Wer dann der Durstenden im Traume den Trunk kredenzt, der wird ihr Bräutigam (Teuschnitz) u. a. m.

Neben diesem an bestimmte Lostage Geknüpften sind auch viele Hausbräuche gemeinüblich, die sich auf bestimmte Handlungen beziehen. Eine ungemeine Vorsicht wird angewendet, sobald ein neues Haus bezogen wird. Vor dem Umzuge läßt man einen Leib Brod oder ein Buch auf den Tisch legen, jagt aber erst einen Hund, eine Katze oder einen Hahn über die Schwelle, damit sie das Unglück aufnehmen. Denn es besteht der Glaube, wer zuerst in ein neugebautes Haus gehe, werde auch zuerst wieder herausgetragen (Ludwigstadt). Um das zu verhindern, geht man rückwärts

---

[1]) Im Voigtlande werden zu Pfingsten die Wohnstuben mit jungen Birkenzweigen ausgesteckt. Das geschieht in Stadt und Dorf.

(„hinterſche") hinein, darf aber nicht auf die Schwelle treten, weil das den armen Seelen, die darunter ruhen, ſchmerzt. Der Katholik trägt vorerſt ein Kruzifix und einen Weihwaſſerkeſſel in die neue Wohnung, die er bezieht (Nordhalben). — Wird das Haus gereinigt, ſo darf die Magd nicht über den Beſen ſteigen wegen der Hexen, und das Kehricht nicht in der Schürze hinaustragen. — Auf der Thürſchwelle darf man kein Holz ſpalten, weil die „Hausotter" darunter ruht, das unſchuldige milchſaufende Schlänglein (Voigtland). — Wenn man des Morgens zum erſten Male aus dem Hauſe tritt, ſo muß man darauf achten, ob Einem nicht vor Allem ein Weibsbild in den Weg komme. Iſt dieſes der Fall und der Gang ein wichtiger, ſo bedeutet es Unglück, und man muß wieder umkehren (Teuſchnitz). Wenn Herr oder Frau über Land gehen, ſo muß man vorerſt den Tiſch aufräumen, ſonſt wird ihnen der Weg ſauer, darf auch nichts darauf gelegt werden, bevor ſie nicht den Hof überſchritten. — — —

Unerſchöpflich iſt der Reichthum von Sitte und Formel im Geleite der Feldarbeit. Das Meiſte hat Oberfranken in dieſer Richtung gemeinſam mit der nachbarlichen Oberpfalz; Etliches davon wollen wir hier beſonders ausheben.

In Gefrees und Umgebung gilt der bereits geſchilderte Brauch des „Pflugbrodes" beim Ackern (vergl. Bd. II. S. 298). — Die Ackergrenze muß gewiſſenhaft beobachtet werden. Die Unverletzlichkeit des Markſteines, welche im ſüdlichen Bayern nicht geläufig iſt, ſteht hoch in Franken. Wir werden des Inſtituts der Siebener und des Grenzumrittes in Mittelfranken beſondere Erwähnung thun. Markverrücker müſſen an der Stelle ihres Verbrechens noch nach dem Tode umgehen. —

Bei der Ausſaat namentlich des Waizens iſt es im Bambergiſchen noch Sitte, daß der Sämann einen goldenen Ring anſteckt, damit der Waizen ſchön gelb werde. An vielen Orten des katholiſchen Oberfrankens läßt der Bauer das Saamenkorn vorher weihen, damit der Bilmesſchneider nicht über die Frucht komme. — Am Main und an der Regnitz geht die Saatzeit von den erſten Wochen September bis gegen Ende Oktober. Um vorher beſtimmen zu können, welche Saatzeit die beſte ſei, gräbt der Bauer drei Kornähren ein, eine vor Sonnenaufgang, die zweite zur Mittagszeit und die dritte nach Sonnenuntergang. Welche am ſchönſten wuchert, zeigt an, daß die Früh- Mittel- oder Spätſaat am günſtigſten ſich geſtalte.

Steht die Frucht am Felde, ſo wird dieſes mit geweihten Palmenzweigen und namentlich der Flachsacker mit angebrannten Scheiten vom „G'hannesfeuer" umſteckt, wie in der Oberpfalz. Auch die Ecken des Miſthaufens werden am Palmſonntag mit „Palmbetzlein" umſteckt, damit der Dung fruchtbar werde (Wunſiedel). Im Sechsämterbezirke wird am Johannistage die Johannisblume geholt, und am Abende auf die Flachsfelder geſteckt, um den Schauer abzuwenden. — Im Frankenwalde läßt

man drei Hände voll Flachs auf dem Acker liegen „für das Holzweibel" (vergl. Grimm d. M. I. 403). — Aehnliche Vorkehrungen werden auch mit den Hanffeldern vorgenommen. —

Am Frankenjura war es vordem Sitte, wenn die Frucht abgeschnitten wurde, mehrere Halme mit ihren Aehren stehen zu lassen, sie oben mit dazwischen gesteckten Blumen, Gräsern und anderen abgeschnittenen Aehren in einen schönen Busch zusammen zu binden, und den Raum von diesem Busch bis zum Boden ganz mit Blumen und Aehren zu füllen. Das war „des St. Mäha Städala" (Städelein). Sobald es aufgerichtet war, tanzten die Schnitter einen Reigen herum. Zu Hollfeld klang dabei ihr Spruch:

„O heiliger Sanct Mäha!
B'scher' übers Jahr meha (mehr):
So viel Köpla, so viel Schöckla,
So viel Aehrla, so viel Jährla.
Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist!"

Zu Wüstenstein hieß er:

„O heiliger Sanct Mäha!
B'scher a anersch (anderes) Jahr meha:
So viel Körnla, so viel Hörnla,
So viel Aehrla, so viel Jährla,
So viel Köppla, so viel Schöckla,
Schopp' dich Städala, schopp' dich Städala!
O heiliger Sanct Mäha!"

Vergaßen die Schnitter diesen Brauch, so mahnten die Alten: „Seid nicht so geizig, laßt dem heiligen Sanct Mäha auch was stehen, und macht ihm sein Städelein voll!" War das geschehen, so setzten sich alle Schnitter auf den Acker; man sagte: „'s Aeckela muß beruht wer'n!" (Panzer l. c. II. 216, 217). Der Gebrauch gemahnt an den „Nothhalm" im südlichen Bayern und in Schwaben.

Im Wiesentthale heißt die letzte Garbe, welche auf dem Acker gebunden wird, der „Bock." Das Sprichwort sagt: „Der Acker muß einen Bock tragen." —

Ist das Getreide eingeheimst, so gibt die Bäuerin ein kleines Traktament, einen Ernteschmaus, der aber in der Regel blos aus Mehlspeisen besteht, namentlich aus Klös und Kücheln. Um Berneck ladet der Bauer auch Freunde und Gevattersleute ein, und setzt ihnen Bier und Kücheln vor. Nicht minder erhalten die Dienstboten beim Ausdrisch reicheres Mahl. Wer den letzten Drischlschlag macht, läuft davon. Erwischen ihn die Andern nicht, so kriegt er die „Alte", d. i. den größten „Heftenklies" (Hefenklös) (Berneck). Anderwärts wird die „Alte" (bei Dirnen „der Alte") in Menschengestalt gebacken. — Gleiches gilt beim Aufheben der letzten Garbe, der

letzten Bos, und beim Aufladen des letzten Bundes Heu. — Die „Schnittleg" und „Drischleg" bilden das häusliche Erntefest. — —

Auch an die Arbeit im Stalle knüpfen sich althergebrachte Gewohnheiten, und die „Lostage" haben Geltung. Wenn am Valentinstage ein Stück Vieh krank wird, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß es wieder genese. Am Christ- oder Neujahrsabende geht der Bauer auf den Boden, nimmt von jeder Getreidgattung, die aufliegt, eine Hand voll, mischt es in der Backschüssel mit Kleie, und gibt davon jedem Stück Vieh drei Hand voll; das hilft wider alles Unreine im Stalle. Das Vieh erhält außerdessen später nur noch ein wenig Heu, aber nichts zu saufen. —

Wenn die Kuh gekälbert hat, oder das Kalb abgebunden wird, darf drei Tage lang Niemand den Stall verunreinigen, damit nichts über's Vieh kommt und das Kalb sich abgewöhnt. Nach dem Kälbern soll man drei Tage (in der fränkischen Schweiz 8 Tage) hindurch keine Milch, so viel deren in der Haushaltung ist, vertragen, verkaufen, verschenken, am wenigsten aber ausleihen, sonst gibt die Kuh fortan wenig Milch und das Buttern gelingt nicht. — Wenn der Kuh ein fremdes Kalb zugebunden wird, bestreicht man beiden das Maul mit Branntwein, damit sie gleichen Geruch haben, und sich aneinander gewöhnen. — Kömmt ein Wiesel in den Stall und bläst die Kuh an, so gibt sie Blut statt Milch. — Ein eigenthümlicher Brauch gilt um Redwitz, eine Art Bannspruch, womit man Schweine, Tauben, Hühner und dergleichen Hausthiere in ihren neuen Stall einweist. So bei den Schweinen:

„Sau, eil' in dein G'stell,
Wie der Advokat in die Höll!"

bei Tauben: „Flieg' aussi, flieg eini,
Flieg' ein in dein G'stell,
Wie der Advokat in die Höll!"

Das Verletzende, was etwa in dieser Formel des Einzauberns liegt, mag der Bauer und sein Gesinde selbst verantworten. — —

Fünftes Kapitel.

Oeffentliches Leben. Feste und Aufzüge.

Die Tage sind gezählt, an welchen der oberfränkische Bauer und sein Nachbar, der Weber und Korbflechter, das gleichmäßige ruhige Geleise des Alltagslebens verläßt, und eine erhöhte, gemeinsame Freudigkeit den monotonen Kreislauf von Haus- und Feldarbeit unterbricht. Es herrscht namentlich im Osttheile der Provinz eine gewisse ernste Nüchternheit, und die Dorfschenke ist selbst an Sonn- und Feiertagen nur mäßig besucht. Das gilt nicht nur von den armen Weberdistrikten und vom Jura, wo die Tugend der Genügsamkeit eine zwingende Nothwendigkeit ward, sondern vom Fichtelgebirge

und den Sechsämtern überhaupt, und sonderlich auch vom voigtländischen Bauernvolke. Lauter und rühriger geht es in den Wirthshäusern des Main- und Regnitzthales und des Frankenwaldes zu, wo eine starkbegüterte Bauernschaft sitzt und die Flößer und Floßherren dem Schenkwirthe gerne einen Theil ihres reicheren Verdienstes gönnen. Ueberhaupt mag sich die Bemerkung rechtfertigen, daß im Durchschnitte das katholische Landvolk seiner Lustbarkeit und erregten Stimmung dieselbe bunte, ungebrochene Farbe gibt, welche es für seine Gewandung wählt, während in den protestantischen Gegenden auch das öffentliche Leben jene abgetonte, tiefere Färbung trägt, wie sie als entscheidendes Kennzeichen der Bauerntracht gilt.

Wie alle Erscheinungen des Volkslebens, so ist jedoch auch diese nicht von ausschließender Gemeingiltigkeit. Im protestantischen Mistelgau hat Kirchweih und Plantanz dasselbe helle, freudige Colorit, denselben kranz- und bänderreichen Schmuck, wie nur je eine katholische Kirmes, und der Mistelgauer selbst weiß im Wirthshause ab und zu das Maul vollzunehmen und auf die Tischplatte zu schlagen, daß sie sich biegen möchte. Gehört andererseits der Bamberger und innere Frankenwälder just nicht zu den Gesiebten und Feinkörnigen, so wird doch nicht „gerogelt“ und gerauft, wie etwa im bayerischen Hoch- und Niederlande, und man mag es ihm nicht verargen, wenn ihm bisweilen auch am Werkeltage der Durst kömmt. Das heitere Tischgespräch in der Schenke hat eben einen sonderlichen Reiz; der Trunk ist kühler als daheim, und dazwischen läßt sich auch einmal eine gute Weise anheben, ein altes oder neues Volkslied, vom „Edelmann, der über die Brücke ritt“, oder vom „Testament des alten Fritz“, das man in den Bayreuther und Mistelgauer Dorfschenken gar häufig zu hören kriegt, oder die schöne Weise von den „preußischen Husaren“, die also anhebt:

Mein Mann der ist geblieben
Auf grüner, grüner Haid,
Dem Husaren wird Gott geben
Die reine Himmelsfreud. [1])

Feder schreibt in den bereits angeführten antiquit. leosten. namentlich dem Thüringer Sinn und Vorliebe für Musik zu, und setzt ihn in dieser Beziehung über den Franken. [2]) Wir möchten dem alten Chronisten gerne

[1]) Aus dem Titel dieser viel gesungenen Lieder, mehr noch aus dem Inhalte derselben ist zu entnehmen, daß — namentlich im Bayreuthischen — die Erinnerung an die Preußenzeit noch leise nachklinge Ich habe aus Bürgersmund selbst den alten Trutzvers noch vernommen:

„Zween Kaiser und vier König
Sind unserm Herrgott und dem alten Fritz zu wenig.“

— eine Anspielung auf die Zeit des siebenjährigen Krieges und den Markgrafen, der sich durch zwei kaiserliche Regimenter widerwillig gezwungen sah, sein Contingent gegen den eigenen Schwager zu stellen. —

[2]) Thuringia cantat, sagt ein alter Spruch.

Recht geben, und finden seine Behauptung namentlich im Voigtlande bestätigt. Wenn die Aecker leer sind, und im Spätherbste der allgemeine Weidetrieb beginnt, klingen allenthalben in Feld und Wald die Lieder der Hütbuben in langgezogenen Tönen; der Bursche aber begleitet die Tanzweise mit seinem „Schlumperliedla" von gleichem Rhythmus, Vierzeilen im Geiste der oberbayerischen Schnaderhüpfeln. So zum Schleifer:

„Wennst a Bauer willst sa̅,
Mußt dei̅ Feld betracht'n,
Schena Marla (Mägdlein) mußt lieb'n
Und aff's Geld net acht'n."

„Wenn ich sechs Ochsen hett,
Wär' ich mein' Schatz scho̅ rägt (recht)
Su hob' ich ka̅ Kuh, ka̅ Kuh,
Gibt er'sch net zu."

Oder zum Dreher:

„Die Leit die hann's scho̅ lang getrieb'n,
Ich soll mei Schozela nimmer lieb'n,
Doch lieb ich's halt su fort, su fort
'Na Leiten nerr z'n Tort. u. s. f."

Ein volkskundiger Mann (L. Zapf a. a. O., Morgenbl. 1860 S. 720) bemerkt: „Hört man im Dorfwirthshause zuweilen ein „garstig Lied" singen und sieht sich nach dem Sänger um, so wird man in der Regel die Mütze des beurlaubten Soldaten oder den Zeugrock des Webergesellen erblicken. Der Bauer, der seiner Sphäre nie entrückt worden, singt nur die alten ererbten Lieder, und sind diese mitunter sinnlicher Natur, so ist es doch immer eine gesunde Sinnlichkeit, die in ihnen lebt, keine widerliche Verzerrung und Gemeinheit, wie sie jene mit nach Hause bringen." —

Auch das Wirthshaus hat seine lokale Sitte. So darf z. B. der Flößer des Frankenwaldes keine Schenke mit dem Floßbeile betreten. Im Bambergischen war dem Amtsknechte — gleich dem Schäfer und Schinder — die Ecke am Eingang der Wirthsstube als Platz angewiesen, den er mit keinem andern verwechseln durfte. Zu Stadtsteinach wurde noch bis in die jüngere Zeit an diesem Brauche festgehalten. Zudem bekam er nur einen Krug ohne Deckel. — Im Mistelgau gilt noch eine Wirthshaussitte, die in Franken — wenigstens mit dieser Förmlichkeit — fast verschollen ist. Das ist der Willkommstrunk. Tritt ein neuer bekannter Gast in die Schenke, so reicht ihm der Anwesende mit der Linken den Krug, während er die Rechte dem Willkommgeber zum Handschlage bietet. Drauf nickt er mit dem Kopfe, fast nach englischer Weise, und trinkt ohne ein Wort zu sagen. Schon Taubmann (Epigr. III. 88) sieht sich zu dem Lobe veranlaßt:

Laudo meos Francos, qui se cervice supinant,
Et fundo eximio praebita pocla bibunt.

Wenn er dieses auf das ostfränkische Weinland bezieht, so kann er damit nur meinen, daß jeder sein volles Glas selber ausleert. Denn die Sitte des Zutrinkens ist dort nicht gekannt. Nur im Voigtlande ist sie noch im Schwange. Dem Eintretenden wird von allen Seiten das Bier zugereicht: er trinkt auf das Wohl des Freundes und gibt ihm unter einem Händedruck das Glas dankend zurück; das nennen sie „schenken." — Im Wirthshause bleibt Hut und Mütze auf dem Kopf; in der rauheren Jahreszeit wird selbst der Mantel nicht abgelegt, mag auch der Ofen im Schenkzimmer seinem Berufe in übertriebenster Weise nachkommen. —

Nebenbei sei hier eines Brauches erwähnt, welcher um Bayreuth und im Mistelgau selten übersehen wird. Den Männern dort geht es wie ihren Landsleuten südlich der Donau, daß sie das Sommerbier lieber trinken als das Winterbier. Geht Ersteres auf die Neige, so greift eine kleine Mißstimmung Platz, und es gilt, den schweren Uebergang einigermaßen zu vermitteln. Also wird jener Herbstabend, an welchem der letzte Tropfen des edleren Gebräues geschenkt wird, mit Schmaus, Musik und Tanz gefeiert. Der Jux führt die Bezeichnung „Brummer." — —

An diese Merkzeichen des öffentlichen Gebarens reihen wir eine kurze Schilderung der wenigen Festlichkeiten, welche über die stille Umfriedung von Haus und Hof hinausgehen. Der größte Theil derselben steht mit den Kirchenfesten in einer nicht blos zufälligen, sondern absichtlichen Verbindung. Das politische Fest kennt man am platten Lande nicht. Selbst jener bedeutungsvollen Momente des Naturlebens, wie Frühlings- und Herbst-Anfang, Sonnenwende 2c., welche in der heidnischen Vorzeit die Signale allgemeiner Volksfeste bildeten, hat sich die Kirche bemächtigt, und ihnen einen christlichen Schutzpatron vorgesetzt, dessen Verehrung den wesentlichen Inhalt des Festes bildet. Welchen Werth aber die modernen Volkswirthschaftsfeste in Absicht auf Volksthümlichkeit besitzen, darüber haben wir bereits früher unsere Ansicht ausgesprochen (vergl. Bd. II. S. 307).

So bildet nunmehr das eigentliche Volksfest zum überwiegenden Theile nur die profane Seite des Kirchenfestes, seine weltliche Decoration. Der erhöhte Ernst innerhalb der geweihten Mauern des Gotteshauses wird wieder ausgeglichen durch ein volleres Maaß menschlicher Freudigkeit. D'rum stehen auch allenthalben Wirthshaus und Kirche so nahe beisammen. Volksfeste, welche sich, wie die Maientänze im Voigtlande, von jeder clericalen Beziehung losgeschält haben, gehören zu den vereinzelten Erscheinungen, die einer besonderen Schilderung werth sind.

Im Hügellande zwischen Saale und Main sind in den letzteren Jahren nach einer längeren, von der Behörde diktirten Pause wieder jene Maientänze in Schwung gerathen, welche an den altdeutschen „Mairitt"

gemahnen, an den „Maiherrn" und den „Robin Hood" Oldenglands. Die voigtländischen Maientänze sind zufolge der Ungunst des Climas in den Hochsommer verlegt worden, und statt der selbst aufgerichteten „Maie" bildet eine schattige Linde den Mittelpunkt des Planes, der für den Reigen zugerichtet wird. Ein sachkundiger Gewährsmann [1]) gibt in nachstehenden Zügen ein Bild dieser volksthümlichen Belustigung in ihrem jetzigen Gewande.

„Um freistehende Linden, Eichen, Flatterespen (in Ahornberg um einen Ahorn) wird im Quadrate die „Bruck", ein breites Brettergerüste, mit Einfassung, bekränzter Eingangspforte und dem bekannten „Musikantenhäuschen" versehen, aufgeschlagen. Der Stamm des Baumes ist umkränzt, das Gezweige mit rothen Bändern, der Gipfel aber mit allerlei Zierrathen, bemalten Fähnchen von Blech 2c. 2c. geziert. Letztere stammen noch aus der Zeit der hohen, bis zum Gipfel von allen Aesten befreiten Fichtenstämme her, welche früher (noch vor zehn Jahren) „betanzt" wurden, deren Aufstellung nun aber verboten ist.

In jedem Hofe werden festliche Vorbereitungen getroffen, neue Gewandstücke eingekauft, Küchlein gebacken u. s. w. An einem Sonntage gegen drei Uhr Nachmittags beginnt der Aufzug, nachdem in dem Versammlungshause zuerst drei Reigen getanzt worden sind. Eine Anzahl Bursche, drei Mann hoch, eröffnet diesen; dann folgen drei „Kellera", ebenfalls Dorfbursche in Hemdärmeln und weißen Schurzen, in den Händen volle, mit rothen Bändern geputzte Biersprenger (Gießkannen); hierauf die Musik. Dann kommen die „Platzpaare." Der erste Bursche hat eine wiederum reich mit rothen Maschen durchflochtene Birke (Maie) im Arm; sämmtliche Paare sind in Hemdärmeln, die Bursche tragen hohe Sträuße aus Marumkraut und Nelken, gleichfalls mit den überall schimmernden rothen Bändern zusammen gebunden, auf den Mützen, die Platzmädchen das festtägliche Maschentuch und buntseidene Busentücher. Unterwegs wird einigemal Halt gemacht; die Mundschenken verrichten ihr Amt und die gelbblechene „Maßeich" geht durch den Zug von Mund zu Mund. Unter dem Vortritt der Musik und endlosem Jauchzen der Burschen wird sodann die Bruck einigemal umschritten, dann beginnt der Tanz, an dem vorläufig nur die Platzpaare Theil haben. Ist der erste kurze Schleifer beendigt, so wandert die Maie in den Arm des zweiten Burschen und so fort, bis sie endlich mit dem letzten Paare herumwirbelt.

Eine kurze Pause folgt diesen Vortänzen, dann ist die Bruck jedem Tanzlustigen zugänglich und bald dicht gefüllt, da ein Theil der versammelten Jugend der benachbarten Dörfer diesen Augenblick mit Ungeduld erwartet. Je mehr Paare Theil nehmen, desto erwünschter ist es den Platzburschen,

---

[1]) Zapf, a. a. O. S. 719.

da mit jedem neuen Tänzer ein neuer Beitrag in ihre Kasse fließt, und ihre Ausgaben verringert. Einige von ihnen sind deßhalb stets in Thätigkeit, um müßige Zuschauende zum Tanze zu bewegen. Kein Bekannter, der sich unter der Menge verbergen will, entgeht ihren Falkenblicken. Einen komischen Anblick gewährt es, wenn ein auswärtiger Bursche, vielleicht aus pekuniären Rücksichten, mit aller Gewalt sich sträubt, aber von ihren nervigen Fäusten einmal gepackt, trotz des heftigsten Widerstandes auf die Brück geschleift und zum Tanze genöthigt wird; denn sogleich steht ein anderer Platzbursche mit einem schnell für ihn aus der Reihe gezogenen Mädchen an seiner Seite, und „schon hat ihn der Wirbel hinweggespült." Diese Scene wiederholt sich alle Augenblicke. Am zweiten Tage, wo die auswärtigen Dorfgäste seltener sind, als am ersten, ergeht es den anwesenden Städtern, die nicht freiwillig ein Tänzchen um die dörfliche Linde machen, hierin ebenso wie Tags zuvor den Bauernburschen.

Der Maientanz währt zwei Tage und zwei Nächte lang (sonst drei) und die Paare werden nicht müde, mag nun die drückendste Mittagssonne oder das Abendroth oder der Morgenstern durch das Laubwerk glitzern. Am zweiten Tage früh wird unter Jauchzen und Musikbegleitung durch das Dorf gezogen und jedes Haus muß den Burschen sein Scherflein zollen." — —

Die größte Summe offenkundiger, helllauter Freudigkeit drängt sich beim Landvolke auf den Kirchweihtag (Kirwa, Kärrwa im Voigtlande) zusammen. Ein reicherer festlicher Schmaus und fröhliche Gäste im Hause, Musik und Tanz in der Schenke bilden seine Geleitschaft. Wir versparen uns eine einläßliche Kritik der Speisekarte am Kirchweihtage für den nächsten Abschnitt, und beschränken uns auch im gegenwärtigen nur auf jene Momente, welche als sonderlich volksthümlich gelten können. Dazu gehört vor Allem der „Plantanz." Der Plantanz ist im Fichtelgebirg und seinen Vorlanden, im Frankenwald und im Bambergischen üblich. Am förmlichsten aber wird er noch im Mistelgau abgehalten, und von dorther entlehnen wir auch unsere Schilderung.

Die Verabredungen zum Plantanze nehmen schon mehrere Tage vor der Kirchweih ihren Anfang. Die unbescholtenen Burschen des Dorfes wählen unter sich den Platzmeister, den Seneschal des Festes, und hiernächst sucht sich jeder eine wackere, jungfräuliche Dirne als Platzmad aus. Am Vorabende wird der Platz (Plan, Blo̅) unter der Dorflinde oder um den Kirchweihbaum geebnet und zum Tanze taugsam gemacht, der Baum selbst aber mit Fähnchen und Bändern geschmückt. Im Frankenwalde ist die Linde am Plane häufig so zugestutzt, daß ihre Krone zwei oder drei ringförmige Absätze bildet. Im ersten Ring wird ein hölzernes Gerüste aufgeschlagen, welches die Musikanten aufzunehmen hat.

Sind diese ersten Vorbereitungen getroffen, so wird am Sonntage selbst nach dem Gottesdienste auf einem zierlich geschmückten Wagen und

mit Musik der feine Sand beigefahren, welcher auf den Estrich des Platzes ausgebreitet wird. Nachmittags gegen 3 Uhr ziehen die Platzburschen mit Musik von Haus zu Haus, sammeln Kücheln, finden sich endlich — jeder mit seiner Platzmad — beim Dorfschulzen ein, und ziehen von hier aus in's Wirthshaus, voran die Musik, dann der Platzmeister mit der bemalten, hölzernen Pitsche, und endlich die Paare. Jeder Bursche hält mit der Rechten die Mad, in der Linken aber ein zierliches, grünes Trinkglas, das am oberen Ende eine Reihe eingeöhrter Glasringlein enthält, die beim Schütteln und Schwingen einen fröhlichen Klang geben. Der Zug bewegt sich nach dem Sechs-Achteltakte der Musik im gemessenen Contretanzschritte, bis er auf den Tanzboden der Schenke anlangt, wo die ersten drei Reigen aufgeführt werden. Dann erst geht es auf den Platz, und hier muß wieder jeder Bursche die drei ersten Touren mit seiner Platzmad tanzen, wonach ihm erst die Wahl unter den übrigen frei steht. Außer den Platzburschen und ihren gewählten Genossinnen darf aber Niemand den Plan betreten. Namentlich darf es kein anderer Dorfbursche wagen, mitzutanzen, während bei den Mädchen, die den Platz sehnsüchtig umstehen, doch hie und da eine Ausnahme gestattet wird.

Wenn es dämmert, wird der Plan geräumt, und auf dem Tanzboden des Wirthshauses wird nun erst der Tanzlust der Uebrigen Rechnung getragen. Für die Platzburschen und Maden ist aber gewöhnlich ein eigenes Gelaß vorbehalten, wo sie nach erklecklichem Abendimbiß wieder in aristokratischer Abgeschlossenheit ihren Tanz unter sich fortsetzen.

Zu den Originalitäten des Mistelgauer Plantanzes gehört insbesondere auch die gewandliche Ausstattung der Burschen und Mädchen. Jene krempen ihren Schlapphut nach vorne hinauf, wie wir es bei der Trachtenschilderung bereits beschrieben, und vorne auf der kühnen, weitabstehenden Spitze prangt ein stattlicher Blumenstrauß mit herabflatternden, bunten, golddurchwirkten Seidenbändern — ein Geschenk der Platzmad. Eine breite, fast bis an die Knöchel reichende Linnenschürze, am Rande mit rotheingestickten Zierrathen, wird unterm Rocke hoch über den Hüften gebunden. Die Platzmad aber wird alsbald nach dem vormittägigen Gottesdienst in bekannter Weise „bebändert", und der Bursche verehrt ihr hinwider einen Blumenstrauß, den sie ans Mieder steckt, und der ihr mindestens bis an die Stirne reichen muß.

Was die Tanzart selbst betrifft, so gelten neben dem guten, alten „Dreher und Schleifer" noch etliche Verunstaltungen moderner Tanzweisen. Beim Walzer beginnen sämmtliche Paare den Reigen auf einmal; der Bursche drückt das Mädel ganz nahe an sich, als gälte auch hier der Glaube wie beim Copuliren, daß der böse Feind nicht Platz dazwischen finden dürfe, und also drehen sie sich auf einem Raume von wenig Quadratschuhen fast buchstäblich um ihre eigene Axe. Bei jedem Satzwechsel der Musik klatscht der

Tänzer in die Hände, schutzt die Dirne hoch auf, und läßt sie dann eine Weile neben sich hertanzen, bis er sie wieder bei der Hifte erwischt. — Aehnliche Tanzweise gilt im Voigtlande. Der Schleifer („Abstoßer", „Sächsischer") hat selbst im Ballsaale des Kleinstädters Berechtigung, während sich hinwider Polka und Mazurka auf das platte Land verirrten, und sich nunmehr der Bauernmanier bequemen müssen. — Es ist üblich, wenigstens drei „Reiha" hintereinander mit demselben Mädchen zu tanzen. Nichtbeachtung dieser Sitte wäre Beleidigung. —

Lebhafter ist der Tanz in der fränkischen Schweiz. Der Bursche hebt abwechslungsweise seine Tänzerin, springt und stampft mit den Füßen nach dem Takte, während sie allein im Kreise sich bewegt, oder läßt sie unter dem Arme wegtanzen. —

Im und am Frankenwalde hat der Plantanz insbesondere auch sein Recht, und wird selbst von den Städtern ausgeführt. In Stadtsteinach holen die „Blotzburschen" mit Musik ihre Dirnen zusammen, tanzen mit ihnen drei Reigen um den Maienbaum vor dem Stadtthore, geleiten sie dann auch wieder beim Klange der Geigen und Clarinetten heim, und erhalten dann von den Eltern der also Geehrten Bier, Brod und Käse aufgewartet. Der „Blotzmeister", welcher schon 14 Tage vorher gewählt wird, hat das Recht des Vortanzes. — Auch in der fränkischen Schweiz wird bisweilen der Blo[illegible] aufgeführt, und hat die Gemeinde Waldung, oder reicht überhaupt das Geld, so wird auch eine eigene „Maie gestellt." (Aufseeß).

Am platten Lande des Frankenwaldes führt der Nachtwächter mit seinem bekränzten und bebänderten Spieß den chorus der Platzburschen an; Ihm folgt der Ortsvorsteher, der dann am Plane selbst vor Beginn des Tanzes den „Kirchweihfrieden" verliest. Ehedem war dieser Kirchweihfrieden [1]) lediglich die Publikation des Polizeimandates, welches für Ordnung und Anstand Maaß gab. Neuerlich bedürfen die Erlasse des Bezirksamtes keines Dollmetschers mehr, und da eben die Wäldler den alten Brauch doch nicht fahren lassen wollten, so haben sie den Kirchweihfrieden in das Scherzhafte

---

[1]) Mir ist solch ein älterer Kirchweihfrieden d. d. 19. Juli 1790 zur Hand. Er lautet: Im Namen und von wegen Sr. hochfürstl. Gnaden Franz Ludwig Bischofens zu Bamberg und Wirzburg, des heil. röm. Reichs Fürstens, auch Herzogens zu Franken, lasset Stadtvogt zu Kronach bei heutiger Kirchweihe zu Nurn den gewöhnlichen Kirchweihefrieden publiciren und Kraft dessen Jedermänniglichen zu wissen machen, daß alle diejenigen, welche diese Kirchweihe besuchen, sich alles Gotteslästern, Fluchen, schwören, Sakramentiren, Hauen, stechen, schlagen und schießen sowohl inner- als außerhalb dem Dorf enthalten, auch einige Ungelegenheit, wie die immer Namen haben, nicht anfangen sollen. Wer sich unterstehen sollte, wider dieses Verboth zu handeln, derselbe solle nach des Verbrechens Beschaffenheit zu empfindlicher Strafe gezogen werden rc. rc.

Sgn. Christoph Stenglein, Stadtvogt.

übersetzt, oder ein poetischer Dorfschulze hat ihn gar in zierliche Reimlein gebracht. Wir wollen etliche Verse eines solchen zur Probe hier einfügen:

„Nun, Ihr lieben jungen Leut,
Die Ihr hier versammelt seid,
Ich bitt', seid ein wenig still,
Und hört, was ich Euch jetzt befiehl.
Das Zechen ist ein alter Brauch,
Ihr habt deshalb das Recht heut auch,
Euren Plan aufzuführen,
Die Jungfrauschaft damit zu zieren.
Deshalb hüpfet und springet,
Tanzet, trinket und singet,
Seid munter und lustig jederzeit,
Aber mit geschmückter Ehrbarkeit!
Richt't Euren Tanz nach gutem Sinn,
Wie David tanzte vor der Arche hin,
Nicht nach dem Sinn des Herodes Weib,
Denn jener Tanz war der Bosheit Zeitvertreib.
Auch soll er nicht dem Tanze gleich,
Den Israel, an Manna reich,
In Wollust und in Ungemach
Dem goldnen Kalbe hat gebracht.
Euer Tanz soll züchtig, rein,
Wie bei der Hochzeit zu Kana sein,
Ausgeschmückt mit Tugend und Ehren
Dann kann es Euch Niemand wehren.
Ihr Jungfrauen aber habt vor Allen
Nun Gott dem Höchsten zu gefallen,
Zu thun, was eine Susanna that,
Da man ihre Unschuld mit Füßen trat.
Eine keusche Judith soll Euch lehren,
Nichts an die böse Welt zu kehren.
Seid bescheiden wie es Esther war,
Dann bleibt Ihr in Ehren immerdar" ꝛc. ꝛc.

(aus der Umgebung von Teuschnitz).

In dieser Weise geht der Spruch des ehren- und bibelfesten Friedensverkündigers noch etliche Strophen fort, bis er endlich mit einem Hoch auf den König, auf die Pfarrgeistlichkeit und die Pfarrkinder und auf den trefflichen Gastgeber schließt, und damit das Zeichen zum Beginne des Plantanzes gibt. — In früherer Zeit war im Frankenwalde das „Planbeziehen" am Kirchweihtage eine Pflicht, der sich kein männliches Gemeindemitglied unter 40 Jahren ungestraft entziehen konnte. Der „Ausschuß"

der wehrhafte Theil der Gemeindemitglieder, gab mit geschultertem Gewehre dem Zug das Geleite, den der Amtsvogt anführte. Am Plane angelangt, wurde der Mayen dreimal umschritten, dann von den Ausschüssern der Kreis gebildet, das Gewehr präsentirt, und vom Amtsvogt selber ein Kirchweihfrieden verlesen. Diesen militärischen Ernst hat — wie wir gehört — die Gegenwart abgestreift. —

Ist der Tanz am „Kirwes-Sonntag" vorüber, so gilt in der fränkischen Schweiz der Brauch, daß den hübschen und sonderlich den reichen Bauernmädchen im Dorf von den Burschen noch „Ständerles" gebracht werden, wozu sie die gesammte Tanzmusik verwenden. Letzterer muß dann ein Trinkgeld gezahlt werden. —

Die eigentliche Kirchweih nimmt zwei Tage in Anspruch. Dem Kirchweihmontag gebührt dieselbe Ehre, wie seinem Vorgänger, sowohl im Hause als auf dem Tanzplatze, für welchen schlimmsten Falles draußen in den Filialdörfern auch die „Stodltenna" als tauglich erachtet wird. Zu Streitberg und anderwärts am fränkischen Jura wird am Morgen des zweiten Kirwestages noch ein besonderer Jux aufgeführt. Etliche junge Bursche vermummen sich und ziehen mit ein Paar Musikanten von Haus zu Haus. Die maaßgebenden Rollen hiebei spielen neben dem Hanswurst, welcher den Mummenschanz mit handgreiflichem Humor würzen muß, namentlich der Krätzenträger, der in seinem Rückenkorbe die Küchel einzubringen hat, und ein Handwerksbursche mit Reisebündel und Knotenstock, dem die Büchse zum Einsammeln kleiner und großer Münze, je nach der Laune des Bauern, übergeben ist, wobei er folgenden Spruch vorträgt:

„Ihr liebes, werthes Publikum,
Wir sind jetzt hier und sind nicht krumm,
Wir reisen durch die fränkische Schweiz,
Das Tyrol ist auch nicht weit,
Und machen blos nur einen Spaß
Allhier auf dieser Kirwesgaß'.
Wenn's Euch gefällt, so seid nicht faul,
Wir brauchen viel für unser Maul."

Findet der Spaß Anklang und fallen die Gaben nicht allzu spärlich aus, so spielen die Musikanten wohl auch einige Dreher und Schleifer über Gebühr auf, und Haussöhne und Töchter, Knechte und Dirnen lassen sich zu einem Tänzlein in der Baumannsstube verführen. —

Am nächstfolgenden Donnerstag, im Frankenwalde am kommenden Sonntage, wird ziemlich regelmäßig die Nachkirchweihe gefeiert. —

Eine Kirchweih eigener Gattung ist die sog. „Teufelskirchweih" bei Gräfenberg, ein sommerliches Volksfest im kleinen Maaßstabe, das seine Bezeichnung vom „Teufelstische" ableitet, einem eigenthümlich geformten tischartigen Felsen auf einer Anhöhe zunächst dem Markte, woselbst sie ge-

feiert wird. Die Bezeichnung Teufelstisch hängt mit einer Sage zusammen, der gemäß einmal der böse Feind einen Schloßherrn von Gräfenberg, der sich vermaß es selbst mit dem Teufel aufzunehmen, auf einen nächtlichen Imbiß zu Gaste lud, und hiezu diesen Felsblock zum Tisch zurecht rückte. (Näheres vergl. „die fränkische Schweiz“ von Dr. Fr. Mayer, Nürnberg S. 138 ff.)

Zu Kathrein sind alle Kirchweihen glücklich verwunden, und die Adventzeit gebietet Ernst und Stille. Das dauert bis zum Schlusse der Fastnacht. In den letzten drei Faschingstagen gebührt wieder der Lustbarkeit ihr Recht, und es fehlt namentlich in den katholischen Bezirken nicht an toller Mummerei und Ausgelassenheit. Im Ebermannstädter Grunde laufen in diesen Tagen die Fastnachtsnickel mit mißgestaltem, gehörnten Kopfe und einem Linnengewande, das über und über mit bunten Lappen besetzt ist, unter großem Hallo in den Dörfern umher (Pretzfeld, Kirchehrenbach, Reuth, Ebermannstadt 2c. 2c.), necken die Dirnen und verführen sonst allerlei Schabernack. Sie tragen den eigenthümlichen Namen „Huralda“, welcher an die oberpfälzische Bezeichnung „Huraus“, gleichfalls für Fastnachtsmaske, gemahnt.[1]) Aehnlicher Mummenschanz gilt im Bambergischen und am Frankenwald. Etlichen Orts am Fichtelgebirge geht die „Berthe“ zu Fastnacht von Haus zu Haus, ein komisch verkleideter Bursche, der die Kinder schreckt, aber — im Gegenhalte zur Eisenbertha — Kücheln und Dürrobst für sich selbst und seine Genossen einsammelt. Den Faschingsdienstag beschließt größtentheils ein Tanz im Wirthshause. —

Neben dem Gemeinüblichen, das — wie Kirchweih und Fastnacht — im Kerne dasselbe bleibt, trotz aller örtlichen Zuthaten und Ornamente, hat sich in mancher Gegend Oberfrankens noch ein ganz selbständiger, localer Gebrauch, ein volksthümliches Fest, ein Aufzug oder Aehnliches aus alter Zeit her erhalten. Zum größeren Theile aber fristen diese Erbstücke aus einer Epoche, wo noch ein musivisches, an Klang und Farbe reiches, an Formel und Symbolik überschwängliches Volksleben jedem Städtlein sein eigenes Signet gab, nur mühselig ihre Existenz, und auffallend häufig ist gerade die sinnige und sinnbildliche Seite durch die bedeutungslose Zuthat völlig verdrängt oder wenigstens unverständlich gemacht worden.

Reicher als das platte Land sind Städtchen und Markt an derartigen profanen Festlichkeiten, wie wir sie hier im Auge haben. Gewerk und

[1]) In den älteren Bauernhäusern des Fichtelgebirgs und Jura's führt der weite, über dem Feuerheerde eine Wölbung bildende Rauchfang den Namen „Hur“. Dessen Ausmündung im Dache heißt „Hurloch“, und die hölzerne Klappe, mit welcher diese verschlossen werden kann, „Hurbuck.“ Huraus wäre demnach etwa gleichbedeutend mit Hexe, die durch den Kamin, die Hur, ausfährt, und könnte von da übertragen worden sein auf jede mißgestalte menschliche Erscheinung. Huralda ließe in gleicher Weise eine Ableitung zu. —

Zunft bilden da und dort noch die Träger uralten Brauches, und eigenthümlicher Weise sind es schier allenthalben bestimmte Zünfte, die mit ihrem Handwerksbrauche vorzugsweise gerne in die Oeffentlichkeit hinaus treten. Wir weisen auf die ehrsame Gewerkschaft der Metzger hin, deren Lehrjungen zu München am Faschingsdienstag durch einen Sprung in den Fischbrunnen die Freisprechung erkaufen müssen. Aehnliche Sitte galt nach Westenrieders Beiträgen z. vaterländ. Hist. V. S. 298 vordem im Markte Tölz. Des Metzgerumzuges zu Teuschnitz am Johannistage haben wir im Vorstehenden bereits Erwähnung gethan. Auch außerhalb Deutschlands sind die Metzger zu besonderen festlichen Aufzügen berechtigt. Wir gemahnen an den Pariser Faschingsochsen. Nach Chaplovic (Gemälde von Ungarn II. 207) bestund in Ungarn bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Sitte des Lehrjungenbades der Fleischer bei Gelegenheit des Faschingstanzes. Der freizusprechende Lehrjunge mußte sich zuerst in einen Bottich voll schmutzigen Wassers stürzen, dann in einem zweiten mit klarem Wasser gefüllten wieder abschwemmen. — Oberfranken bewahrt noch eine weitere Erinnerung an einen öffentlichen Brauch beim Metzgerjahrtag. Bis gegen Anfang dieses Jahrhunderts war in Stadtsteinach an diesem Tage die sog. Farrenhetze. Hausthür und Laden und selbst das Stadtthörlein wurde geschlossen, und ein junger Stier (Farren) auf dem Marktplatze und durch die Straßen des Städtleins so lange von Hunden gehetzt, bis er zusammensank und sich ohnmächtig von den Rüden zerfleischen ließ. Das grausame Schauspiel endete damit, daß die Metzgerburschen den abgehetzten Stier schlachteten, und das Fleisch unter die Armen vertheilten.

Die öffentlichen Aufzüge der Bäckergesellen an ihren Jahrtagen sind noch heutzutage vielfach im Schwange. So in Hof, wo der Auszug am Feste des heiligen Johannis mit Musik und der Zunftfahne geschieht, welcher zwei Vormeister, dann sämmtliche Bäckergesellen mit Hut und Degen folgen. Am Rathhause, am Spitale und an den Häusern der Vormeister wird Halt gemacht, das Fähnlein kunstfertig geschwungen und ein entsprechender Toast ausgerufen. Die Sitte rührt von einer Stiftung des Spitales her, welches noch gegenwärtig 25 fl. zum Auszuge und dem darauf folgenden gemeinsamen Mahle mit obligatem Tanze beisteuert. — In Bayreuth erfolgt der „Bäckenauszug" am 2. Pfingstfeiertage unter dem Klange der Musik und den lustigen Grimmassen der Hanswurste. Alt- und Jungmeister tragen Pokale voraus, worauf die Fahne mit dem Embleme einer Bretzel und und schließlich das Corps der Bäckerknechte folgt. Letztere sind hiebei berechtigt, Degen und stattliche Dreimaster zu tragen. So bewegt sich der Zug durch die Stadt in die Herberge, und die Festlichkeit endet mit Mahl und Tanz. Vordem wurde am 2. Tage noch der Hahnenschlag gehalten. — Es geht die Sage, daß weiland zur Zeit des Türkenkrieges ein Bayreuther Bäckerknecht Wien gerettet habe. Er vernahm ein eigenthümliches unter-

irdisches Geräusch, machte darüber Anzeige und es ergab sich in der That, daß an der Stelle eine Mine gelegt war, welche die ganze Stadt bedrohte. Zur Erinnerung dessen geschähe noch heutzutage den Bayreuther Bäckerknechten die Ehre des feierlichen Umzuges. —

In den kleinen Städtchen des Frankenwaldes gab ehedem namentlich der Walburgistag Anlaß zu gemeinsamer volksthümlicher Belustigung. Schon des Abends vorher wurden die Häuser mit Maien geschmückt, Plätze und Straßen mit Birkenreisern besteckt. Am Walburgistage selbst zu Mittag ging ein Zug aus, voran die „Walber", ein Bursche, der vom Scheitel bis zu den Füßen in Stroh eingewickelt war, so daß die Aehren, über dem Kopfe zusammengebunden, eine Krone bildeten. Der Walber folgten in bunter Verkleidung alle Gattungen von Gewerksleuten mit den Emblemen ihres Gewerkes, und übten zu Spott und Trutz ihre Handthierung aus, wozu sie sich das Material durch List und Schabernack zu verschaffen wußten. Es galt allenthalben kleine spaßhafte Betrügereien auszuüben, bis unter Scherz und Kurzweil der Abend heranrückte und Gesang, Musik und Tanz den Schlußstein der Walberfeier bildete. — Noch wird am platten Lande des Frankenwaldes da und dort ein „Walberbaum" vor dem Wirtshause aufgesteckt, und die jungen Dorfburschen ziehen mit Musik an die Stelle, an ihrer Spitze die „Walber", gleich der oben Beschriebenen ein in Stroh vermummter Bursche, welcher den Spaßmacher abzugeben hat. Ein Tanz um den Walberbaum schließt die Lustbarkeit. — —

Bis in die neuere Zeit wurde in der Umgebung Forchheims am Charsamstag Morgens 8 Uhr, wann zum ersten Male die Glocken wieder läuteten, auf den Kirchhöfen „der Judas verbrannt." Zu dem Ende wurde ein Strohmann angefertigt, welcher den Judas vorzustellen hatte, und am Scheiterhaufen brennen mußte. Das ganze Dorf trug Holz zu für dieses Flammengericht. Die angebrannten Scheiter aber wurden aufbewahrt, und nachgerade am Walburgistage in die Waizenfelder gesteckt, damit der Waizen nicht brandig werde. (Panzer l. c. I. 212 erwähnt eines ähnlichen Brauches zu Althegnenberg in Oberbayern, der noch vor 50 Jahren gegolten haben soll). —

Möge es der freundliche Leser nachsehen, daß wir uns bei den letzten Schilderungen in eine Zeit verloren, die sich bereits ausgelebt hat. Zu unserer Entschuldigung diene, daß wir nicht weiter zurückgriffen, als das Gedächtniß des Volkes noch heutzutage reicht. Und diese Erinnerung bildet gewiß auch einen Theil der Sittengeschichte des Volkes. Indem wir dieses erwägen, fühlen wir uns gedrungen, auch noch jene Reste des „Paradeis-Spieles" zu erwähnen, an dessen Aufführung während der Weihnachtszeit die Teuschnitzer sich noch wohl zu erinnern vermögen. Bekanntlich bestunden die alten Paradeisspiele aus zwei Theilen. Der erste behandelt den Sündenfall. Der Teufel führt den durch ihn verlockten Adam vor Gott, und

verlangt seine Bestrafung. Die Barmherzigkeit spielt die Vermittlerin, und der Heiland übernimmt die Sühnung der ewigen Strafe, während die zeitliche — der Tod — vom gefallenen Menschenkinde unabwendbar ist. Der zweite Theil drückt jene ewige Sühne aus. Er stellt das Spiel vom guten Hirten dar, welcher mit dem als Jäger verkleideten bösen Feinde den Wettkampf eingeht, um eine junge Schäferin zu gewinnen. Die Jungfrau, angelockt von den irdischen Freuden, ergibt sich trotz der Warnungen ihres guten Engels dem Jäger. Damit verfällt sie dem Tode. Aber Schmerz und Reue erfassen sie im letzten Augenblicke, und ihre Hoffnung auf Gnade wird nicht zu Schanden. Der gute Hirt entreißt sie der Gewalt des bösen Feindes, und Gott der Vater vergibt ihr.

Ich fand bei meinem Teuschnitzer Freunde nur die fragmentarischen Traditionen über den ersten Theil des Paradeisspieles. Die Spielenden waren Gott Vater im weißen Gewande mit ehrwürdigem Flachsbarte, den Scepter in der Hand haltend; ein junger Cherub in weißem Kleide, mit güldenem Schwerte und überschlagener rother Schärpe, während die Schärpe Gott Vaters die Himmelsfarbe tragen mußte. Adam und Eva hatten weißlinnene Hemden über ihr sonstiges Gewand angezogen, und nicht minder war auch beim Chorus die weiße Gewandfarbe die vorherrschende. Einer aus dem Chore trug den Baum der Erkenntniß, entweder ein ausgeschlagenes Christbäumchen (blühender Barbarabaum), oder ein Fichtenboschen, mit etlichen Aepfeln behangen. Der Satan mit Hörnern und Schweif bildete den Schluß. — So wanderte die aus jungen Bürschlein bestehende Truppe, sobald es anfing zu dämmern, von Haus zu Haus, und ward gerne empfangen. Da ward vorerst ein Kreis um den Paradeisbaum geschlossen, und der ganze Chor hub an zu singen:

„Wir wollen eins singen von himmlischer G'schicht,
Wie Adam und Eva erschaffen ist.

Gott hat sie erschaffen ganz nackend und blos,
Den Adam aus einem Erdenkloß.

Er setzt sie miteinander in's Paradeis,
Und gab ihnen alle die Früchte preis.

Nur eine hat er ihnen verboten:
Sie sollen den Apfel nicht verkosten.

Die Eva war ein naschhaftes Weib,
Sie brach den Apfel wohl von dem Zweig.

Wohl von dem Zweig, wohl von dem Ast,
Wo Adam und Eva darunter saß."

Hierauf schwieg der Chor. Eva trat an den Baum in der Mitte, nahm einen Apfel, aß davon, und winkte Adam, ihm den Rest der verbotenen

Frucht anbietend. Dieser folgte auch der Lockung mit den Worten: „Deinetwegen nehme ich auch einen Bissen!“ Dabei war Satan mit anspornenden und verführerischen Worten und Gebärden fortwährend thätig, bis die Sünde begangen war. Nun erschien Gott Vater; Satan selber übernahm die Rolle des Anklägers, worauf dann die Scene dem biblischen Texte entsprechend ihren Verlauf nahm, und mit der Verweisung aus dem Paradiese endete. Der Cherub mit dem Schwerte trat auf; in Reue und Schmerz mußten Adam und Eva den Mittelraum verlassen und hinter den Chor treten, der alsbald wieder mit seinem Gesange einfiel. Die Parabase, im Style der einleitenden Verse, enthielt nicht nur Moral und Nutzanwendung, sondern auch die Hinweisung auf die ewige Gnade und Barmherzigkeit und auf einen nachkommenden Akt der Versöhnung, bis endlich der Vers:

„Und wenn wir um's Jahr 'mal wieder umsinga,
So woll'n wir einander in Freuden finna (finden)“

den Schluß des Spieles ankündete. Allenthalben wurde es mit großer Erbauung angehört und verlief selten ohne Thränen der Zuschauer. Hierauf wurde der Paradeis-Chor je nach Können und Vermögen mit Geld oder Viktualien beschenkt, und Gott Vater machte den Einsammler. Der Erlös aber ward zum Theile für wohlthätige Zwecke verwendet, zum Theile verbrauchten ihn die Spielenden selbst zu gemeinsamer ehrbarer Freudigkeit. —

„Wer ein Auge für solche Dinge hat, sieht die alte Poesie aus dem Volksleben mit raschem Laufe entfliehen. Etwas Neues, Besseres tritt nicht an die Stelle; Genußsucht und nüchterner Erwerb zertreten das Feld, wo einst dem Volke eine grüne, blumige Haide duftete!“ [1])

Wir mißkennen nicht das Wahre und — das Schmerzliche in diesen Worten. Dennoch möchten wir nicht die dämmernde Romantik dieser „alten Poesie des Volkslebens“, die nicht selten zu Nacht sich verdunkelte, aus dem beginnenden Schlafe rütteln. Wie beim einzelnen Menschen, so hat auch beim Volke die Zeit werdender Reife und des Hinüberlebens in's freie sonnige Tageslicht seinen Zauber und seine Poesie; und wenn auch manche „blumige Haide“ zertreten wird, so sproßt dafür an anderer Stelle, wo ehedem vom Sumpfe giftiger Brodem aufstieg, ein wogendes Kornfeld, und zwischen den Aehren duften und prangen noch Mohn und Cyanen! — —

Es drängt uns zum Schlusse dieses Capitels. Doch muß noch der besuchtesten Wallfahrtsorte Erwähnung geschehen; denn die Wallfahrt selbst und das Thun und Treiben am Ziele derselben bildet ein wesentliches Element des öffentlichen Lebens, namentlich im katholischen Ober- und Unterfranken. Zur Zeit der betreffenden Heiligenfeste lassen sich an den Sammelplätzen der Wallgänger die ergiebigsten Studien über Wesen, Sitte, Bildung und Anschauungsweise des Volkes machen. — Für den Regnitz- und

---

[1]) Vergl. „Grenzboten“ Jahrgang 1856 Nr. 51, S. 442 bis 448.

Wiesentgrund bildet namentlich die Walburgiskapelle auf der Ehrenbürg (Walberlesberg) bei Kirchehrenbach einen Sammelpunkt; doch beschränkt sich der Besuch vorzugsweise nur auf den Walburgistag, wo der gleichzeitige Markt Tausende von allen Seiten herbeilockt. — Dagegen dauern die Wallfahrten nach Gößweinstein (fränkische Schweiz), dessen berühmte Wallfahrtskirche mit dem Würzburger Schlosse einen Bauherrn hat (den fürstbischöflichen Obristen Balthasar Neumann), schier den ganzen Sommer über. Der Hauptfesttag ist aber der Dreifaltigkeitssonntag. — Für den nördlichen Theil des Frankenjura's ist das hübsche Kirchlein zu Neudorf bei Weismain von Bedeutung, wo dem heiligen Wendelin, dem Schutzpatron des Viehes, sonderliche Verehrung angethan wird. Hauptfest ist der Wendelinstag (20. Oktober). Auch die Wallfahrtskirche zum heiligen Pancratius auf dem Gügel bei Scheßlitz gibt häufig das Ziel frommer Bittgänger ab. — Nicht blos für den Maingrund, sondern für ganz Franken dieß- und jenseits des Haßwaldes ist Vierzehnheiligen (Frankenthal) von ungewöhnlicher Bedeutung. Wir haben die Veranlassung und Gründung der Wallfahrtskirche bereits erzählt. Der Zudrang der gläubigen Bittgänger ist den ganzen Sommer über erstaunlich groß, und erreicht an den Festen „St. Peter und Paul" und „Christi Himmelfahrt" eine Summe von zehn und mehreren Tausenden. In caravanenähnlichen Zügen kommen die Waller von allen Gegenden der Windrose, mit Kreuz und Fahne, Posaunenbläser an ihrer Spitze, die alten Wallfahrtslieder singend, deren Text je Einer aus ihrer Mitte strophenweise laut ausruft. Häuser, Tennen und Scheuern des kleinen Ortes sind mit Fremden angefüllt und bei halbwegs günstiger Witterung campiren sie zu Tausenden im Freien, oder verweilen die ganze Nacht über in den geräumigen Hallen der Kirche. Vieles wird dort abgebüßt, — Vieles unternommen, um Material für neue Buße zu gewinnen! — Der Frankenwald hat seinen besuchtesten Wallfahrtsort in Marienweiher (bei Kupferberg). Das wunderthätige Marienbild in der dortigen Franziskanerkirche kennen wir bereits aus der Legende. Marienweiher hat sich insbesondere eines zahlreichen Zuspruchs böhmischer Bittgänger zu erfreuen. — Für den katholischen Theil des Sechsämterbezirks ist das nahe Waldsassen das Ziel der Wallfahrer (vergl. Bd. II. S. 313). —

Sechstes Kapitel.

Alter. — Gutsübergabe und Nachfolge.

Zur Zeit des letzten Fürstbischofs Christoph Franz lebte in Buchbach, zwei Stunden von Teuschnitz, ein Aussitzer, war 103 Jahre alt, dabei immer noch frisch und rüstig und griff allenthalben zu. Als einmal auf einer Rundreise der Landesherr nach Teuschnitz kam und ihm von dem alten Manne Kunde ward, ließ er diesen zu sich rufen, und fragte ihn, wie er es denn angefangen und was er etwa Sonderliches gegessen und

getrunken habe, daß er so alt geworden sei? Antwortete jener, er habe erst im 34. Jahre auf seiner Eltern Geheiß ein Weib genommen, und allzeit tüchtig gearbeitet. Seiner Lebtag aber sei ihm kaum jemals ein anderer Bissen über's Maul gekommen, als eine „'brennte Wassersuppe" des Morgens, Mittags Sauerkraut und Klöße, etwan hie und da ein Stücklein Schwarzfleisch, am Abende aber Erdäpfel und Milch, und zu allem ein Trunk frischen Wassers. Der hohe Herr freute sich des lebfrischen Greises, und da er ihm für das Neiglein Tage, das ihm noch zu leben vergönnt sein möchte, noch etwas Gutes anthun wollte, so setzte er ihm ein kleines Leibgeding aus mit der besonderen Klausel, daß er fürder alle Tage eine kräftige Fleischsuppe essen und mitunter auch einen Schoppen Bier zur Stärkung trinken solle. Dreiviertel Jahre drauf fing der alte an zu siechen, und als er merkte, daß es zu Ende ging, klagte er den Befreundeten: „Wenn ich das Fürstle nicht gesehen und seine Fleischsuppe nicht gegessen hätte, wollt' ich noch lange leben!"

Das Geheimniß des Buchbachers haben die Hochdörfler am Franken- und Thüringerwald und am Fichtelgebirge alle los, und ihre Nüchternheit verhilft ihnen durchschnittlich zu einem hohen und gesunden Alter. Ich glaube zu Posseck (Bez. Kronach) war's, wo man mir erzählte, daß vor längerer Zeit ein Ortsnachbar an seinem hundert und einten Geburtstage noch den Kirchweihfrieden verlesen und am Plane seinen letzten Tanz mit einer Platzmad aufgeführt habe. Selbst in den armen Webern des Voigtlandes steckt trotz aller Noth eine merkwürdige Zähigkeit, so daß sie es gemeinhin hoch bringen im Alter, während z. B. die behäbigen Flößer im Frankenwald, die mehr genießen und mehr vergeuden, nach Umlauf der mittleren Periode rasch abnehmen. Die Wirkungen der schweren Arbeit, welche namentlich bei den Vorbereitungen zur Frühjahrsflößerei eine bedeutende Kraft absorbirt, machen sich später um so energischer geltend. — Aeußerst zäh und nachhaltig sind die Bewohner des Frankenjura's. Sie haben vieles gemein mit dem Oberpfälzer Juraländer. —

Daß übrigens der Bauer in seinen alten Tagen nicht zu hohe Sprünge mache, dafür sorgt sein Gutsnachfolger. Die Uebergabsbedingungen, wenn sie auch mäßig sind, werden selten mit besonderer Gewissenhaftigkeit eingehalten, und obwohl grobe Ausbrüche der Rohheit und verletzenden Undankes gegen die Austrägler nicht so häufig vorkommen als anderwärts, so sind doch Familienzwiste, Verweigerung der ausbedungenen Leistungen und selbst Civilprozesse zwischen den Eltern und den übernehmenden Kindern nichts weniger selten, namentlich in den behäbigeren Gegenden des Westens. Mit den eigentlichen Bauernhofsübergaben wird deshalb so lange als möglich gezögert, während insbesondere bei geringeren Leuten frühzeitig Gutsvertheilungen und deshalb auch baldige Heirathen (namentlich in den Slavenbezirken) Platz greifen. —

Im Bayreuthischen ist das System der „Drittheilung" landesüblich, d. h. der bisherige Gutsmaier vertheilt den ganzen Grundbesitz unter seine Kinder, soferne er noch bei Lebzeiten in den Austrag gehen will. Auch nach dem Tode eines Ehegatten tritt diese Grundtheilung durch den Ueberlebenden ein. Unter den Kindern hat das Jüngste vorerst zu wählen. Namentlich halten sich die Kleingütler hieran, und befördern also die Zersplitterung von Grund und Boden, welche in Oberfranken allbereits eine so unvortheilhafte Höhe erreicht hat, daß sie nur von jener des unterfränkischen Kreises überboten wird. Der vorbehaltene Austrag des Gutsübergebers heißt Altentheil; von dem Kinde, welchem Haus und Hof bleibt, sagt man: „es bleibt im Neste." Eine eigenthümliche Austragsbestimmung, das sog. Leichgetreide, ist im Berneckischen Sitte. Dasselbe erreicht nicht selten ein Quantum von 24 Metzen, muß vom Gutsübernehmer sogleich beim Vertragsabschlusse aufgeschüttet, und beim Tode des Altsitzers an die Armen vertheilt werden. Auch die Leichenkosten des Letzteren muß der Gutsnachfolger tragen. Selbstverständlich kommt dieser Brauch nur bei Großgütlern vor, wie denn überhaupt der Hofbauer noch mehr auf den Zusammenhalt des Gutscomplexes bedacht ist, und häufig gegen die Landessitte das ganze Besitzthum auf Eines seiner Kinder überträgt, welches dann die übrigen mit ihren Erbansprüchen in Geld zu befriedigen hat. In der ehemaligen Grafschaft Thurnau gilt überhaupt das sog. Vorsitzrecht des jüngsten Kindes, d. h. der jüngste Sohn, und wenn keine Söhne vorhanden sind, die jüngste Tochter ist berechtigt, das Gut anzunehmen. —

Nach Bamberger Observanz gilt die direkte Gutsnachfolge durch das jüngste der Kinder. Nur die sog. „fliegenden Lehen", die nicht gebundenen Zugehörungen des Hofes, welche im Altbayerischen mit dem Ausdrucke „walzende Gründe" bezeichnet werden, unterliegen der Vertheilung unter die übrigen Geschwisterte, so daß also diesen gleichfalls ein kleines Besitzthum zufällt. Selbstverständlich bleibt jedoch das Dispositionsrecht der Eltern unbeschränkt, und es kann auf dem Wege des Vertrages auch einem anderen als dem jüngsten Kinde das Anwesen übergeben werden. Nur wenn eine Theilung von Grund aus stattfindet, darf dem jüngsten Sohne das Vorwahlrecht nicht entzogen werden. Eine derartige Gutszerschlagung unter sämmtliche Kinder des alten Mayers greift namentlich am Jura häufig Platz, insbesondere auf dem Erbschaftswege. Auch in diesem Falle hat der jüngste Sohn das Vorwahlrecht. Das Lichtenfelser Stadtbuch bemerkt: „Und da es zwischen Kindern nach Absterben Ihrer Eltern zu einer Erbthailung gelangen thuet, als hatt in Zerschlagung der thail alwegen der jüngste Sohn mit Bewilligung der Andern miterben in dem Loße ein vorgrieff, nnd die wahl, welches Loß im geliebt zu nennen." Diese Befugniß der Vorwahl kann landrechtlich selbst nicht durch eine testamentarische Verfügung der Eltern entzogen werden. —

Zur Gutsübergabe wie zur Grundtheilung bedarf es der gemeinschaftlichen Zustimmung beider Eltern. Das ist eine nothwendige Folge der im Bambergischen wie im Bayreuthischen geltenden ehelichen Gütergemeinschaft. Wo nicht in den Heirathsverträgen ausdrücklich ein anderer Güterstand unter den Ehegatten vertragsmäßig bestimmt wurde, gilt die rechtliche Vermuthung und Voraussetzung für diese Gemeinschaft. Sie genießt auch einer besonderen Begünstigung sowohl seitens des fürstlich bambergischen Landrechtes v. J. 1769 als der Brandenburg-Culmbachischen Landesconstitution v. J. 1723, weil sie sich auf altes Herkommen und auf die Ansicht gründet, „daß bei Eheleuten das Vermögen so wie die Leiber und Gemüther mit einander vereinigt und gemeinschaftlich sein müßten.“ [1])

An vielen Orten ist der sog. Jahresfall Herkommens, das heißt: die eheliche Gütergemeinschaft tritt erst Jahr und Tag nach geschlossener Ehe ein. In diesem Falle lastet, wenn Eines der Eheleute ohne Testament und ohne erbberechtigte Nachkommenschaft im ersten Jahre der Ehe stirbt, auf dem überlebenden Gatten die Pflicht, das zur Ehe gebrachte Gut des Verstorbenen mit bestimmten Ausnahmen an dessen Verwandte zurück zu erstatten. Nach Bayreuther Stadtrecht hat z. B. der rückgelassene Gatte, wenn der Todesfall innerhalb Jahr und Tag „von der hochzeitlichen Ehrenfreude oder Beschreitung des Ehebettes anzurechnen“ eingetreten ist, nur Anspruch „auf das Ehebett mit seiner Zugehörung, dann einen gerichteten Tisch und das Ehrenkleid auch Geschmuck, so der Verstorbene den ersten Ehren- oder Hochzeitstag angezogen und getragen, neben dem, was diese Eheleute einander geschenkt.“ [2]) Alles Uebrige fällt den Verwandten des verlebten Gatten zu. Tritt aber der Todesfall erst später ein, so verbleibt dem überlebenden Ehetheile landrechtlich das ganze Vermögen. Die Wirkungen der ehelichen Gütergemeinschaft erstrecken sich so weit, daß der eine Ehegatte ohne ausdrückliche Verwilligung des Andern nicht einmal für milde Zwecke testamentarisch verfügen kann.

Neben der Gütergemeinschaft kömmt im Bambergischen auch, wiewohl seltener, der „Güterstand der gemeinschaftlichen Errungenschaft“ vor. In diesen Fällen ist das während der Ehe Errungene zu gleichen Theilen Eigenthum der Ehegatten, und muß bei vorkommendem Verluste desselben durch jenen Ehetheil, welcher hieran Schuld trägt, oder durch dessen Erben dem andern Ehetheil Ersatz geboten werden. Stirbt ein Gatte mit Hinterlassung von Kindern, so muß sich der überlebende Gatte mit letzteren bezüglich der Errungenschaft vertragen. Im Uebrigen aber bleibt der vorige Güterstand, bis — wie sie sagen — „der Wittwenstuhl verrückt wird.“ —

---

[1]) Vergl. Bamberger Landrecht Kap. II. Tit. III. § 2.

[2]) Vergl. Gemeiner Stadt Bayreuth von Alters hergebrachtes Stadtregiment rc. d. d. 8. Dezember 1747 Kap. VI.

Wir müssen es bei diesen kurzen Andeutungen von Rechtsverhältnißen, welche aus dem Volke hervorgewachsen sind und mit seinen Ansichten im Einklang stehen, bewenden lassen. Eine eingehende Besprechung ist unserer Aufgabe fremd. —

Siebentes Kapitel.

Krankheit. Tod. Begräbniß.

Sowohl der Glaube des Volkes an Heilmittel, die keine gelehrte Arzneikunde verzeichnet, als auch die Reihenfolge der Gebräuche bei Todfall und Begräbniß stimmen wesentlich mit dem überein, was an anderer Stelle eingehende Erörterung fand (Vergl. Bd. II. S. 319 ff.). Wir beschränken uns demnach auch hier blos auf Ergänzungen.

Wie die Phantasie des Volkes allenthalben personifizirt, so gilt ihr auch der Tod als eine Person. Dieser Ansicht wird durch die Redeweise Ausdruck gegeben. Der Tod sitzt vor der Thüre, er klopft an, er schaut zum Fenster herein; der Kranke findet sich mit ihm ab, oder er muß sich von ihm holen lassen. Sonntagskinder können den Tod sehen. Sitzt er zu Häupten des Siechenden, so muß dieser sterben. In diesem Glauben gründet das Märchen vom „Gevatter Tod" (vergl. Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen I. 261).

Der Sterbefall in einem Hause kündet sich im Voraus an. Wenn die Eulen schreien, so muß ein Mensch sterben. Wenn ein Rabe über dem Dache krächzt, so kehrt der Tod unter das Dach ein, oder es stirbt wenigstens Einer aus der Verwandtschaft. Wenn es in einem Grabe „schmatzt", so stirbt Jemand aus der Familie des Begrabenen. Unheil und Tod verkündend ist insbesondere die „Wihklog" (Wehklage). Nach dem Volksglauben ist dieß ein wirrer, geheimnißvoller Knäuel, welcher unter Jammern und Aechzen dahinrollt (Voigtland). —

Naht sich nun wirklich das Sterbestündlein, so beginnt nach einem tiefgewurzelten Volksglauben der entscheidende Kampf um die im Entfliehen begriffene Seele. Der böse Feind wendet alle Mittel an, um diese zu gewinnen, und je ohnmächtiger der Sterbende gegenüber den Anfechtungen der losgelassenen Hölle, um so mehr ist es Pflicht der Hinterbleibenden, alle denkbaren Gegenmittel anzuwenden. In den katholischen Bezirken und namentlich im Frankenwalde werden diese Gegenmittel mit einer mitleidlosen Energie angewendet. Der Sterbende erhält eine brennende Wachskerze in die Hand; ist er zu schwach, diese zu tragen, so hilft ein Beistehender, schließt ihm die Finger um die Kerze, und unterstützt ihn im Halten derselben. Es wird laut gebetet, und Tod, jünstes Gericht und die Leiden des Fegfeuers, in möglichst abschreckenden Farben geschildert, bilden den Inhalt dieser Gebete. Man spricht dem Sterbenden zu, er solle standhaft sein und sich

vom Satan nichts einreden lassen. Die Anwendung des sog. Lorettokäppchens war bis in die jüngste Zeit ziemlich allgemein. Es war eine geweihte, enganliegende Kappe, die dem bereits in den letzten Zügen Liegenden über die Ohren gezwängt wurde, damit er auch äußerlich vor den Einflüsterungen des bösen Feindes geschützt sei. Gleichzeitig wird das geweihte Lorettoglöckchen geläutet. So weit der Schall desselben reicht, haben böse Geister keine Macht. Die Anwendung desselben beschränkt sich daher nicht blos auf das Sterbezimmer, sondern es wird in allen Winkeln und Ecken des Hauses geläutet. Der Weihbrunnkessel geht in der Runde. Der Sterbende wird mit Weihwasser besprengt, womöglich an allen Theilen des Körpers; selbst die grausame Sitte besteht, ihn mit der brennenden Weihkerze zu betropfen. — Ob diese von Augenzeugen bestätigten Gebräuche viel zur Erleichterung des Todeskampfes beitragen, hat noch kein Sterbender verrathen. Es gewinnt beinahe den Anschein, als läge darin die Symbolik der Unruhe, des Kampfes und der Schmerzen der ganzen irdischen Laufbahn, die erst ihr Ende erreichen dürfen, wenn sich der letzte Seufzer losgerungen hat. —

Hat es der Sterbende überstanden, so werden ihm die Augen zugedrückt und die Fenster geöffnet, wohl auch etliche Dachziegel abgedeckt, damit die Seele ungehindert entweichen könne. Dann wird das Todtenweib (in Wunsiedel hieß sie noch im vorigen Jahrhunderte „die Elendin") geholt, welches ihn wäscht und anzieht, worauf er dann auf's Brett kömmt und in ein eigenes Kämmerle gelegt wird. Untenhin wird der Hafen mit dem Waschwasser gestellt. Im Mistelgau ist in jedem Hause solch ein Todtenbrett vorräthig. Es hat seine Verwendung beim Ahn und Urahn gefunden, und erbt sich zu gleichem Gebrauche auf die Nachkommen fort. In den ärmlichen, beschränkten Weberhütten des Voigtlandes fehlt es gar häufig an der gesonderten Kammer für den Todten. Dann bleibt er in der Wohnstube, wo die Familie schläft, oder er wird etwa gar, wie es thatsächlich vorgekommen, vorläufig in den Backofen gelegt. —

In der fränkischen Schweiz besteht das Sterbekleid der Männer aus einem weiten, weißen Gewande und einer weißen Zipfelhaube, jenes der Frauen aus ähnlichem Gewande und weißem Kopftuche, wohl auch der Haube, wenn sie solche im Leben zu tragen pflegten. Die Mädchen erhalten einen Todtenkranz über das zurückgekämmte Haar. Alle Leichen liegen blosstrümpfig im Sarge, mit Ausnahme der Wöchnerinnen, welche — wie bereits erwähnt — neue Pantoffeln angezogen erhalten. Im Sechsämterbezirke und den protestantischen Gegenden des Fichtelgebirgs und Voigtlandes ist das Todtengewand schwarz.

Ist also Alles bereitet, so wird eine offene Scheere und ein Talglicht zum Todten gelegt und das Leintuch darüber gebreitet. Die Scheere hilft wider Hexen, die Kerze, damit die Mäuse nicht den Leichnam angreifen. Zu Häupten steht ein Crucifix und eine brennende Wachskerze. Freunde,

und Nachbarn kommen, beten und helfen wohl auch mit beim Verwachten. Häufig hält auch der Todtengräber die Todtenwacht (fränkische Schweiz). Für den dritten Tag nach dem Verscheiden ist die Begräbniß angesagt, welche meistentheils am Morgen stattfindet. Wieder betheiligen sich Verwandte und Nachbarn, welche letztere den Todten zur letzten Ruhestätte zu tragen haben, soferne es nicht ein von Kirche und Kirchhof weit entferntes Dorf ist. Männer und Frauen werden von Männern, Jünglinge und Jungfrauen von Burschen zu Grabe getragen. Im letzteren Falle erscheinen in vielen katholischen Bezirken die Burschen mit Rosmarinsträußchen, im Mistelgaue mit einem bunten herabflatternden Sacktuch im Knopfloche der linken Rockseite — beides wie beim Hochzeitgange. Sie führen eine Himmelsbraut, einen Himmelsbräutigam heim! —

Ist die Leiche in den Sarg gelegt, so wird dieser dreimal gehoben, ehe er auf die Bahre gebracht wird. Das ist schier allenthalben strengbeachtete Sitte, weil sonst der Todte keine Ruhe hat. Häufig wird der Brauch in der Weise geübt, daß die Bahre, so oft als eine Thürschwelle damit überschreitet, jeweils dreimal niedergesetzt wird (Wunsiedel). Drauf schüttet die Todtenfrau das Waschwasser zur Thüre hinaus sammt dem Topfe. Dann folgt bei den Katholiken Aussegnung, Leichengang Begräbniß und Seelenmesse in bereits erzählter Weise.

Die protestantische Leiche wird im Sarg vor dem Hause nicht ausgesegnet. Schulkinder singen, ehe der Leichengang beginnt, einen Choral, und erhalten hiefür eine kleine Münze „auf's Gesangbuch." Bei der „kleinen" Leiche hält der Pfarrer eine Rede am offenen Grabe, bei der „großen" folgt auf das Begräbniß ein förmlicher Gottesdienst an Stelle der Grabrede.

Wir erwähnen noch eines eigenthümlichen Gebrauches, der vereinzelt im Sechsämterbezirke vorkömmt. Die Leidtragenden heben beim Leichengange einen Zweigesang an. Der Vorsänger bringt Namens des Verstorbenen Vater und Mutter, Weib und Kindern, Pathen und Freunden den Abschiedsgruß. Die Verse beginnen:

„Herzliebster Vater (Mutter, Bruder ꝛc.) lebet wohl" ꝛc.,

und der Chor der Leidtragenden fällt mit einer Gegenstrophe ein, welche dieses Valet erwidert. Das nennen sie „absingen."

Die am Leichenbegängnisse Theil nehmenden Freunde und Verwandte werden mit einem Leichentrunke geehrt. Förmliche Leichenschmäuse sind seltener, doch kommen sie bei großen Leichen vor. Gewöhnlich wird Brod, Bier, Käse und Branntwein gereicht. Der beim Leichenbegängnisse eines Rathsherrn stattgefundene Leichentrunk wurde früher sogar im Rathsprotokolle constatirt (vergl. Rathsprotokoll des Marktes Redwitz v. 1730 Fol. 45 etc. al.). Sehr häufig wird beim Leichentrunk des Guten zu viel gethan; das geschieht aber Alles zur Ehre des Verstorbenen, und wird von den Hinterbliebenen Niemanden übel angerechnet. —

Ist der Leichenhügel aufgeworfen, das Seelenamt gelesen und nachgerade der Siebente und Dreißigste abgehalten, so ist auch der größte Schmerz verwunden. Die Arbeit nimmt wieder ihren nothwendigen, unverrückbaren Lauf; man hat keine Zeit, den Gedanken sonderlich nachzuhängen. Niergends fühlt es sich tiefer und schmerzlicher als am platten Lande, daß nur der Lebende Recht hat. Selbst des Grabhügels, in welchem die vorangegangenen Lieben ruhen, wird wenig geachtet. Kaum in den reichsten Gegenden der Provinz findet sich mehr als ein hölzernes Kreuz von schlichtester Form neben der ziemlich verwilderten Ruhestätte, und die Sitte des Gräberschmuckes am Allerseelentage ist selbst in den katholischen Bezirken nicht gemeingiltig. Der verstorbenen Wöchnerin, die ihr Kind am Leben zurück ließ, wird noch am längsten gedacht; denn es heißt von ihr — ähnlich wie in der Oberpfalz — daß sie sechs Wochen lang allnächtlich komme und nachsehe, ob ihrem Kindlein das Bett ordentlich gemacht sei. —

Wir schließen damit unsere Schilderung, weit entfernt, für sie das Prädikat der Vollständigkeit oder für unser Urtheil jenes der unfehlbaren Richtigkeit ansprechen zu wollen. Die Liebe und Treue, womit wir unsere Erfahrungen über das oberfränkische Volk sammelten, sei Gewähr, daß wir absichtlich nichts Wesentliches übergingen. Wo unsere Ansicht falsch ist, oder unser Bericht auf irriger Mittheilung beruht, hoffen wir auf Nachsicht und Belehrung.

Sechster Abschnitt.

Die oberfränkische Volkstracht.

Von Eduard Fentsch.

Selbst da, wo die nivellirende Gegenwart jede volksthümliche Eigenheit, jeden originalen Schnitt des Kleides verdrängt hat, griff sie mit auffallender Schonung an den Kopfputz, namentlich an jenen der Frauen. Das Volk scheint sich dessen bewußt zu sein, daß die Kopfbedeckung vorzugsweise der Tracht den Charakter verleihe. Darum hängt es wenigstens in dieser Beziehung noch gerne an alter Ueberkommniß. Während die wechselnde Mode selbst im entlegensten Winkel ihre Macht zur Geltung zu bringen wußte, hat sie großentheils die Grundformen dieses Hauptgewandstückes unberührt gelassen, und nur in der Ornamentik, in der nebensächlichen Ausschmückung mit Band und Spitze, Schleife und Falte ihre Kunst erprobt. Es bedarf nur einiger Abstraction, um aus diesen minder wesentlichen Umgestaltungen die alten Formen wieder heraus zu finden.

Die oberfränkische Bauerntracht bestätigt diese Behauptung in auffallender Weise. Der Kopfschmuck der Weiber hat sich trotz mancher Wandlungen einen Grad von Ursprünglichkeit gerettet, selbst da wo Wams und Kittel der Ahnensitte völlig treulos geworden sind. Er gibt aus gleichem Grunde auch untrügliche Fingerzeige für die ethnographische Gruppirung.

So weit ostfränkische Cultur nachdrücklich sich geltend machte, so weit reichen auch die Varietäten der „Frankenhaube", einer Abart der Bänder- oder Backenhaube, welche wir in der Oberpfälz kennen gelernt (vergl. Bd. II. S. 181). Jenseits dieser Grenze, welche nur das Bamberger Mainland, den untersten Regnitzgrund und zum Theile das Bayreuther Unterland umfaßt, tritt das Kopftuch an die Stelle der Haube. So im Fichtelgebirge, am Jura, im Frankenwalde und dem Voigtlande. Wir möchten dem Kopftuche gerne slavischen Ursprung zuschreiben.[1]) Die Vermischung wendischer und deutscher Elemente spricht sich in der entweder abwechselnden oder gleichzeitigen Benützung von Kopftuch und Haube aus, wie solches in den Uebergangszonen, im Bayreuther Unterlande, dem oberen Regnitzgrunde und der Bambergischen Steigerwaldpartie als Sitte gilt. Im alten Wunsiedler Kreise hinwider, an Eger und Kössein bis an die Kornberge, drückt sich in der mit dem Kopftuche abwechselnd gebrauchten Haube und ihrer spezifisch oberpfälzischen Form die Zusammengehörigkeit mit dem benachbarten Pfälzer Lande aus. Wo dort das Kopftuch in Geltung ist, herrscht unverkennbare Uebereinstimmung mit der Tracht im oberpfälzischen Naabgebiete.

Damit haben wir im Großen die Grenzlinien der oberfränkischen Trachtenzonen vorgezeichnet. Sie fallen im Allgemeinen mit jener ethnographischen Gruppirung zusammen, welche wir in einem früheren Abschnitte versuchten. Im Verlaufe der folgenden Schilderung soll deshalb auch diese Gruppirung Maaß geben und die Reihenfolge bedingen.

Wir beginnen mit dem Bayreuther Oberlande und zwar zuvörderst mit der Centralgruppe des Fichtelgebirges. Die ächte, alte Tracht des

---

[1]) L. Zapf in seinen trefflichen Aufsätzen über das bayerische Voigtland (vergl. Morgenblatt von Hauff, Jahrgang 1860, Nr. 26, 27, 30 u. 31), denen wir Manches zu entlehnen uns erlaubten, nennt das Kopftuch ein altes fränkisches, westgermanisches Kleidungsstück, welches noch bei den Friesinen nördlich der Elbe und sogar bei der Landbevölkerung des nördlichen Frankreichs von Paris bis tief nach Belgien übliche Kopftracht ist. Wir halten die Frankenhaube für ächte, altfränkische Ueberlieferung, wenn wir auch zugestehen wollen, daß das Schlingtuch, als die einfachste und natürlichste Kopfbedeckung, älteren Ursprunges ist. Die Ausbildung der spezifischen Nationaltracht gehört einer späteren Periode an. Für diese war das Kopftuch in den wendischen Distrikten maaßgebend. Das im fränkischen Herzlande (in den unterfränkischen Gauen) theilweise vorkommende Kopftuch unterscheidet sich — wie wir später zu entwickeln haben — nicht unwesentlich vom slavischen.







